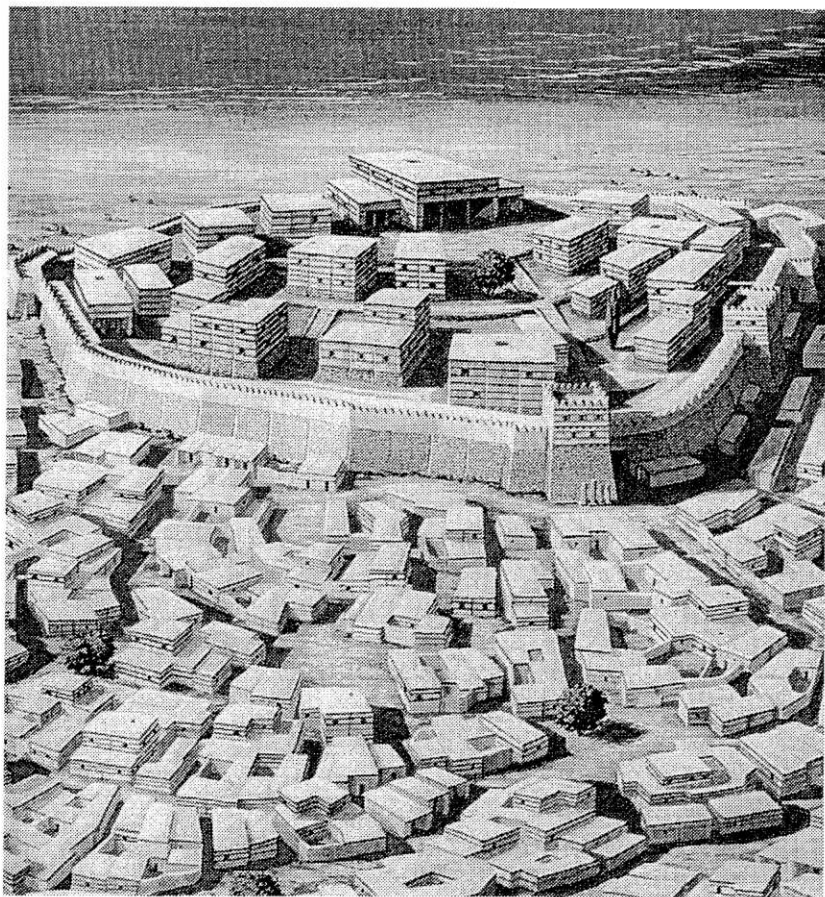


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2002



Jahrg. 14, Heft 1, März 2002



ISSN 0947-7233

Titelbild: Troia VI; Rekonstruktion von Ch. Haußner mit umstrittener Unterstadt in geschlossener Bebauung [Korfmann/Mannsperger 45]

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge

www.mantis-verlag.de

dort auch das **Gesamtregister** der *Zeitensprünge*

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 37,50 € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € bar oder als Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 2001 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 10,-). **Jahrgänge:** 1989 = 17,50; 1990 - 1991 je 20,-, 1992 - 1994 je 22,50,-, 1995 = 27,50, 1996 = 30,-, 1997- 1998 = 32,50, 1999 - 2000 = 35,-, 2001 = 37,50. Porto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 137 238-809 (zwingende Kontobezeichnung), Postbank München (BLZ 700 100 80)

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 14, Heft 1
März 2002

Editorial

Was sind wir doch für eine mit palindromischen Jahreszahlen verwöhnte Generation! Seit 1.000 Jahren und auch in den nächsten 1.000 Jahren erlebt ein Mensch maximal eine Jahreszahl, die von vorn und von hinten gelesen gleich lautet, denn solche treten nur alle 110 Jahre auf – nur bei der Jahrtausendwende folgten 1991 und 2002 im Abstand von nur 11 Jahren. Um unser Glück voll zu machen, erlebten wir sogar ein Doppelpalindrom mit symmetrischer Jahreszahl und in sich wie auch dazu symmetrischer Datumsangabe: den 20. 02. 2002. So etwas kommt für uns nicht wieder! Ein ‚einfaches‘ Tagesdatum-Palindrom gab es zwar schon am 10. 02. 2001, wird sich aber schon am 30. 02. 2003 nicht leicht einstellen. Palindromsüchtig Gewordene erhalten wenigstens am 01. 02. 2010 ‚Stoff‘. Bis dahin erfreuen wir uns an „Risotto, Sir?“ und an „Erika feuert nur untreue Fakire“, bevor uns „Reliefpeiler“ an die Arbeit im Palindrom-Jahr bringen.

Das vorliegende Heft birgt einiges von Belang. So wird von der oft gescholtenen *C14-Seite* eine saubere Ableitung vorgetragen, die im längst bekannten Dendro-Datenmaterial einen systematischen Fehler für das Frühmittelalter findet. Und als Quintessenz zu *Ptolemaios* erfahren wir, dass der ‚Almagest‘ Fehler enthält, die abwechselnd für die Beibehaltung der Zeit wie für ihre Kürzung sprechen, womit ein oft vorgetragenes Argument – Stichwort Spica – hinfällig wird.

Zum Mittelalter fällt auf, dass in zwei Fällen mehrere Autoren gleichzeitig aktiv geworden sind und ganz unterschiedliche Blickwinkel herausarbeiten. Ein Desideratum ist seit lange die kritische Kalenderprüfung für *China*. Die beiden jetzt vorliegenden Arbeiten demonstrieren, dass der chinesische Kalender in Altertum und Mittelalter mindestens genau so sorgfältig geprüft werden muss wie in Europa, Ägypten und Vorderasien.

Neues, brisantes Material liegt für die *Stadtgründungen* nach 1000 vor, die selbstverständlich auch auf die Zeit davor ausstrahlen. Dazu erscheinen zwei divergierende Rezensionen. Die des Brüderpaars erscheint mir ebenso berechtigt, als die hier vorgestellten Urbanoglyphen als solche zwar schon

unterstellt worden sind, aber erst durch den Nachweis methodischer Stadtgründungen ihre historische Möglichkeitsform erhalten.

Archäologisch wird die Situation im frühen **Russland** wie in **Polen**, aber auch hinsichtlich des „karolingischen“ **Mörtels** beleuchtet, während die Schilderung der **aktuellen Mittelalterdebatte** auch ins Theoretische führt. Hinzu treten neue Aspekte zur Bedeutung der „**Franken**“, zu **Carolus simplex**, zu **Fälschungen** oder zur ‚eingebläuten‘ **Bilderverehrung**.

Für die Antike wird der ägyptischen **Afrika-Umseglung** kritisch begegnet und das Wort „**Minne**“ bis fast an die Wurzeln verfolgt. Das aktuelle Duell zwischen dem **Troia**-Ausgräber und seinem Kontrahenten wirft neues Licht auf Selbstverständnis und blinde Flecke der Wissenschaft. Abgerundet wird das buchstarke Bulletin durch einige Gedanken zum **Denken**.

Diesmal lässt sich obendrein ein kleines Kompendium anlegen, wo ‚unsere‘ Themen ‚draußen‘ behandelt worden sind, was bislang nur fürs Frühmittelalter ging. So stellte **Otto Steiger** seine Wirtschaftstheorie in *Die Woche* vor, während sein ökonomisches Alter ego **Gunnar Heinsohn** dasselbe in einer Fernsehdiskussion im *ORF* tat. In *P.M.* wurde die Katastrophe vorgestellt, „die das Leben auf der Erde möglich machte“ und damit auch **Venus**, **Immanuel Velikovsky** und seine astronomischen Prognosen, die sich gegen alle Spezialistenmeinung erfüllt haben. **Meinhard Hoffmann** konnte im *ZDF* ‚seine‘ Pharaonen-Mumie aus Atlanta präsentieren, ein Thema, zu dem heuer noch zwei weitere, längere Sendungen ausgestrahlt werden sollen. Wir haben es sogar bis auf die Wahrheitsseite der *taz* gebracht, bei der am 4. 1. ein *Zeitensprünge*-Design einen Platz unter den „wirrsten Grafiken der Welt“ erobert hat. Schließlich breitet sich **Franz Löhners** Pyramidenbauidee – ‚natürlich‘ ohne Namensnennung – nach Frankreich aus.

Zum **Jahrestreffen in Regensburg** siehe letzte Seite. ‚Erbauliche‘ Lektüre wünscht

H. C. A. Illig 5. 3. 2002

Bourdial, Isabelle (2001): „Bâtisseurs de pyramides. Des secrets toujours bien gardés“; in *Science & Vie*, n° 1011, décembre 2001, 55-58

„Die Reise der Mumie“ in: Abenteuer Wissen; im: *ZDF*, 27. 3. 2002, um 22.35

Heinsohn, Gunnar (2002): Diskussion im *Philosophikum*; *ORF*, 15. 1., 23.00

Ripota, Peter (2001): „Die Katastrophe, die das Leben auf der Erde möglich machte“; in: *P.M.* 10/2001, S. 79 ff.

Steiger, Otto (2001): „Nur Eigentum schafft Gerechtigkeit“; in: *Die Woche*, 21. 12.

Wahrheit, die (2002): „die wirrsten grafiken der welt“; in: *tageszeitung* Berlin, 4.1.

K(r)ämpfe um Troia

Heribert Illig

Der Sachverhalt wäre einfach. Seit 13 Jahren gräbt der Tübinger Professor Manfred Korfmann mit seinem internationalen Team in Troia. Wenn er danach eine große Ausstellung über dieses Thema gestaltet, erwartet man eine kompetente Präsentation. Gleichwohl wird er von seinem Tübinger Kollegen, dem Althistoriker Frank Kolb in übler, bössartiger Weise attackiert. Nach rund sieben Monaten wird der peinliche, öffentlich ausgetragene Streit in die Universität verlegt. Auf einem Symposium über „Die Bedeutung Trojas in der späten Bronzezeit“ trafen die beiden Antagonisten zusammen mit weiteren elf Professoren ihre konträren Ansichten vor.

Ausgrabung

Korfmann ist anfänglich als skrupulöser Archäologe aufgetreten. Ich erinnere mich folgenden Zwischenfalls. Als die *FAZ* ihn, vielleicht 1992, interviewte, gab sie der Seite die Überschrift: „Die Achäer am Strand“. Dieser nicht autorisierte Titel ärgerte den Wissenschaftler ungemein, weil er als Archäologe keine Aussage über die Herkunft von irgendwelchen Schiffen machen, sondern nur z.B. die Unterstadt ergraben könne. Diese Zurückhaltung scheint er gegen 1995 aufgegeben zu haben, als das bislang einzige Schriftzeugnis, ein Bronzesiegel in luwischer Sprache, gefunden worden ist [Begleitband 47]. Ab da wurde Korfmann offener für Interpretationen und Spekulationen. Er sah nun – wie viele andere – Ilion als das hethitisch Wilusa genannte Zentrum, unterstellte ohne einschlägige Funde eine „Drehscheibe des Handels im 2. und 3. vorchristlichen Jahrtausend“ [Begleitband 355] und hielt sich an Homers *Ilias*, weshalb Troia ohne einschlägige Funde (wieder) zum Zentrum der Pferdezucht avancierte.

Besonderes Augenmerk richtete er auf die Unterstadt, die er zunächst magnetometrisch vermessen, dann an Stellen, die für Troia VI/VIIa zeugen könnten, auch ausgraben ließ – allerdings nur 2 bis 3 % des fraglichen Terrains [Kolb]. So fand sich manch ein Gebäuderest, auch ein als Wehranlage gedeuteter Graben. Für die Ausstellung wurde in der Computeranimation daraus ein komplett bebautes Gebiet mit Mauer, Graben und Stadttor. Nach den ersten Protesten wurden hier die Spekulationen ein Stück weit zurückgefahren, aber der Anspruch aufrecht erhalten, eine machtvolle „Handelsmetropole“ [lt. Fischer] nachgewiesen zu haben. Es fällt auf, dass die sehr lange Grabungskampagne nicht viele Funde für die Ausstellung geliefert hat.

Aktuelle Zeitskala [Begleitband 347-354; dort als ca.-Angaben]

2920 – 2350	Troia I, Frühe Bronzezeit II, 14 Bauphasen; diese maritime Troia-Kultur dauert bis 2200.
2550 – 2250	Troia II, Frühe Bronzezeit II, „wichtiger Herrschersitz mit zentraler geografischer Bedeutung“; 9.000 m ² Zitadelle.
2250 – 2200	Troia III, Frühe Bronzezeit III, mindestens 4 Bauphasen, eine durch große Brandkatastrophe beendet.
2200 – 1700	Troia IV-V, Frühe Bronzezeit III/Anfang der Mittleren Bronzezeit, 14.000 m ² , anatolische Kultur.
1700 – 1300	Troia VI, Mittlere/Späte Bronzezeit, 270.000 m ² , angeblich Homers Troia.
1300 – 1200	Troia VIIa, Späte Bronzezeit, angeblich Homers Troia.
1200 – 1000	Troia VIIb1-3, Frühe Eisenzeit, balkanisch geprägt.
700 – -85	Troia VIII, Archaische Zeit bis Hellenismus. Von 700 bis 300 nur ein Heiligtum, keine nennenswerte Besiedlung, wobei Homer um -700 gesehen wird [ebd., 64 f.]; im -3. Jh. große Tempelanlage und Stadtmauer.
-85 – 500	Troia IX, römisch; Aufbau ab Augustus.
13./14. Jh.	Troia X, byzantinisch; Funde hauptsächlich aus den genannten beiden Jahrhunderten.
ab 15. Jh.	500 Jahre unbesiedelt.

Streitkultur

Die immer schrilleren Proteste kamen von Kolb in einem völlig unangemessenen Ton. Eine Blütenlese:

Korfmann glaube, „sich von der Vorgehensweise der Geschichtswissenschaften dispensieren zu dürfen“. Dafür habe er „andersartige Motive, die nicht wissenschaftlicher Natur seien“ [lt. Menden]. Korfmann sei der „Däniken der Archäologie“, der „gar kein Griechisch kann“; „der Kollege trägt des Kaisers neue Kleider“ [lt. Maidt-Zinke]. Korfmanns Troia-Rekonstruktion sind „luftige pseudohistorische Behauptungen“, das von ihm so aufgewertete Troia nur eine „drittklassige Ansiedlung“ [lt. alex]. Insofern gehe es um „Irreführung der Öffentlichkeit“, denn Korfmann „täusche Grabungsbefunde vor“ oder rekonstruiere Dinge, „die nicht vorhanden sind“. Da war es nur noch ein Schritt bis zum „Blendwerk“ und zu „maßlosen Übertreibungen“ [lt. Siebler]. „Die ganze Ausstellung diffamierte er als ‚medialen Heißluftballon der Troia-Grabung‘“ [Tennenbaum 1]. So äußert sich „rheinische Frohnatur“, die bedauert: „Was ihm [Korfmann] fehlt, ist Humor“ [Maidt-Zinke].

„Seine beleidigenden Äußerungen gegen Korfmann vom Sommer und Frühherbst vorigen Jahres aber wollte er trotz inständiger Bitte des Dekans der Kulturwissenschaftlichen Fakultät vor Tausenden von Radiohörern nicht revozieren“ [Latacz].

Die Gegenseite konnte da nur bedingt mithalten. Korfmann returnierte den „Däniken“ mit „Stubengelehrter!“ [lt. Maidt-Zinke] und konstatierte berechtigterweise den „Versuch des Rufmords“ [mea], der Basler Philologe Latacz beobachtete publikumswirksame „Donquichoterie“ [Latacz]; allerdings leistete sich der Altorientalist Frank Starke gegen den Archäologen Dieter Hertel ein übles Foul: Beim neuerlichen Versuch, Ilios/Troia mit dem aus hethitischen Texten bekannten Wilusa gleichzusetzen,

„schien es dem Hethiter-Experten auch darum zu tun, Hertel, der Starkes These anzweifelt, fachlich zu diskreditieren. Das ging so weit, dass Starke Hertel aufforderte, eine Zeile aus dem wichtigen, in Keilschrift abgefassten Manabarhunta-Brief zu übersetzen. Hertels Antwort, Starke wisse genau, dass er keine Keilschrift lesen könne, quittierte der Tübinger mit der Entgegnung: ‚Das weiß ich. Ich wollte nur, dass die anderen es auch wissen.‘“ [Menden].

Als Kenner historiologischer ‚Streitbarkeit‘ und oft gescholtener „Däniken des Mittelalters“ bin ich enttäuscht von dem armseligen Repertoire; die Verbalinjurien sind bei den Althistorikern die gleichen stereotypen Worthülsen wie bei den Mediävisten. Auch wenn es nicht ums Diffamieren, sondern ums richtige Streiten, um das Austauschen von Argumenten geht, bleibt es beim kläglichen Niveau.

„So wie der Angriff aber weithin ablief im überfüllten Audimax der Universität, als Dauerfeuer möglichst publikumswirksamer apodiktischer Behauptungen, deren überzogene Simplizität bei den Attackierten ein ungläubiges Erstaunen nach dem anderen auslöste, konnte Hoffnung auf Synthese nicht einmal im Keim entstehen“ [Latacz].

Da kommen dann Projektorfolien

„im Sekundentakt zum Einsatz. Den Rekord stellte Ausgräber Manfred Korfmann auf. ‚Sie erkennen leicht die Bedeutung Trojas‘, erklärte er, nachdem er in einer Minute nicht weniger als zwanzig Grafiken gezeigt hatte.“

„Die kommunikativen Fähigkeiten der Professoren reichten oft nicht einmal aus, um die nötigen Anweisungen für die Diaprojektion zu erteilen. Überhaupt demonstrierte der zweitägige Troja-Kongress das Elend der Geisteswissenschaften in Deutschland. Verknöcherte Ordinarien mit Hornbrillen und schlecht sitzenden Anzügen dozierten stundenlang über

ihre Spezialthemen und verloren den Bezug zum Troja-Problem oft genug aus den Augen. [...] Sogar der Baseler Homerforscher Joachim Latacz, der sonst durchaus verständlich schreiben kann [...] Aber was soll man auch von Gelehrten erwarten, die ihr ganzes Leben als akademische Einzelkämpfer tätig waren? ‚Ich bin einer der wenigen, die etwas von den Dingen verstehen.‘ Mit diesen Worten sprach ein Diskutant aus Marburg offen aus, was jeder einzelne der 13 Referenten dachte – in Bezug auf sich selbst, versteht sich.“ [Bollmann]

Die Unfähigkeit zur fachlichen Artikulation evoziert bescheidene Urteilskraft. Nicht nur Korfmann und Kolb, „auch die anderen Vertreter beider Lager sahen sich letztlich nicht von der Gegenseite widerlegt“ [Siebler]. Die *Badische Zeitung* sah Korfmann als „schwachen Gegner“ [Schlaffer], der seine Behauptungen teilweise zurücknehmen musste. Die Redaktion der *FAZ* erkannte das Gegenteil: „Nicht zuletzt der Initiator der Kampagne, [...] Kolb, vermochte nicht zu überzeugen“, „die Unterstadt von Troia VI mit Graben und Befestigungsmauer ist jedenfalls grundsätzlich nicht ins Wanken gekommen [Siebler]. Der Austausch von Argumenten führte demnach nicht zu Klarheit, sondern zu vertieftem Wirrwarr und geriet zu einer Zustandsbeschreibung der beteiligten Fakultäten.

Die fachliche Ebene

Gestritten wurde um diese Fragen: War Troia eine dominierende Residenz- und Handelsstadt mit bis zu 10.000 Einwohnern oder lediglich ein drittklassiger Fürstensitz mit etwa 1.000 ‚Dorfbewohnern‘? Diese Frage bezieht sich gleichermaßen auf Troia II, IV, VI und VIIa [Fischer]. Gab es vor den Toren der Akropolis eine Unterstadt, die durch Mauer und einen in den Fels geschlagenen Graben geschützt war, oder nur eine agrarisch geprägte, unbefestigte Außensiedlung? War dieses Troia eine Drehscheibe des Handels oder nur Endpunkt eines Handelsweges? Soll sich die Homerphilologie mit den Ausgrabungsergebnissen in Troia befassen oder hat Homers Krieg nie stattgefunden? Ist der andere Name für Troia, (W)Ilios, identisch mit Wilusa, einem aus Texten bekannten Vertragspartner der Hethiter, hatte also Troia enge Beziehungen zum hethitischen Großreich? [Siebler; taz]

Erkennbar hat Korfmann ‚sein‘ Troia für die Ausstellung aufgewertet: Die Befunde der Unterstadt sind für eine saubere Rekonstruktion und Einschätzung noch unzureichend. Einige Behauptungen sind Postulate: Der rege Handel ist weder beweisbar noch widerlegbar und hieß bei ihm 1998 noch „mögliche Kontakte des bronzezeitlichen Troia (Rohstoffe und Kulturererscheinungen), als Forschungshypothesen“ [Korfmann/Mannsperger 55]. Die rosse-nährende Troas steht bei Homer, weniger in den Ausgrabungsprotokollen von

Hans-Peter Uerpmann, der Pferdeknochen in großer Anzahl kennt [Begleitband 349], obwohl nur 7 % des Viehbestands Pferde waren [Schlaffer]. Doch ein Teil der „PR-Aufschäumung“ [Fischer] wurde schon in der Ausstellung, ein anderer beim Symposium zurückgenommen oder relativiert [Bollmann].

Das reichte aber nicht zum Einlenken der Kolbianer, die sich hyperkritisch gebärdeten: Für sie könnte auf einem ergrabenen Fundament auch nur ein Schuppen, kein rekonstruiertes Haus gestanden haben; für sie ist Troia erst dann Troia, wenn das Ortsschild gefunden worden ist. Auch die gut begründete Gleichsetzung von Troia und Wilusa wurde von Heinhold-Krahmer als „zufällige Assonanzen“ abgetan [Tennenbaum]. Als es um die Handelsdreh-scheibe ging, zeigte es sich, dass auch die strategische Schlüsselstellung an zwei Meeren und zwei Kontinenten noch lange kein Hinweis auf einen Handelsort sein müsse. Und ein beschriftetes Siegel bezeuge keinen Schriftgebrauch in Troia, weil es auch durch einen – gerade noch abgestrittenen Händler – hergebracht worden sein könnte. Schließlich akzeptiert diese Fraktion eher, dass das Wasser im von ihnen als Entwässerungsanlage für Steinbrüche gewerteten Graben aufwärts geflossen sei, als dass er der Verteidigung gedient haben könne [ebd.].

Natürlich gab es auch Probleme damit, dass sich beide Parteiungen nicht von den „dark ages“ trennen können. Wolfdietrich Niemeir betonte, dass die *Ilias* mykenische Bewaffnung, mykenische Rüstungen, Kampfformationen und Gebäude beschreibe, während Wolfgang Kullmann „die Troia-Geschichte (erst) nach den Dunklen Jahrhunderten“ entstanden“ sieht, also 500 Jahre später [ebd.].

„Während Latacz nachwies, daß der Schiffskatalog in der *Ilias* aus mykenischer Zeit stammt, ist er für Kullmann eine ‚umgeschriebene Teilnehmerliste der damals aufkommenden Olympischen Spiele‘. Die von Kullmann dazu vorgebrachte Argumentationskette ist höchst kompliziert und umständlich“ [ebd.].

Es steht nicht zu erwarten, dass auch nur einer der Teilnehmer das Format hat, diesen Gordischen Knoten – nein, nicht zu durchschlagen, sondern ihn *nur* als längst von Velikovsky durchschlagen sehen zu können.

Schließlich empfand es Kolbs Fraktion als verwerflich, dass genau mit diesen Rekonstruktionen und mit dem Glanz eines alten Namens das Publikum für Dinge interessiert wird, „die bestenfalls die Fachwelt zu interessieren haben“ [lt. Schlaffer].

Der tiefere Hintergrund

Es ging also, wie das letzte Zitat zeigt, um den Primat: Darf ein Archäologe überhaupt eine publikumswirksame Ausstellung gestalten? Da ist die treiben-

de Kraft nicht nur Neid. Wichtiger ist Kolbs Vorwurf [2002], Korfmann verstoße gegen die Regeln der historischen Wissenschaften. Seine Begründung ist gut:

„Der Begriff der Hypothese ist methodologisch festgelegt: Er bezeichnet eine Annahme, die eine Tatsache erklären soll. Es gibt aber keine Tatsachen etwa in Form von Handelsgütern, zu deren Erklärung man Troia als Drehscheibe des Handels heranziehen dürfte. Unbegründete Spekulation ist folglich der adäquate Begriff für eine derartige Argumentationsweise. Das Resultat ist Fiktion. [...] Wunschgebilde dürfen nicht das Ergebnis geisteswissenschaftlicher Forschung sein, und einen vermeintlichen ‚Ermessensspielraum‘ kann es nicht geben“ [Kolb].

Dem ist zuzustimmen. Aber: Um das aufzuzeigen, wären keine persönlichen Beleidigungen, kein versuchter Rufmord notwendig – das ginge auch ohne große Aufregung, indem man die „methodische Insuffizienz“ [ebd.] herausarbeitet. Damit werden aber die Kolbianer Schwierigkeiten haben, nachdem sie selbst Wunschgebilde erzeugt haben. Wer aus dem Faktum *Ilias* und der alten Tradition eines so genannten Homers schließt, dass Homer nie gelebt habe und die Dichtung als reines Phantasiewerk ohne realen Hintergrund bezeichnet, hat genauso wenig methodologisch saubere Hypothesen gebildet [Tennenbaum].

Es gibt also eine weitere Triebfeder, die entscheidende. Es geht um den Primat der ‚Geschichtsfabrikation‘: Steht er weiterhin den Althistorikern zu oder etwa den Archäologen? „Die Althistoriker zweifeln an allem, was sich nicht durch schriftliche Quellen belegen lässt“ [Bollmann]. Dem stellte Uerpman u.a. entgegen:

„Es könne aber nicht Aufgabe der Archäologie sein, geschriebene Geschichte zu bestätigen: der Archäologe sei im Besitz von Wahrheit – im Gegensatz zu denen, die sich mit alten Geschichten befassen“ [Bollmann; Menden].

„Trotzdem beanspruchten die Historiker immer noch die alleinige ‚Deutungshoheit‘ über Geschichte und versuchten, sie mit ihrem Beharren auf fixe Kategorien und Begriffe ‚mit Zähnen und Klauen‘ zu verteidigen“ [Tennenbaum].

Dem lässt sich zustimmen, so lange die Archäologen nicht der Selbsttäuschung verfallen, sie seien *allein* im Besitz der Wahrheit.

Im Kern ging es also um die Emanzipation der Archäologie! Leider ist Korfmann dabei nicht konsequent geblieben, hat er doch z.B. auch Behauptungen aus der *Ilias* übernommen oder Wunschvorstellungen entwickelt, die von seinen Arbeiten gar nicht belegt werden. Damit gab er Kolb die Möglichkeit, mit einigen richtigen Argumenten den Primat der Althistoriker zu

stützen und den Ausgräber dermaßen zu attackieren, dass britische Wissenschaftler wie der Hethitologe John David Hawkins in der Sorge angereist waren, Korfmann könne die Ausgrabung einstellen [ebd.].

Ansonsten achteten beide Seiten, alle Disziplinen darauf, dass sich kein Fachfremder hereindrängt:

„Unfassbar fand es der Tübinger Hethitologe Frank Starke, dass sich ‚der klassische Philologe Hertel hier über hethitische Geografie auslässt“

[Bollmann].

So lange es oberstes Ziel der Spezialisten bleibt, Kontrahenten genau so wie Kombattanten aus dem Revier zu treiben, so lange wird es weder Konsens noch relevanten wissenschaftlichen Zugewinn geben.

Quintessenz

Erstes Ziel wäre das wechselseitige Verständlichmachen der Spezialsprachen – vielleicht durch ein Pflingstwunder. Dann: So wie der Althistoriker im Besitz von Wahrheit ist, so ist es auch der Archäologe und der Philologe. Nachdem die oft geprüften Schriftquellen nicht vermehrbar sind, bringt den fachlichen Zugewinn heute vorrangig die Archäologie. Deshalb übernimmt sie von den Althistorikern den Stab, darf aber nicht in deren Fehler verfallen und nur noch aus dem eigenen Grabungsloch heraus den Horizont beschreiben. Erst wenn möglichst alle Disziplinen ihren Beitrag geleistet haben, kann der/die Fähigste – ob nun Archäologe, Historiker oder ein Dritter – das neue Geschichtsbild entwerfen.

Den Althistorikern geht es wie den Mediävisten: Sie verteidigen ihren Primat mit Händen und Füßen, selbst mit Tritten in den Unterleib der Kontrahenten. In Troia ist er erschüttert worden, aber nicht gestürzt. Es wird an den Archäologen für das Mittelalter sein, den Rammstoß besser zu führen und das Bollwerk zu sprengen, was sowohl den mediokren Streit beenden, als auch allein neue Perspektiven bringen wird.

Pro domo lässt sich anfügen: Für die These von Phantomzeiten in Antike wie im Mittelalter sind von uns Berge von Belegmaterial, von Tatsachen angeführt worden. Gleichwohl haben sich die ‚zuständigen‘ Wissenschaften überhaupt nicht beeindrucken lassen, weil ihnen ihre Hypothesenbildungen, von ihnen herrschende Lehre benannt, viel wichtiger sind als irgend welche Tatsachen. Vielmehr benennen sie das Vorbringen derartiger Tatsachen reflexartig als „absurd“. So ist klargestellt, warum ich ruhigen Gewissens Kolbs „Regeln der historischen Wissenschaften“ zustimmen kann. Denn wir haben gegen diese Regeln allenfalls in bescheidenem Umfang verstoßen. Wesentliche Verstöße leisten sich hier die Wissenschaften selbst. Insofern

unterscheidet sich die ‚Causa Korfmann‘ grundsätzlich von der Hypothesenbildung zu ‚Phantomzeiten‘. Denn gerade die griechischen ‚dark ages‘ konnten durch keine Grabungsbefunde erhellt werden – im Gegenteil.

Literatur

- alex (2001): ‚Die Agonauten von Tübingen‘; in: *SZ*, vom 29. 11. 2001
- Begleitband zur Ausstellung ‚Troia – Traum und Wirklichkeit‘* (2001) für die Ausstellungen in Stuttgart, Braunschweig und Bonn; Stuttgart (unter maßgeblicher Mitarbeit von Manfred Korfmann)
- Bollmann, Ralph (2002): ‚Der Diaprojektor als Waffe. Eine Aussprache zum Troja-Streit in Tübingen brachte kein Ergebnis – zum Schaden der Geisteswissenschaft‘; in: *taz*, Berlin, vom 18. 2. 2002
- Fischer, Franz (2002): ‚PR-Aufschäumung einer versunkenen Stadt‘; in: *SZ*, vom 21. 2. 2002 (Leserbrief eines Emeritus)
- Kolb, Frank (2002): ‚Vor Troia sinken alle Fiktionen in den Staub. Weshalb der Archäologe Manfred Korfmann gegen die Regeln der historischen Wissenschaften verstößt‘; in: *SZ*, vom 8. 1. 2002
- Korfmann, Manfred / Mannsperger, Dietrich (1998): *Troia. Ein historischer Überblick und Rundgang*; Stuttgart
- Latacz, Joachim (2002): ‚Moderner Krieg um Troia. Beim Tübinger Symposium kämpfte mancher Recke unfair‘; in: *FAZ*, vom 22. 2. 2002
- Maidt-Zinke, Kristina (2002): ‚Der Herausforderer. Ich bin der Störenfried: Frank Kolb lehnt sich weit hinaus‘; in: *SZ*, vom 16. 2. 2002
- mea (2002): ‚Waffengeklirr. Kolb und Korfmann messen ihre Kräfte in Tübingen‘; in: *SZ*, vom 16. 2. 2002
- Menden, Alexander (2002): ‚Manfred und Frank, der Kampf geht weiter. Das große Duell Kolb gegen Korfmann beim Tübinger Symposium ‚Die Bedeutung Trojas in der späten Bronzezeit‘‘; in: *SZ*, vom 18. 2. 2002
- Schlaffer, Hannelore (2002): ‚Troja wurde etwas kleiner. Beim Tübinger Gelehrtenstreit hatte Frank Kolb die besseren Argumente als Manfred Korfmann‘; in: *Badische Zeitung*, vom 18. 2. 2002
- Schulzki-Haddouti, Christiane (2002): ‚Auferstanden aus Ruinen. Mit dem Computer-Programm, das Troja auf Ausstellungen lebendig macht, ordnen auch Archäologen ihre Funde‘; in: *SZ*, vom 29. 1. 2002
- Siebler, Michael (2002): ‚Nach dem Sturm in Tübingen: Troias Mauern stehen noch‘; in: *FAZ*, vom 18. 2. 2002
- taz* (2002): ‚Die Erben Schliemanns. Hintergrund: Die Entstehung des Gelehrtenstreits um Troja‘; in: *taz*, Berlin, vom 18. 2. 2002
- Tennenbaum, Rosa (2002): ‚Eine Schande für die Wissenschaft‘; in: *Neue Solidarität*, Wiesbaden, vom 27. 2. 2002

Nechos Afrikaumschiffung – Seemännische Großtat oder antipersische Propaganda?

Walter Kiefl

Der antike griechische Geschichtsschreiber und Völkerkundler Herodot (ca. 490 – ca. 425) berichtet im 4. Buch seiner Historien [1971; Abschnitt 42] von einer mehr als hundert Jahre vor seiner Geburt im Auftrag des ehrgeizigen ägyptischen Königs Necho II. (609-593) aus der XXVI. (saisischen) Dynastie erfolgten Umschiffung Afrikas durch die Phönizier:

"Der König Nekos von Ägypten ist, soviel wir wissen, der erste gewesen, der den Beweis dafür [dass Libyen - worunter man damals Afrika verstand - ganz vom Meer umgeben ist] geliefert hat.

Als Nekos nämlich den Bau jenes Kanals eingestellt hatte, der vom Nil nach dem arabischen Meerbusen führen sollte, schickte er Phoiniker mit einer Flotte aus und gab ihnen den Auftrag, den Rückweg durch die Säulen des Herakles [= Straße von Gibraltar] zu nehmen und also durch das mittelländische Meer nach Ägypten zurückzukehren. So fuhren denn die Phoiniker durch das Rote Meer nach Süden fort. Als der Herbst kam, gingen sie ans Land, bebauten das Feld, an welcher Stelle Libyens sie sich nun gerade befanden, und warteten die Ernte ab. Hatten sie geerntet, so fuhren sie weiter. So trieben sie es zwei Jahre lang, und im dritten Jahre bogen sie bei den Säulen des Herakles ins nördliche Meer ein und gelangten nach Ägypten. Sie erzählten – was ich aber nicht glaube, vielleicht erscheint es anderen eher glaublich –, dass sie während der Umschiffung die Sonne auf einmal zur Rechten gehabt hätten."

Diese Geschichte war ursprünglich nicht nur für Herodot unglaubwürdig. Sollte die Umfahrung Afrikas damals tatsächlich stattgefunden haben, so handelte es sich – ungeachtet der Tatsache, dass die Schiffe vermutlich immer in Sichtweise der Küste geblieben sind – um die bis dahin gewaltigste seemännische Expedition, der erst knapp 1.500 Jahre später mit den Fahrten der Wikinger eine vergleichbare Leistung gegenübergetreten ist.

Das zuletzt erwähnte und auch von Herodot bezweifelte Detail des verkehrten Sonnenstandes wurde später als Beweis der gelungenen Expedition angesehen: Es wurde argumentiert, kein Mittelmeeranrainer hätte aus eigener Anschauung wissen können, dass die Sonne, die auf der nördlichen Halbkugel stets südlich des Zenits, also links umläuft, auf der südlichen Halbkugel nur nördlich, also rechts umlaufen würde. Diese Begründung ist aber nicht so

überzeugend, wie sie zunächst anmutet, denn schon zu Herodots Zeiten gab es Konzepte über die Gestalt und Ausdehnung der Erde und über die Bahn der Sonne, die ein solches Ergebnis, d.h. eine entsprechende Beobachtung, erwarten ließ. Wenn dies Herodot unglaubwürdig erscheint, dann nur deshalb, weil er sich nicht vorstellen konnte, dass Afrika so weit nach Süden reichte [dazu ausführlich Lloyd 1977, 148 ff.].

Übrigens gibt Haussig als Herodots Kommentator dazu eine andere Erklärung, die stillschweigend davon ausgeht, die Griechen hätten nicht von der Sonne und ihrer Bahn, sondern nur vom Sonnenaufgang gesprochen:

„Nach der Umsegelung dieses Kaps [der Guten Hoffnung] hatten die Seefahrer tatsächlich, wie sie hier berichtet hatten, die Sonne zur Rechten“
[Herodot 1971, 689].

Diese Erklärung ist jedoch keine, denn es ist banal, dass nach einem Kurswechsel um 180° der Sonnenaufgang nicht mehr links, sondern rechts zu beobachten ist [ein Hinweis von H. Illig]. Gleichwohl hat sich mit Wolfgang Stammer [Herodot 1984, 729] ein anderer Herodot-Kommentator dieser ‚Missweisung‘ wörtlich angeschlossen.

Nechos Afrikaexpedition wird sowohl in wissenschaftlichen [z.B. Marinatos 1978; Lexikon der Ägyptologie 1982; Comevin & Comevin 1980] als auch populärwissenschaftlichen Darstellungen [z.B. Herm 1975, 139] als Fakt akzeptiert, doch hat insbesondere der britische Ägyptologe Alan B. Lloyd [1977, 149] begründete Zweifel daran geäußert. Wer sich mit diesem Thema beschäftigt, muss sich jedenfalls zwei entscheidende Fragen stellen:

1. War eine solche Expedition unter den damaligen Gegebenheiten grundsätzlich möglich?
2. War eine solche Expedition wahrscheinlich?

Die Möglichkeit

Nach Herodot hat die Reise zwischen zwei und drei Jahren gedauert. Unterstellen wir eine Dauer von zweieinhalb Jahren. In dieser Zeit war eine Strecke von etwa 15.000 Seemeilen, d.h. 28.000 km zurückzulegen. Man kann davon ausgehen, dass die durchschnittliche stündliche Reisegeschwindigkeit antiker Schiffe unter günstigen Bedingungen etwa 5 Knoten (9,3 km) betragen hat. Da man größtenteils in bis dahin unbekanntem Gewässern gefahren ist, werden die Schiffe während der täglichen (durchschnittlich etwa 10) Nachtstunden wohl vor Anker gelegen haben. Geht man also davon aus, dass täglich durchschnittlich 70 Knoten (130 km) zurückgelegt wurden, so hätte man in drei Jahren eine Strecke von 70 Seemeilen x 913 Tagen = 63.910 Seemeilen bewältigt. Mit anderen Worten: Selbst unter Berücksichtigung häufiger Aufenthalte und Liegezeiten

(für Frischwasser und Reparaturen), ungünstiger Winde und schlechter Witterung und bei Anrechnung der von Herodot erwähnten Praxis des Säens, Wartens und Erntens liegt eine derartige Expedition durchaus im Bereich des Möglichen, zumal die Wind- und Strömungsverhältnisse auf der beschriebenen Route die Fahrt bis zum Kap der Guten Hoffnung begünstigt haben dürften. Die Bedingungen für die sich daran anschließende Weiterfahrt in nördlicher Richtung gelten als weniger gut, werden aber selbst für antike Schiffe keine unüberwindlichen Hindernisse dargestellt haben.

Die Wahrscheinlichkeit

War diese grundsätzlich mögliche Expedition aber auch wahrscheinlich? Zunächst zwei schwache Gegenargumente: Abgesehen von Herodot wird diese Expedition nirgends erwähnt, und es gibt auch keine archäologische Quellen. Letzteres wird man wohl kaum erwarten können, denn es wäre ein ganz außergewöhnlicher Zufall, wenn man irgendwo an der afrikanischen Küste identifizierbare Überreste von über 2.000 Jahre alten Schiffen, von darauf befindlichen Waren oder von dauerhaften, der Expedition zuzuordnenden Hinterlassenschaften (z.B. in die Regierungszeit Nechos datierbare Statuen oder Gefäße) finden würde. Auch dass es keine anderweitigen literarischen Hinweise gibt, darf nicht überbewertet werden, denn zum einen können Texte längst verlorengegangen sein, zum anderen werden Auftraggeber und Ausführende schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht allzu viel Interesse gehabt haben, ein so kühnes Vorhaben und seine Ergebnisse schriftlich festzuhalten, hätte dies doch bloß die Begehrlichkeit von Handelskonkurrenten und anderen Mächten geweckt.

Es gibt aber gewichtigere Argumente, die gegen eine damalige Umsegelung Afrikas sprechen: Die ‚übliche‘ Durchführung großer seemännischer Expeditionen lässt Herodots Bericht eher als Phantasieprodukt erscheinen, und auch das Detail des jährlichen Säens und Erntens mutet sehr ungewöhnlich an. Schließlich scheint die Planung und Durchführung einer solchen Expedition dem ägyptischen Denken ziemlich fremd – nicht aber dem eines späteren griechischen ‚Bericht‘-Erstatters. Im Detail:

– Wie die Entdeckungsgeschichte der frühen Neuzeit zeigt, gehen maritime Expeditionen relativ langsam und vorsichtig-tastend voran [Lloyd 151]. Dies gilt nicht erst für die Afrika- und Indienfahrten der Spanier und Portugiesen im 15. Jh., sondern auch für ihre antiken und mittelalterlichen Vorläufer, die Karthager, die Araber und sogar für die Wikinger. Wenn tatsächlich um -600 eine Umrundung Afrikas stattgefunden haben sollte, wäre sie das Ergebnis eines

längeren Prozesses gewesen, der sicherlich auch Spuren in der Überlieferung hinterlassen hätte.

– Die von Herodot beschriebene Lebensmittelversorgung durch periodisches Säen und Ernten in völlig unbekanntem Gegenden erscheint ungewöhnlich, überflüssig, riskant (Gefahr feindlicher Überfälle), umständlich und unwirtschaftlich, denn man hätte auch in den antiken Schiffen eine erhebliche Menge an Vorräten mitnehmen und durch Fischen ergänzen können. Handel, Überfälle auf Küstensiedlungen und Piraterie wären weitere übliche Mittel zur Versorgung der Mannschaften gewesen [Lloyd 151 ff.].

– Es scheint sehr unwahrscheinlich, dass ein ägyptischer König ein solches Unternehmen angeregt, geplant, durchgeführt oder finanziert hätte, selbst dann nicht, wenn er – wie Necho – der Seefahrt aufgeschlossen gegenüberstand [Lloyd 150 ff.]. Die von Ägypten ausgehenden früheren Handelsexpeditionen nach Palästina, ins sagenhafte Goldland Punt oder nilaufwärts nach Nubien dienten einzig praktischen Zwecken, nämlich der Beschaffung von kostbaren Rohstoffen, Waren für den religiösen Gebrauch (z.B. Weihrauch), Luxusgütern, Sklaven und exotischen Tieren.

„Wissenschaftliche“ Fragen wie die nach den Grenzen der Erdscheibe oder nach Größe und Umfang von Kontinenten kamen zu Herodots Zeiten in Griechenland auf, und waren der traditionellen ägyptischen Denkweise fremd. In der Darstellung von Herodot handelt Necho – und auch sein Vorgänger Psammetich – dagegen wie das (spätere) griechische Ideal eines an Weisheit und Wissenschaft interessierten „Philosophenkönigs“. Die Eignung beider Könige für dieses Ideal ergab sich auch daraus, dass sie den Griechen sehr aufgeschlossen gegenüberstanden und ihnen die Stadt Naukratis im Nildelta als eigene Handelsniederlassung zuwies [dazu z.B. Marinatos 1978, 172 ff.].

Cui bono?

Wenn es – wie gezeigt wurde – nicht sehr wahrscheinlich ist, dass Herodots Bericht auf einem entsprechenden tatsächlichen Ereignis beruht, stellt sich die Frage nach den Gründen, die zu dieser Geschichte und ihrer Überlieferung geführt haben könnten. Ein Blick auf die politische Situation im Zeitalter Herodots bringt hier Klarheit: Damals war Persien Vormacht im östlichen Mittelmeer und bedrohte einen Teil der griechischen Stadtstaaten. Andere Griechenstädte standen unter der Herrschaft des Großkönigs, ebenso phönizische Städte und (abgesehen von kurzen Perioden der Unabhängigkeit) Ägypten, wo die Eroberer besonders unbeliebt waren. So lag es im ägyptischen Interesse, der im -5. Jh. in der Regierungszeit des Xerxes (485 - 465) durchgeführten und missglückten Afrikaumschiffung des Persers Sataspes (der in umgekehrter

Richtung wie Nechos Phönizier fuhr) ein eigenes erfolgreiches früheres Vorhaben entgegenzusetzen. Diese nationalistische ägyptische Sichtweise wurde von den Griechen aufgegriffen und akzeptiert – nicht nur aufgrund der gemeinsamen Abneigung gegen die Perser. Da die Ägypter bei den Griechen traditionell als weise galten, hatte sie auch das die Griechen beschäftigende wissenschaftliche Problem der Ausdehnung „Libyens“ (= Afrikas) zu interessieren. So war es nur folgerichtig, dass der Impuls zur Problemlösung von einem angesehenen griechenfreundlichen Repräsentanten dieses alten und gelehrten Volkes ausgehen musste.

Literatur

- Cornevin, Robert / Cornevin, Marianne (1980): *Geschichte Afrikas von den Anfängen bis zur Gegenwart*; Frankfurt a.M. · Berlin · Wien, Ullstein
- Herrn, Gerhard (1975): *Die Phönizier. Das Purpurreich der Antike*; Reinbek, Rowohlt
- Herodot (⁴1971): *Historien*. Deutsche Gesamtausgabe. Übersetzt von A. Horneffer; neu herausgegeben und erläutert von H.W. Haussig; Stuttgart, Kröner
- Herodot (²1984): *Neun Bücher der Geschichte*. Nach der Übersetzung von Heinrich Stein bearbeitet und ergänzt von Wolfgang Stämmler; Essen, Phaidon
- Lexikon der Ägyptologie* (1982); Wiesbaden, Harrasowitz, Sp. 369-371 „Necho“ und 1164-1172 „Psammetichus I. und II.“
- Lloyd, Alan B. (1977): „Necho and the Red Sea: Some Considerations“: in: *Journal of Egyptian Archeology* 63, 142-155
- Marinatos, Spyridon (1978): „Zur Legende von Atlantis“; in: Ebon, Martin: *Atlantis. Neue Beweise*; München, Heyne, 161-178

Dr. Walter Kiefl, 81543 München, Schönstr. 26

Nachgetragene Minne

Angelika Müller

Als in Heft 3/99 mein Text über die *Minne in vielfachem Elend* in dieser Zeitschrift erschien, war klar, dass ich eine entscheidende Frage gar nicht gestellt hatte, nämlich die nach der tatsächlichen Herkunft des Wortes *minne*. Ich stellte sie nicht, weil mir das Fehlen entsprechender Aufklärung in etymologischen Lexika keinerlei Hoffnung auf eine doch noch zu findende Antwort versprach. Wie aber sollen wir jemals verstehen, in welchem kulturellen Rahmen und von welchem Volk *minne* gepflegt wurde, wenn uns schon das Wort ein Rätsel bleibt?

Nach Erscheinen des Textes wies mich dankenswerterweise Dr. *Günter Lülting* darauf hin, dass dieses *min* ein *semitisches Wort* ist. Im folgenden Text will ich versuchen, seine Informationen sowie eigene, dadurch erst denkbar gewordene Recherchen wiederzugeben. Dem kundigen Leser der *Zeitensprünge* wird bei der Lektüre schließlich auffallen, dass er für das weitere Verständnis der *Minne* die Texte von Lülting über *Das Blutrecht* [1999] und *Das Problem 'Hebräer'* [2000] mit neuen Gedanken wieder zu Rate ziehen darf.

Schauen wir uns zunächst nochmal die *geläufige Etymologie* von *minne* an: Im ahd. *minna*, *minia*, im asächs. *minnea*; daraus entwickelt sich *minnon* - „des Geliebten gedenken“ und wird (aber erst ab +1000) zu lat. *amor*. Im Nordischen hat sich die Bedeutung von *amor* gar nicht entwickelt, sondern es bildete sich allein die Bedeutung des lat. *memoria* aus anord. *minni* und got. *ga-min(th)i* in der ursprünglichen Bedeutung von „Gedenken, Erinnerung“. Damit verwandt ist ags. *mynd*, engl. *mind*: „Sinn, Gedenken“, got. *munan*: „gedenken“.

Die Wörter gehören sämtlich zur idgerm. Wurzel *men* - „denken, geistig erregt sein“, ebenso aind. *man* - „meinen“, griech. *menos* - „Sinn“. Auch im Got. ist *man* (Pl. *munum*) „ich denke“, *gaman* - „ich gedenke, erinnere mich“ [nach Kluge].

Hingewiesen sei hier auf Lülings Bemerkungen im oben genannten Text [2000, 189] über das Griechisch als „durch und durch“ semitisiert (wobei diese Formulierung einer Datierung des Semitisch ins frühe -3. Jtsd. geschuldet ist; sollte es im Zuge revidierter Chronologie aber erst viel später kommen, hätten Griechisch und Semitisch gemeinsame Wurzel, wie es für Falb, Fester, Wadler u. a. auf der Hand liegt [ein Hinweis von H. Illig]). Und hingewiesen sei auf Lülings telefonische Aussage, die Goten seien Semiten. Der Name des

ostgotischen Königshauses ist *Amali*, das sind die *Amalinge* der deutschen und angelsächsischen Heldensagen. In Altnordisch bedeutet *amal* „unaufhörliche und mühsame Beschäftigung mit einer Sache“ [Pokorny 15, 778]. In Hebräisch wie Arabisch bedeutet '*amal* aber ebenfalls „Mühe und Arbeit“.

Wenn sich *min* nun als semitisch nachweisen lässt, wäre dies wieder ein Beispiel mehr für die Unfähigkeit der indogermanischen Sprachwissenschaft, über ihr Dogma hinaus zu umfassenderen Erkenntnissen zu gelangen. Zugleich ist dies eine Forderung nach interdisziplinärer Arbeit, denn wer beherrscht angesichts ausgewachsener Fachorientierung noch indogermanische und semitische Sprachen gleichzeitig. Wie die Leser wissen, ist Lüling mit beiden vertraut und hat dadurch schon zahlreiche hochinteressante Erkenntnisse über das alte Weltbild zu Tage gefördert.

Schlagen wir solcherart vorbereitet in einem umgangsarabischen Wörterbuch nach, so finden wir die simple umgangsarab. Präposition (Präp. sind meist verstümmelte Substantive) *min* = „von“, und ein allenfalls noch in der Umgangssprache gebräuchliches *min* = „Wer?“ Doch unter zahlreichen arabischen Wörtern, die diese Wurzel *min* enthalten, finde ich nun plötzlich auch arab. *minne* (Pl. *minan*) - „Güte, Gnade, Gunsterweisung, Wohltat, Dankverpflichtung...“, und *munne* - „Kraft, Macht“. Das gleiche alteuropäische Wort gibt es also tatsächlich in zwar abgewandelter, aber doch nahestehender Bedeutung noch heute im Arabischen! Was haben das Fragepronomen „Wer“ und die Präposition „von“ mit dem Dank und der Kraft zu tun, gibt es da einen Zusammenhang, der uns auf die ursprüngliche Bedeutung zurückführt?

Etwas näher kommen wir der Frage im *Theologischen Handwörterbuch zum AT* [867]; hier findet sich zu hebr. und arab. *min* der Hinweis, seine Etymologie sei „noch nicht geklärt“.

„Unbestritten ist eigentlich nur die etymologische Verwandtschaft zu *t'munah*..., Gestalt, Art. *Min* ist ein ‚Klassifikationsterminus‘, der oft gebraucht wird im Sinne von ‚Art für Art‘ oder ‚nach der Verschiedenheit der Arten‘ oder im Sing. ‚nach seiner Art‘, bzw. ‚sich gruppieren nach seinem *min*.“

Zu vermuten ist, dass das Umgangsarabisch also die Information bewahrt hat: ‚Wer‘ jemand ist, zeigt sich an seinem *min*, an seiner (anderen, besonderen) Art, und diese besondere Art ist eben *meine* und niemandes andere. Unterstützt wird dies m.E. dadurch, dass auch im Hebräischen [Gesenius] diese Grundbedeutung in diversen Ableitungen bestätigt wird: *min* auf hebräisch ist tatsächlich „die besondere Art“.

Nach Falb [37] ist *min* in den semitischen Sprachen die „**Bezeichnung des Ausgangspunktes**“, so wie *men* den „Ausgangspunkt der Menschheit“ bezeichnet. Er geht von einer zweiradikalen Wurzel *mn* aus, die er in den Namen der Gesetzgeber aller Kulturvölker findet, die über die Fähigkeiten verfügten, die 54-jährigen (hebr. die Richter: DaN = 4+50 = 54) Perioden der Sonnen- und Mondfinsternisse exakt zu ermitteln und diese zwecks Geheimhaltung zu verschlüsseln, um sie als Machtinstrument gegenüber dem Volk einzusetzen. Ohne weitere Überprüfung der Angaben zitiere ich ihn [fettkursiv meine Hvhg.]:

„China [...] wo die Finsternis *min* heißt [...] Daran schließt sich Ägypten, wo *men* ‘abnehmen’, das lateinische *min-us*, bedeutet. [...] Zugleich aber sind die Buchstaben m und n, welche schon in der althebräischen Schrift durch die **Zeichen der Dreiheit und Zweiheit** dargestellt werden, als Summe gleich fünf. Es sind die **fünf Finger der Hand**. Daher im Latein. *man-us* ‘die Hand’, das Symbol der Hilfe und des Ausgangspunktes der Zählung, das chaldäische *mene* ‘ich habe gezählt’.

Solche ersten Gesetzgeber und Kulturbringer waren: In Indien Ma-nu (im Sanskrit Verbot und Gebot), in Rom Nu-ma (vgl. griech. ‘Gesetz’), mando ‘befehlen’; bei den Germanen der Stammvater Mannu-s; in Ägypten Men-es; auf Kreta Min-os; im alten Persien Man-cu, wörtlich ‘die rechte Hand’. Sein Weib hieß Oelio (huele) ‘die linke Hand’.“

Auch Lüling erwähnte, dass die Araber Zentralarabiens – die „nicht echte Araber sondern arabische ‘Hebräer’ sind“ – ihr Wort *ma’add* „was hinzugezählt ist“, als einen ihrer Stammväter auffassen. Er wies mich auf Meissner hin, die in ihrem Glossar über die Juden schreibt [194]:

„Minyan (wörtl. ‚Zahl‘); die für das Abhalten eines Gemeindegottesdienstes erforderliche Zahl von 10 kultfähigen Männern.“

Hierher gehört auch das *amin* am Gebetsschluss: „so sei es, in dieser (besonderen) Weise geschehe es“, das zugleich eine Rückkehr zum Ausgangspunkt bekräftigt.

Die ‘besondere Weise’ der *min*-Leute zeigt sich auch darin, dass nur sie ihre Arbeit von der 3+2 = *mn*-Wurzel für 5 = Hand ableiten: *mnj* ist zugleich der „Beruf“, bzw. das Wort *mihna* bedeutet „Gewerbe“; nach Lüling ein Begriff, der nur für die Hebräer, nämlich die Handels- und Handwerksleute galt, nicht aber für Bauern und Krieger. (Nebenbei kann an dieser Stelle erwähnt werden, dass laut Lüling auf diese „Leute mit Gewerbe“ unsere Gilden des Mittelalters zurückgehen).

Im Lexikon stoßen wir bei weiterer Suche nach Wörtern, die *min* beinhalten, auf das Wort *minim*, womit angeblich „Sektierer u. Judenchristen“ bezeichnet werden, tatsächlich aber

„die israelitischen Ketzler in allen Weltgegenden, in Sonderheit aber des Ostens [...] Die *Minim* sind selbst nach rabbinischer Überlieferung Leute, die [...] zum Israelitentum gehören, die aber von der Orthodoxie in Jerusalem wegen Irrlehren als aus der Gemeinschaft ausgeschlossen gelten. Und diese Irrlehren sind hauptsächlich die, daß die Minim den Monotheismus ablehnen und an mehrere schöpferische Mächte glauben [...] weshalb sie mit dem Synonym ‘Epikuräer’ bezeichnet werden [...]. Auch sind sie insbesondere dem Berufsstande der (Fernhandels-?)Kaufleute zuzurechnen.“ [Lüling 1985, 219]

Das sind also die, die im religiösen Sinn ‘von anderer Art’ – und zwar der unerwünschten – sind, was sich im Judentum schon vor Existenz der Judenchristen auf die Anhänger des altisraelitisch-semitischen Gräberkultes in den heiligen Hainen bezogen hat.

Im Wort *minim* ist *min* gleich zwei Mal – vor und rückwärts – und das lat. *minimum*, die „erforderliche Mindestzahl“ (s.o.) enthalten. Also waren zwei Hände = 10 Männer vermutlich schon bei den nicht-monotheistischen Hebräern der Ausgangspunkt für den Gottesdienst, so dass dieser Begriff eigentlich nur eine treffende (und selbst gewählte?) Kennzeichnung der besonderen religiösen Art dieser Leute war. Das Judentum behielt bis heute die Regel bei, dass 10 kultfähige Männer eine Gemeinde bilden können, wendete jedoch dieses Wort abwertend auf diejenigen an, die sich ihrer zentralisierten und monotheistischen Herrschaft nicht fügen wollten. Die Handelsleute hatten guten Grund, sich zentralstaatlichen Bestrebungen gemeinsam mit ihren Gast-Stämmen zu widersetzen, da sie auf deren Existenz, bzw. auf ihr altes Stammesrecht, angewiesen waren.

Diese ‘ketzerischen’ *Fernhandelskaufleute*, auch *Minim* genannt, sind die *Minäer* Südarabiens. Vier Reiche und Völker nennen die klassischen antiken Autoren für das alte Süd-Arabien. Die Sabäer, die Minäer (nordwestlich der Ebene von Saba), die Katabanen und die Hadramotiten. Ihre Sprachen „zeigen enge Beziehungen zum ältesten erreichbaren Semitischen, dem Akkadischen“ [Grohmann 8]. Sie schufen eine einzigartige Bewässerungskultur, und aus ihren Reichen führte eine der wichtigsten Verkehrsadern des Altertums, die Weihrauchstraße.

Woher diese südarabischen Stämme, die Semiten, kamen, die sich auch sprachlich noch in der Zeit der Umayyaden von den Nordarabern abhoben [ebd.], ist umstritten. Während einige Theorien besagen, Südarabien sei ihr

Herkunftsland, von wo sie nach Norden gewandert seien, vertreten andere, sie seien aus Europa nach Nordafrika und über Kleinasien nach Syrien, Babylonien und Südarabien gezogen. Da von der Geschichte Südwestarabiens ausgesprochen wenig bekannt ist [Grohmann 24], sind die Theorien stark abhängig davon, ob die ältesten Berichte über die Hebräer (*habiru*) ins -3 Jtsd. (konv. Dat.) oder in die Zeit um -700 [z.B. Heinson 66, 131] datiert werden.

Zweifelhaft ist, ob diese Stämme je Nomaden gewesen sind; die Geschichte kennt sie nur als Kaufleute. Alle Berichte der alt-südarabischen Geschichte drehen sich um diesen Handel, die Beherrschung seiner Verkehrswege und territorialen Besitz, sind jedoch schwer zu datieren [Grohmann 26]. Die ältesten Berichte werden ins -10. Jh. datiert, aber zwischen 922 und dem -5. Jh. gibt es keine! Plinius schreibt, die Minäer hätten den Weihrauchhandel als erste betrieben, während laut AT zunächst die Amalequiter (= Weihrauchleute) diesen Handel beherrschten [Lüling 1985, 200]. Diese wurden (um -1000?) von den aus dem altisraelitischen hebräischen Stämmebund ausgeschiedenen Simeoniten geschlagen, die den Handel übernahmen. Nach dem Babylonischen Exil tauchen diese Simeoniten des AT als Ismaeliten in der Literatur auf und als Minaer, deren Handelsbeziehungen bis ins nördliche Higaz reichten, bis zur Insel Delos, bis Babylonien und Assyrien, Ägypten und Meroë. Im Zuge verschiedener Kriege der südarabischen Reiche gegeneinander endet um ca. -50 das minäische Reich Ma'in mit seiner gleichnamigen Handelsstadt am nördlichsten Rand des Jemen [Grohmann 27].

Das wäre ein Weihrauchhandel über 1.000 Jahre in der Hand der semitischen Hebräer Altarabiens. Wir haben darin jedoch wieder 'dunkle Jahrhunderte' ohne Befund zu überbrücken und deshalb möglicherweise eine Frühdatierung, die den Anschluss an die viel zu früh datierten Hochkulturen gewährleisten soll. Ob die Lösung des chronologischen Problems in einer – allerdings wohl nicht in diesem Sinne gemeinten – Aussage Lülings versteckt ist, dass Amalequiter, Simeoniten und Minäer tatsächlich „Synonyme sind“ [Lüling 1985, 225], oder ob die drei seit Ende der israelitischen Königszeit (-720) [nach Heinson 167] viel dichter hintereinander geschaltet werden müssen oder ob die Funde für die 'fundlose' Zeit durch chronologische Unstimmigkeiten woanders zugeordnet wurden, kann ich nicht klären. Stratigraphische Befunde aus jener Gegend sind mir leider nicht bekannt.

Mit den Minäern hängt nach Ansicht von Lüling auch die *minoische Kultur* zusammen, deren Höhepunkt konventionell auf ca. -1400 datiert wird, nach revidierter Chronologie von Heinson/Illig auf ca. -950 bis -700 (also wie die israelitische Königszeit: -930 bis -720 [Heinson 167]). Während die Linear-B-Schrift, die man z.B. in Knossos und Mykene fand, griechisch ist,

ist die minoische Linear-A semitisch [Lüling mündlich mit Verweis auf Cyrus Herzl Gordon].

Am 30. 8. 1990 meldete die *Süddeutsche Zeitung*, dass es endlich gelungen sei, den Diskus von Phaistos zu übersetzen. Der norwegische Sprachforscher und Theologe Kjell Aartun habe herausbekommen, dass der Text auf der Scheibe semitisch sei. Die SZ bringt eine spekulative Schlussfolgerung, die auf der traditionellen Chronologie basiert:

„Vermutlich sind über lange Zeit hinweg Minoer aus Südägypten und dem Nildelta nach Kreta ausgewandert. Die Minoer auf Kreta sind es, die die Kultur in Griechenland beeinflusst haben und nicht, wie man bisher gemeint hat, umgekehrt.“ [nach Mysteria, 20]

Auch die **Minyer**, angeblich ein alter griechischer Volksstamm in Boiotien, waren die Träger einer hochentwickelten Kultur in mykenischer Zeit (wobei die von den Archäologen als „minyisch“ bezeichnete Keramik als „vormykenisch“ gilt). Das Kuppelgrab des Minyas (der mythische Gründer der hochentwickelten Kultur von Orchomenos und Stammherr der Minyer – also wieder ein Stammvater mit der Wurzel mn) bezeichnet Pausanias als „Schatzkammer des Minyas“ [Kl. Pauly; Pauly -Wissowa 2014]. Diese Minyer sind vor allem bekannt für ihre technischen Fähigkeiten, Kanalbauten und Deichbauten am Kopaissee, und man kann – je nach Datierung – spekulieren, ob dies Diffusionen vom Jemen her sind, oder ob sie damit würdige und unmittelbare ‘Vorläufer’ der minäischen und sabäischen Bewässerungsbauten in Südarabien sind.

Auch hier stellt sich die ‘Richtungsfrage’ im Zusammenhang mit der Chronologie: Hatten die Minyer auf ihren Handelswegen, kommend von Europa (?) oder Asien (?) zunächst im Mittelmeerraum ihr Zentrum, bevor sie es nach Südarabien und Ägypten ausdehnten? Oder hatten sie von Südarabien aus einen Handelsstützpunkt in Kreta? Existiert die minyische und minäische Kultur gleichzeitig als die der Handwerker und Handelsleute in dualen Gesellschaften [Lüling 2000]? Müssen wir hier Lülings These von den Hebräern als denen ‘mit fremder Art und minderm Recht, auf längere Zeit in einem Gaststamm lebend’ hinzuziehen? Die Annahme, dass diese als Händler und Handwerker bzw. Techniker hochbegabten Minyer die Minim = Minäer sind, bzw. beides die Hebräer, erscheint sinnvoll. Nur nach herkömmlicher Datierung können sie es nicht sein: da liegt die mykenische Kultur in der Mitte des -2. Jtsds., und die Minäer beginnen frühestens um -1000, vielleicht aber auch erst um -500 (s.o.). Sinnstiftender ist hier die revidierte Chronologie.

Obwohl ihnen keine Waffen und kein Besitzrecht an Grund und Boden innerhalb der Stämme zustand, müssen sie über die Kenntnisse der Bewässerungstechniken auch bei der Beherrschung der Wasserwege großen Einfluss erlangt haben (auch ihre Gefangennahme muss für Herrscher der Großreiche interessant gewesen sein); ebenso über die Ausübung ihrer Friedensinstitutionen innerhalb der Stämme, wodurch sie Rechtssprechung und Richteramt beeinflussten, die ja, wie wir oben hörten, häufig mit dem Wissen über die Sonnen- und Mondfinsternisse einhergingen. Nach Ansicht von Lüling haben die Hebräer aber niemals irgendwo die Macht übernommen, sondern spielten „stets die zweite aber wichtigere Geige“.

Meiner Ansicht nach legen seine Ausführungen jedoch durchaus den Gedanken nahe, dass von ihnen am ehesten die vielgepriesene *griechische Privateigentumsgesellschaft* zu erwarten war, da sie die ‘frei bleibenden Menschen’ sind [Lüling 2000, 183 u. Anm. 10], die zwar über keine eigene feste Stammesstruktur verfügen (ihr eigener Stamm sitzt irgendwo in der Ferne), wohl aber über eine straffe hierarchische Organisation und großen Einfluss innerhalb des dualen Systems.

Nur für sie bestand bei Machtübernahme – egal, ob selbst intendiert oder als machtvolle Organisatoren in chaotischen Zeiten – die Möglichkeit und die Notwendigkeit, eine für alle (Männer) attraktive Ordnung zu entwickeln, die einerseits jedem gleichermaßen die alten ‘freien’ Rechte bewahrte – und damit auch ihnen selbst –, andererseits die neue Qualität einer stabilen Gemeinschaft auf der Basis nicht nur des Gewerbes, sondern auch der Bauern und Krieger, herrschaftssicher zu verankern. Dies mag notwendig und leichter gewesen sein in der ‘Gunst einer kosmischen Katastrophenstunde’, womit dann kollektiv-psychologisch verständlich ist, warum *die* für Privateigentümer nie traumatisch war, sondern stets bis heute bei überhand nehmenden Problemen herbeigesehnt wird (bzw. künstlich erzeugt wird).

Für Altertumswissenschaftler rätselhaft ist die mythologische Verknüpfung der Minyer mit den *Argonauten* – deren beste seien Nachkommen des Minyas gewesen, hieß es laut Homer in Thessalien.

Während die traditionelle Sprachwissenschaft die *Argo*/nauten stets vom griech. *argos* = *schnell, glänzend* als ‘schnelle Schiffe’ oder ‘Lichtschiffe’ übersetzt (wobei der *Kl. Pauly* erwähnt, dass es schon früh Versuche einer Ableitung aus dem Semitischen und dem Sanskrit gab [ebd., Stichwort Minyer]), nannte mir Lüling zusätzlich die Ableitung aus dem Semitischen *argo* (ein Elatif, der die maximale Steigerung angibt) und *arga* = *das am besten Zurückkommende*. Die *Argo* ist also das am besten zurückkommende (Licht?)-

Schiff, bzw. die Argonauten sind vielleicht die sicherste und schnellste Handelsflotte? Machen wir einen kleinen Exkurs in die Symbolik:

Die Geschichte von der Jagd der Argonauten nach dem Goldenen Fließ, das in einem heiligen Hain aufbewahrt wurde, hat vermutlich mehrere Bedeutungsebenen: Neben der genannten äußeren ist ein kosmologischer Mythos enthalten (so wie die Abenteuer des Herkules seine 'Reise' durch die 12 Sternbilder des Zodiak sind), und dieser führt zur Bedeutung auf innerer, religiöser, im eigentlichen Sinn mythologischer Ebene – verständlich nur für die Leute der gleichen 'Art'. Diese findet sich über die Ableitung nach *argoda* von griech. *argoi* [P-W. I.723], nämlich die 'Verehrung unbehauener (heiliger) Steine' – vorzugsweise Meteorsteine, die natürlich immer schnell und glänzend herabkommen – und bei „Ägyptern, Semiten und Kleinasien von alters her nachweisbar ist“.

Das altindische *as* = *werfen, schleudern* (dazu *astra* = das Wurfgeschoss) findet sich als *ashman* und im Avestischen *asman* in der Bedeutung 'spitze Steine, Steinschleuder, Donnerkeil' und 'Himmel'. Die Asen sind das Göttergeschlecht, das glühende Steine schleudert, und die Esche heißt Askr, weil ihr hartes Holz dem Feuer und Blitz trotzt, sie also über eine den Göttern gleichstarke 'Gegenkraft' verfügt. Deshalb ist der Weltenbaum, die Achse, eine Esche und die aus ihr geschnittene Lanze 'heilig'. Aus dem gleichen Grund hieß in der germanischen Mythologie der erste Mensch nach der Sintflut Askr. Im Griechischen heißen Amboss, Meteorsteine, Donnerkeil und Himmel (*uranos*) *akmon* [Mayrhofer 137 f.]. Der Donnerkeil, also die gefährliche Feuer-Steinwaffe der Götter (der von Zeus geschleuderte 'Blitz'), wird bei Homer mit dem Beiwort *argus* bezeichnet; *argentum* heißt 'Silber', ebenso das Altind. *arjuna*. Der Sohn des Arjuna, des 'Gleißenden, Lichthellen' aber ist Indra, der den Donnerkeil schleudert [Kuhn].

Über die Vielfalt der Bedeutungen dieser Zusammenhänge lässt sich nur spekulieren: Verbreiten die Argonauten bzw. die Min-Leute die Verehrung der vom Himmel gefallenen Steine, und das per Schiff? Reisen sie so schnell wie diese Steine? Und widerstehen gleichzeitig den Gefahren durch die Götter mithilfe ihres Schiffs, der Argo (so wie Noah mithilfe der Arche?), d.h. sie verdanken der großen 'Finsternis' ihre Herkunft?

Die Verehrung der vom Himmel gefallenen Steine war in den 'Höhenkulten' verbreitet, die ein Grabes- und (Wieder-)Geburtskult und zugleich der ursprüngliche Messias- bzw. Heroenkult sind. Lüling [1981] hat ausgiebig darüber geschrieben. Wir finden heute noch einen solchen Stein z.B. in der Kaaba und in dem sogen. 'Grab Aarons' (Haroun), dem Bruder des Mose, auf einem Berg in der Nähe von Petra, der alten Hauptstadt der Nabatäer,

falls wir der Beschreibung durch Däniken [184-193] glauben dürfen; beides sind alte semitische Heiligtümer.

‘Das am besten zurückkommende Schiff’ ist dann auch ein Bild für den besten Weg, die Reise (zurück, im Sinne des tatsächlichen oder eines symbolischen Todes) in die andere jenseitige Welt anzutreten, zumal der ‘Schiffsbauch’ in allen alten Kulturen dieselbe Symbolik hatte wie seine Grundform: der ausgehöhlte Baumstamm. Heroen werden aus den Spalten von Bäumen geboren, in Baumkähnen begraben und als Säuglinge in Baumkästen („Wiegebooten“) ausgesetzt. Der Baum ist wie das Schiff immer mütterlich-bergender Natur [Holliger 169], ist Uterus und Grab in eins. Bei den Israeliten war es die tragbare Bundeslade: auf hebräisch ‘aron, was eigentlich *Sarg* oder *Grab* bedeutet. Bei den semitischen Arabern entspricht dem die ‘heilige Kamelsänfte’; vor allem in Europa ist es der (schon metallene) fahrbare *Kes-selwagen* [Lüling 1985, 9-100; 1981, 267]. Es ist m.E. durchaus möglich, dass das mythische Symbol für ein seefahrendes Handelsvolk ein Schiff war, eben die Argo.

Schauen wir weiter nach, was es mit dem *ägyptischen Gott Min (Mnw)* auf sich hat [LdÄ IV]. Auch seine Etymologie ist „ungeklärt“ und vieles an seiner Darstellung und seinem Kult verweist auf „nichtägypt. Herkunft“; insbesondere das sogen. Min-Fest mit dem „Klettern für Min“ (welches das Lexikon bedauerlicherweise nicht näher schildert) „scheint auf die Errichtung einer transportablen Min-Kultstätte“ zurückzugehen, woraus die Archäologie stets auf „Nomaden“ schließt. Auch Lüling hat ausführlich über das transportable Höhenheiligtum der „nomadischen Stämme“ geschrieben. Nach seiner Auskunft hatten die arabischen Beduinen noch im letzten Jahrhundert solche transportablen Heiligtümer.

Der Begriff der Nomaden kann verwirren; denn es gibt viehzüchtende und ackerbauende Nomaden, die in der Regel auch ortsansässig sind, aber das Vieh auf Winter- und Sommerweiden treiben. Wenn es heißt, die Minäer seien nicht als Nomaden bezeugt, so eben nicht in diesem Sinne. Sie waren Händler und Handwerker (eben habiru = Fachmann), und auch ortsansässig.

Es liegt nahe, in dem bis nach Nubien verbreiteten Min ebenfalls einen zum Stammvater („Gott“) gewordenen Begriff für die Minäer, bzw. für eine semitische Gesellschaft in Ägypten zu sehen, ‚derer, die von jener besonderen Art sind‘, die oben beschrieben wurde. In griechischer Zeit war Min in den Wüstengebieten Beschützer der Reisenden, d.h. nicht: der viehzüchtenden Nomaden, sondern derer, die auf Handelswegen zogen. Sollten seine Statuen vielleicht u.a. die Handelsrouten kennzeichnen und schützen?

Schließen wir den Kreis in Europa, indem wir festhalten, dass die 'ganz eigene, besondere Art' *min* auch hier zur Bezeichnung eben der Besonderheiten dieser Leute geworden ist, insbesondere ihrer Rechtsinstitutionen, die sie innerhalb der Stämmen pflegten und die von den Stämmen vermutlich teilweise übernommen wurden: nämlich der *minne*, der Fürsorge innerhalb ihrer Gemeinschaft füreinander, dem freien Aussprechen der Meinung, der über Rituale des gemeinsamen Essens und Trinkens hergestellten Erinnerung und Verbundenheit, dem Gedenken an die Verstorbenen. Geschenke und Verbindlichkeiten, um Frieden oder Bündnisse herzustellen, führen unmittelbar zum arabischen Sinn der Dankverpflichtung. Das semitische Wort *Minne* bezeichnete also ein von Nordeuropa bis Südarabien überall präsent – und wie lange nicht-monotheistisch gebliebenes? – Rechts- und Gemeinwesen aus Handwerkern und Händlern, die daraus Kraft, Einfluss und Wohlstand schöpften. Bis überall mit den *minim* auch die Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung der *minne* ausgelöscht wurde.

Schema des Wortfeldes dreiradikaler Wurzeln, das aus der ursprünglichen Zweiradikalität entsteht: **m-n** = („Finsternis“ ; „Ausgangspunkt“) „Hand“

1. hebr./arab. **min** „von“
2. **m-n-n** u.a. „Geschenk, Gunst, Wohlthat“
 „Trockenmaß, Waagschale“
minna „Gunsterweisung, Gnade, Dank, Preis“
munna „Kraft, Macht“, hebr. „Teil, Stück, Gabe“
3. **m-y-n** „lügen, Trug“
m-w-n „Gestalt Art“
m-h-n *mihna* „Beruf, Gewerbe“
4. **m-n-y** „herauskommen“ (davon lat. *emanatio*: Ausstrahlung, Ausströmen)
m-n-w „zählen“ (was herauskommt, Resultat)
 arab. *manniyya* „das Schicksal, bes. das Todesgeschick“, d.i. was herauskommt bei
 Manat: der arab. Göttin des Schicksals.

Literatur

Dalberg, Johann Friedrich Hugo von (1811): *Über Meteor-Cultus der Alten, vorzüglich in Bezug auf Steine, die vom Himmel gefallen; ein Beytrag zur Alterthumskunde*; Heidelberg

- Falb, Rudolf (1903): *Babel, Bibel und Jao*; Berlin
- Gesenius, Wilhelm (1962): *Hebräisches und aramäisches Handwörterbuch über das Alte Testament*; Berlin
- Grohmann, Adolf (1963): *Kulturgeschichte des alten Orients - Arabien*; München
- Heinsohn, Gunnar (1988): *Die Sumerer gab es nicht*; Frankfurt a. M.
- Holliger, Edith (1972): *Schon in der Steinzeit rollten Pillen*; Bern
- Kluge. *Etymologisches Wörterbuch* (²³1995); Berlin · New York
- LdÄ = *Lexikon der Ägyptologie* (1982), Bd. IV; Wiesbaden
- Lüling, Günter (1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad*; Erlangen
- (1985): *Sprache und archaisches Denken*; Erlangen
- (1999): „Das Blutrecht (die Blutrache) der archaisch-mythischen Stammesgesellschaft“; in: *ZS* 11 (1) 217-227
- (2000): „Das Problem Hebräer“; in: *ZS* 12 (2) 180-193
- Mayrhofer, Manfred (1992): *Etymologisches Wörterbuch der altindoarischen Sprachen*; Heidelberg
- Meissner, Renate (1999): *Die südjemenitischen Juden. Versuch einer Rekonstruktion ihrer traditionellen Kultur vor dem Exodus nach Israel 1947 -1950* (Europ. Hochschulschriften, Reihe XIX, Bd. 53); Frankfurt a. Main u. a.
- Müller, Angelika (1999): „Die Minne in vielfachem Elend“; in: *ZS* 11 (3) 514-526
- Mysteria (Hg. Axel Ertelt, 1990), Nr. 86; Halver
- Der Kleine Pauly. Lexikon der Antike..* Bd. 3; (1969): Stuttgart
- Pauly-Wissowa (ab 1890): *Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*; Stuttgart
- Pokorny, Julius (1959): *Indogermanisches Etymologisches Wörterbuch*. Bd. I; Bern · München

Angelika Müller, 12059 Berlin, Elsenstr. 43

Lügen um der Wahrheit willen?

Neue Erkenntnisse über frühchristliche literarische Fälschungen

Franz Siepe

Armin Daniel Baum (2001), *Pseudepigraphie und literarische Fälschung im frühen Christentum*. Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, 2. Reihe, hg. von Jörg Frey, Martin Hengel, Otfried Hofius, Bd. 138, Mohr Siebeck, 313 Seiten

Was ist Pseudepigraphie? Sagen wir es mit dem Verfasser des zu besprechenden Buches, der als Neutestamentler an der Freien Theologischen Akademie Gießen lehrt:

„Unter einem Pseudepigraphon versteht man ein literarisches Werk, das nicht von dem Verfasser stammt, dessen Namen es im Titel trägt (von *ψευδεπίγραφος* = ‚mit falschem Titel oder falscher *subscriptio*, literarisch unecht‘).“ [S. 7]

In meinem Aufsatz in *ZS* 1/2001 hatte ich zu einem Pseudepigraphon (*Pseudo-Hieronymus*) Stellung genommen, das Jahrhunderte lang unter dem Namen eines Kirchenvaters (Hieronymus) gehandelt wurde und inzwischen von der Textkritik (Scheffczyk) einem karolingischen Autor (Paschasius Radbertus) zugesprochen wird. Ich hatte die Vermutung geäußert, das solche „herrenlosen Texte“ in späterer Zeit quasi als Füllmaterial für die chronologische Kluft zwischen Spätantike und Hochmittelalter benutzt worden sind und noch werden.

Mit den von Baum fokussierten Pseudepigraphen treffen wir nun auf die Frühzeit dieser literarischen Fälschungen, wobei, wie der Titel von Baums Buch anzeigt, „Pseudepigraphon“ und „literarische Fälschung“ keineswegs synonym sind. Letztere setzt, so die hier gepflegte terminologische Konvention, eine Täuschungsabsicht voraus [S. 11], während es ja auch denkbar ist, dass einem Text ein falscher Verfasser ohne Täuschungsabsicht zugeschrieben wird; etwa irrtümlich (z.B. vom Herausgeber) oder aus Bescheidenheit (vom Autor selbst).

Jedoch sind Typologie und Terminologie der „Falschzuschreibungen“, wie man „Pseudepigraphen“ verdeutschen könnte, so kraus und bunt wie das Verhältnis der Menschen zu Wahrheit und Wahrhaftigkeit.

Besonderes Interesse verdienen freilich solche Falschzuschreibungen, die den Leser täuschen, also ihn qua falscher Verfasserangabe belügen wollen. Aber die Dinge liegen so einfach nicht, wie man aus kirchenfrommer oder auch kirchenkritischer Perspektive vielleicht annehmen möchte: Baums gelehrte Rekonstruktion vermittelt den Eindruck, als seien bei den frühen Christen Wahrheitsliebe und Lügenneigung nicht wesentlich anders ausgeprägt gewesen als bei uns heute. Fest steht nach Baums Analysen, dass es damals bei Heiden wie bei Christen „ein klares Bewußtsein für geistiges Eigentum und eine der modernen vergleichbare Echtheitskritik gegeben hat“ [S. 22], auch wenn man mitunter das Gegenteil postuliert.

Die Motive dafür, unter falschem Verfasseramen zu veröffentlichen, waren in der Antike zumeist solche, die auch uns noch vertraut sind: Gewinnstreben (größerer Absatz bei prominenter Autorschaft), Verunglimpfung des Gegners (diesem wird nicht Geschriebenes unterschoben) oder Ehrgeiz und Ruhmsucht (gesteigerte Wirksamkeit).

Was die frühen Christen allerdings von ihrer paganen Umwelt unterschied, war der aus der jüdischen Umwelt überkommene Glaube an die Unantastbarkeit der heiligen Schriften, die sich aus der Tatsache ergab, dass Gott nicht lügt und in den geoffenbarten Texten spricht. Hatte sich nicht der Heiland selbst auf die Autorität der Schrift berufen, als er [Mt 19,4-5] die Unauflöslichkeit der Ehe lehrte und sie qua Zitat zum Urteil Gottes erklärte?

Aus dieser Prämisse der unverfügbaren Integrität des Gotteswortes ergab sich ein höchst kritisches Verhältnis der alten Theologie zur Echtheitsfrage von solchen Texten, die einen Offenbarungsanspruch erhoben, mit dem Ergebnis, dass

„Pseudepigraphien in der alten Kirche von ihren Lesern auch dann nahezu einhellig als kanonunfähig verworfen wurden, wenn sie als orthodox galten“ [S. 193].

Das nun wiederum heißt nicht, dass man außerliturgisch, bezüglich des Privatgebrauchs, nicht großzügiger gewesen wäre.

Beachtenswert sind schließlich die Beobachtungen Baums zu denjenigen Autoren von Pseudepigraphen, die allerbesten Gewissens zu dem Täuschungsmittel griffen, unter der Maske einer herbeigeschwindelten Verfasserautorität aus apostolischer Zeit (*3. Korintherbrief* oder die *Pseudo-Clementinen*) ihrer Ansicht von Orthodoxie Durchsetzungskraft verleihen wollten. Man sieht an solchen Stellen, wie Machtlust und selbstherrlich eingebilddete Linientreue das eigene Gewissen pervertieren und zu der beruhigten

Entscheidung führen können, der gute Zweck (Stärkung der Kirche) heilige das Mittel (die Lüge).

Baums Buch ist nicht nur für Spezialisten geschrieben. Zwar rekurriert er immer wieder auf Vorarbeiten der Pseudepigraphieforschung, die den Problemhorizont vorzeichnen; aber es gelingt ihm, wie man hier gerade sehen kann, auch unvorbereitete Leser für das Thema zu interessieren. Die Strenge der Argumentation und die Transparenz seiner Beweisführung dürften vorbildlich genannt werden.

Dankbar findet der Leser am Ende der einzelnen Kapitel wie auch am Ende des Buches ein Fazit und die Hauptthesen typographisch durch Kursive optisch hervorgehoben. Ein Quellenanhang, in dem die antiken Texte ins Deutsche übersetzt sind, mehrere Register und eine umfassende Bibliographie sichern den Gebrauchswert.

Franz Siepe, 35039 Marburg, Wilhelm-Busch-Straße 25

Die Fälschung des *Almagest* II

Versuch einer Ehrenrettung des Claudius Ptolemäus

Jan Beaufort

Im ersten Teil wurden mit Hilfe der Bücher des Arabisten und *Almagest*-Experten Paul Kunitzsch einige Merkwürdigkeiten der *Almagest*-Überlieferung herausgearbeitet, die in konventioneller Sicht unverstanden bleiben müssen. Dagegen lassen sie sich zwanglos erklären, wenn wir Illigs Phantomzeittheorie und die These einer groß angelegten Fälschungsaktion unter dem byzantinischen Kaiser Konstantin VII. Porphyrogennetos zu Grunde legen. Insbesondere fällt dann auf, dass die vorphantomzeitliche Urfassung des *Almagest* sowohl in der griechischen Originalsprache als in den Übersetzungen vollständig verloren gegangen ist. Weiter beeindruckt die relativ einheitliche griechische *Almagest*-Überlieferung bei gleichzeitig größter Verwirrung im arabischen Sprachbereich – was den Gedanken einer Irreführung der Araber durch eine byzantinische Fälschung nahe legt. Erstaunlich ist, dass die beiden erhaltenen arabischen *Almagest*-Übersetzungen (die des *al-Haggag ibn Yusuf ibn Matar* und die des *Ishaq ibn Hunayn*) nur in jeweils einer vollständigen Handschrift auf uns gekommen sind. Diese Übersetzungen entstanden zwar nach konventioneller Datierung in der Phantomzeit. Die vielen widersprüchlichen Geschichten, die über sie erzählt werden, weisen jedoch auf absichtsvolle Rückdatierung hin. Zusammen mit weiteren Überlegungen führt die Rekonstruktion deshalb zum vorläufigen Ergebnis, dass die Haggag-Fassung die erste (nachphantomzeitliche) Übersetzung der Fälschung Konstantins VII. sein muss. Die Ishaq-Fassung ist deren zweite, verbesserte Version.

Der gefälschte Sternkatalog

Es ist an der Zeit, auf den Sinn der *Almagest*-Fälschung zu sprechen zu kommen: auf den Versuch, eine *Almagest*-Version mit niedrigen Längenangaben im Sternkatalog als die richtige erscheinen zu lassen (Idealziel) oder – sollte dies nicht gelingen – mit ihrer Hilfe doch wenigstens soviel Verwirrung zu stiften, dass der *Almagest* als Berufungsinstanz für Astronomen nicht länger zu gebrauchen war (zweites Hauptziel).

Die niedrigen Längenwerte im Sternkatalog sollten vortäuschen, dass die Präzession der Äquinoktialpunkte seit Ptolemäus weiter fortgeschritten war

als allgemein angenommen wurde. Dies würde wiederum den Eindruck erwecken, dass seit Ptolemäus mehr Zeit vergangen war, als Historiker bis dorthin für möglich gehalten hatten. Und das hätte schließlich zur Folge, dass die Chronik des Theophanes Confessor als die überlegene Geschichtsdarstellung anzuerkennen war.

Wie niedrig mussten die neuen Werte sein? Nach eigener Angabe rechnete Ptolemäus im *Almagest* mit einer Präzessionskonstante von 1° für 100 Jahre. Bei einer Verlängerung der Chronologie um 297 Jahre müssten nach diesem Wert die Sternlängen im gefälschten *Almagest* um 3° gekürzt werden. Mittelalterliche arabische Astronomen rechneten allerdings mit Präzessionswerten von 1° in 66 oder in 70 Jahren [K. = Kunitzsch 1974, 1]. Aus solchen Werten resultierte freilich eine erforderliche Kürzung um mindestens 4° .

Welcher Präzessionswert auch immer von Konstantins Astronomen zugrunde gelegt wurde: der gefälschte *Almagest* musste erheblich niedrigere Sternlängen enthalten als der Grundtext. Das bedeutet natürlich im Umkehrschluss, dass der Grundtext wesentlich höhere Längenangaben geboten haben muss als die uns heute bekannte Version. Die Frage ist also, ob sich im überlieferten arabischen Schriftgut Spuren des Ur-*Almagest* erhalten haben und ob diese Spuren tatsächlich auf solcherart erhöhte Längenwerte hinweisen.

Gehen wir der Reihe nach vor, dann ist zunächst festzuhalten, dass wir über mehrere Koordinaten der syrischen und der alten arabischen Version Bescheid wissen durch den Traktat *Über die Ursache der Fehler und Verschreibungen in den Tabellen des siebenten und achten Buches des Almagest und ihre Richtigstellung im Rahmen des Möglichen* von Ibn as-Salah.

Ibn as-Salah lebte in Bagdad, wurde später Leibarzt von Husam ad-Din ibn Ilgazi in Mardin und zog dann nach Damaskus, wo er 548 h = 1154 starb. Der Biograph Ibn al-Qifti (gest. 1248) hebt seinen guten Ruf wegen solider Kenntnisse auf dem Gebiet der Medizin und der Mathematik hervor. Seine kritischen Beiträge wurden hoch geschätzt [Kunitzsch 1975, 13 f.]. Die Abhandlung *Über die Ursachen der Fehler* liest sich in der Tat wie ein Stück moderner Textkritik.

Problematisch an diesem Traktat ist, dass er nicht mehr im Original vorliegt, sondern nur noch in einer auf das Jahr 666 h = 1267/68 datierten Exzerption des berühmten Astronomen und Tusi-Schülers Qutb ad-Din as-Sirazi (gest. 1311). As-Sirazi gibt an, dass er die Abschrift nach dem Autograph des Ibn as-Salah erstellt und gekürzt hat [ebd., 24-31]. Seltsam sind jedoch mehrere Besonderheiten, die „in einer Reihe von offenen Textlücken sowie in einigen aus der übrigen Ordnung herausfallenden sachlichen Fehlern“ bestehen [ebd., 31 f.]. Die Fehler sind

„von so schwerwiegender Art, dass man darüber höchlichst verwundert ist. Man möchte derartiges dem sonst so kritischen und genau arbeitenden Ibn as-Salah eigentlich nicht zutrauen“ [ebd., 32].

Auch die Lücken – häufig dort, wo der Name al-Haggag zu erwarten wäre, aber nicht erscheint – sind merkwürdig. Da auch spätere Abschriften des Traktats diese Fehler aufweisen, schließt Kunitzsch (in meinen Augen nicht zwingend), dass sie auf das Originalmanuskript von Ibn as-Salah zurückgehen. Dieses müsse ein „Werkstattmanuskript“ gewesen sein, das noch nicht voll abgeschlossen war, als die weitere Verbreitung einsetzte.

Wie dem auch sei, Ibn as-Salah (oder zumindest der Autor des Traktats *Über die Ursachen der Fehler*) berichtet, dass ihm noch die syrische und die alte arabische *Almagest*-Übersetzung vorliegen. Er

„schickt seinem Traktat eine längere Einleitung voraus, in welcher er auf modern anmutende Weise kritisch erörtert, wie die Überlieferungsfehler in den Koordinatenwerten zustande gekommen sein können“ [K. 55].

Im Traktat selbst untersucht er 88 von den 1.025 ptolemäischen Sternen.

Es ist nicht erkennbar, nach welchen Kriterien Ibn as-Salah diese Auswahl getroffen hat. Kunitzsch bemerkt dazu:

„Natürlich gibt es auch zu den meisten übrigen Sternen abweichende Überlieferungen. [...] Die vorliegende Schrift macht den Eindruck, nur eine erste Materialsammlung zu sein“ [ebd., 55].

Neben dem Traktat des Ibn as-Salah ist es hauptsächlich das *Opus astronomicum* des al-Battani, das Rückschlüsse auf den Urtext des *Almagest* erlaubt. Allerdings ist dieses Werk nur noch in einer (!) unvollständigen arabischen Handschrift aus dem 12. Jh. erhalten. Zur Vervollständigung muss auf spanische und lateinische Übersetzungen zurückgegriffen werden.

Aus al-Battanis (unvollständigem) Sternkatalog können wir (für 533 Sterne) die Koordinaten des Ptolemäus ableiten, indem wir von al-Battanis für den 1. März 880 berechneten Längenangaben gemäß dem von ihm verwendeten Präzessionswert von 1° in 66 Jahren $11^\circ 10'$ abziehen. Dass wir so für zumindest einige dieser Sterne die Werte des Ur-*Almagest* erhalten, wissen wir allerdings erst durch den (von Kunitzsch entdeckten und für die Forschung erschlossenen) Traktat des Ibn as-Salah. Dessen Zitate aus den beiden ältesten *Almagest*-Versionen liefern

„die Grundlage für eine Revision der bisherigen Battani-Interpretation: al-Battanis eigene Koordinaten, die Nallino [der Herausgeber des *Opus astronomicum*] nach dem Vorbild der jüngeren *Almagest*-Versionen weitgehend emendiert hat, erweisen sich in den geprüften Beispielen als

übereinstimmend mit jenen ältesten Versionen und somit als voll authentisch“ [ebd., 57].

Stehen wir einen Augenblick still bei jenen Eingriffen des Nallino, der 1899-1907 das *Opus astronomicum* in arabischer Sprache herausgab, übersetzte und kommentierte [Nallino 1899]. Nallino, der das Werk nach Maßgabe modernster Textkritik bearbeitete, war sich offenbar nicht zu schade, den Text an seiner empfindlichsten Stelle – den Koordinaten im Sternkatalog – dergestalt zu korrigieren, dass er al-Battanis vermeintlich falsche Werte durch die vermeintlich richtigen, mit den erhaltenen griechischen Handschriften übereinstimmenden Angaben ersetzte.

Freilich erwähnt Nallino als moderner Textkritiker diese Korrekturen gewissenhaft im Apparat. Der Vorgang ist dennoch symptomatisch. Werte, die für falsch gehalten werden, werden schlicht durch andere, sonst in keiner Abschrift oder Übersetzung des Battani-Werkes erscheinende Angaben ersetzt. Der Gedanke drängt sich auf, dass Nallino nicht der erste war, der in al-Battanis Text eingegriffen hat.

Kunitzsch hegt diesen Verdacht ebenfalls. Aufgrund von Handschriftenvergleichen kommt er zu dem Schluss, dass es naheliegt,

„diejenigen Stellen bei al-Battani, die nicht mit [der syrischen und ma'munischen Version] übereinstimmen, nicht als ‚echt‘, sondern als Manipulationen von Bearbeitern oder Abschreibern in Anlehnung an jene jüngeren *Almagest*-Versionen zu verstehen“ [Kunitzsch 1975, 101].

Dabei seien auch die späte Entstehungszeit (um 1100) und der Entstehungsort (der islamische Westen, also Spanien) der Battani-Handschrift zu berücksichtigen.

Was für al-Battani gilt, gilt a fortiori für den Sternkatalog des *Almagest*. Es nimmt deshalb nicht wunder, dass wir bei Kunitzsch lesen können:

„Wie es scheint, ist die Überlieferung [des *Almagest*] seit ältester Zeit dadurch getrübt, daß Abschreiber oder Benutzer Parallelen aus den jeweils anderen Versionen in ihren Exemplaren am Rande oder zwischen den Zeilen anmerkten, die dann in den Text selbst hineinwuchsen“ [K. 36].

In einer Anmerkung fügt Kunitzsch hinzu: „Das gilt besonders für die Zahlenangaben der Sternkoordinaten im Sternkatalog.“

Letzteres gilt es zu bedenken, wenn wir uns im nächsten Abschnitt den Koordinatenwerten des *Almagest* zuwenden. Denn wenn bei Kunitzsch die syrische und die alte arabische Übersetzung zitiert werden, handelt es sich um Zitate aus dem Traktat des Ibn as-Salah, den wir selbst erst durch eine Handschrift des 13. Jhs. kennen. Wenn der arabische Ur-*Almagest* vorphantomzeitlich ist, das heißt spätestens aus dem frühen 7. Jh. stammt, sind zwi-

schen erster Niederschrift und überlieferten Textfragmenten also mehr als drei Jahrhunderte vergangen. In diesen Jahrhunderten größter Verwirrung und Widersprüche kann viel passiert sein, auch und gerade mit den ältesten *Almagest*-Übersetzungen.

Zu ergänzen ist eine erhellende Überlegung Kunitzsch zur Bedeutung der direkten Himmelsbeobachtung für die Weiterentwicklung der islamischen Astronomie. Sie lehrt uns viel über Erstellung und Tradierung der verschiedenen Sterntafeln. Kunitzsch schreibt:

„Das Element der ‚eigenen Beobachtung‘ (*rasd*) spielt bei allen diesen Astronomen eine wesentliche Rolle. Dennoch erheben meist alle von ihnen gegen ihre Vorgänger den Vorwurf, entgegen ihrer Behauptung doch nicht selbständig beobachtet zu haben, so as-Sufi gegen al-Battani, al-Biruni gegen as-Sufi, Ibn as-Salah gegen alle drei. Die Belege, die sie dafür jeweils anführen, treffen zu. Gleichzeitig kann man aber bei jedem dieser Autoren ebenfalls Belege dafür nachweisen, daß er sehr wohl auch eigene Beobachtungen getrieben hat!“ [Kunitzsch 1975, 21]

Nach mehreren überzeugenden Beispielen eigener arabischer Himmelsbeobachtung fährt Kunitzsch fort:

„Tatsächlich ist es so, daß sich bei allen diesen Autoren sowohl Fälle von eigenständiger Beobachtung wie auch von unkritischer Beibehaltung älterer Werte finden“ [ebd.].

Seine Erklärung für diese eigentümliche Mischung aus unkritischer Tradierung und eigener Beobachtung ist ebenso einfach wie einleuchtend: Diese

„Autoren haben eben nicht den gesamten Riesenkomplex der 1025 ptolemäischen Sterne vollständig, Stück für Stück, von sich aus neu beobachtet und vermessen, sondern sie haben nur verschiedene einzelne Objekte daraus neu bestimmt und die dabei gefundenen Werte dann stereotyp auf die Masse der anderen Sterne übertragen, deren Daten sie also gewissermaßen ‚ungeprüft‘ von den älteren Autoritäten übernahmen“ [ebd.].

Sternkoordinaten

Es gilt jetzt, die Längenwerte der ältesten (in meiner Sicht vorphantomzeitlichen) *Almagest*-Übersetzungen und des al-Battani einerseits mit den Angaben der noch erhaltenen (für mich nachphantomzeitlichen) *Almagest*-Versionen andererseits zu vergleichen.

Dabei zeigt sich bereits auf den ersten Blick ein katastrophales Durcheinander. Es gibt zwischen den Handschriften sowohl bei den Längen als auch bei den Breiten Unterschiede von drei, vier, sechs und nicht selten auch

von zwanzig, fünfzig oder mehr Grad! (Freilich dürfte es Breitenunterschiede eigentlich gar nicht geben, da die Präzession sich nur auf die Längenwerte auswirkt. Minimale Breitenunterschiede, die es nach heutiger Erkenntnis doch gibt, waren Antike und Mittelalter noch nicht bekannt.) Weiter werden häufig die Himmelshälften (Nord/Süd) verwechselt. Auch divergieren in vielen Fällen die Helligkeitsangaben. Schließlich sind die Sternbezeichnungen oft unklar. Nicht selten ist es deshalb unmöglich, die betreffenden Sterne überhaupt zu identifizieren.

Kunitzsch gibt mehrere Beispiele um zu zeigen, „wie regellos alle Texte ständig schwanken“ [ebd., 154]. Man kann ihm nur zustimmen. Hinzuzufügen wäre lediglich, dass die Texte nicht nur regellos und ständig, sondern auch um beträchtliche Werte schwanken. Wenn es tatsächlich das Ziel des Konstantin VII. gewesen ist, Verwirrung in einem solchen Ausmaß zu stiften, dass der *Almagest* zu astronomischen Zwecken – insbesondere zur Berechnung der Präzession seit der Antike – nicht mehr zu gebrauchen war, dann ist ihm dies gelungen.

Allerdings ist die Unordnung so groß, dass auch etwaige höhere Längenwerte der ältesten Übersetzungen und bei al-Battani nicht mehr sofort ins Auge springen. Schauen wir uns al-Battani (vorphantomzeitliches) *Opus astronomicum* an, das für 533 Sterne Länge, Breite und Größe auflistet, dann finden wir lediglich für 134 Sterne Längenangaben, die von den erhaltenen griechischen und arabischen *Almagest*- Fassungen abweichen. Von diesen abweichenden Längenwerten ist aber nur genau die Hälfte höher als in den nachphantomzeitlichen Sternlisten! Die andere Hälfte ist niedriger und widerspricht folglich der Erwartung der Phantomzeittheorie.

Außerdem gibt es bei al-Battani 92 divergierende Breitenwerte, was die Aussagekraft der abweichenden Längenangaben nicht gerade erhöht. Tatsächlich sind viele Differenzen (insbesondere die überhöhten von 20° und mehr) wohl auf schlichte Abschreibfehler im Arabischen zurückzuführen. Andere Abweichungen liegen im Minutenbereich und sind kaum relevant. Da außerdem die Anzahl von 134 abweichenden Längen bei einer Gesamtzahl von 533 Sternen bedeutet, dass nicht weniger als 399 Längenwerte mit den nachphantomzeitlichen Fassungen übereinstimmen, scheint die Ausbeute für die Phantomzeittheorie doch recht enttäuschend auszufallen.

Das Ergebnis wird auch dann nicht besser, wenn wir einen zweiten im *Opus* des al-Battani enthaltenen Sternkatalog für die Epoche 1. März 900 mit hinzuziehen. Dieses Verzeichnis listet Daten für 75 Sterne auf, ist aber in noch schlechterem Zustand als der Hauptkatalog. Der Herausgeber Nallino spricht von „crassissimi errores“ und „incredibiles prorsus discrepantiae“ [Nallino 1899, pars II, 292]. Die Längenwerte des kleinen Katalogs sollten eigent-

lich um circa 18 Minuten höher liegen als die Angaben des für den 1. März 880 eingerichteten Hauptverzeichnisses. Tatsächlich variieren die Werte willkürlich zwischen +222 und –(sic)143 Minuten!

So sehr also al-Battanis Werk Sternlängen enthält, die nirgendwo sonst in den bewahrt gebliebenen nachphantomzeitlichen *Almagest*-Handschriften auftauchen und von denen *einige* nachgewiesenermaßen aus dem Ur-*Almagest* stammen: so wenig hilft dies der Phantomzeittheorie direkt weiter. Lediglich das im 12. Jh. (der Entstehungszeit der uns erhaltenen Battani-Abschrift) herrschende Durcheinander bei den Sternkoordinaten spricht für sie. Und immerhin ist das Chaos bei den Längenwerten deutlich größer als bei den Breiten – was auf stärkere Manipulation im Längenbereich hinweisen könnte.

Hilft nun das kleine, von Kunitzsch entdeckte Werk des „Hobby-Astronomen“ Ibn as-Salah hier weiter? Gibt es Hoffnung auf klare Erkenntnis und auf eindeutige, begründete Aussagen?

Es gibt. Denn (1) bei genauem Hinsehen ist eine Tendenz oder eine Regelmäßigkeit feststellbar, die auf eine frühe *Almagest*-Version mit höheren Längenangaben schließen lässt. Zudem gibt es (2) ein ausgezeichnetes Sternbeispiel, das sich der sonst üblichen Verwirrung in der Überlieferung zu entziehen scheint und das *exakt* alle Bedingungen erfüllt, die von der Phantomzeittheorie verlangt werden.

(1) Zur Tendenz: Sie drängt sich auf, wenn wir die Urteile des Ibn as-Salah über die jeweils richtigen Längenwerte in die Untersuchung mit einbeziehen [Kunitzsch 1975, 83-96].

Überlegen wir zunächst, welche Situation nach der hier versuchten phantomzeittheoretischen Rekonstruktion der *Almagest*-Überlieferung zu erwarten wäre. Ibn as-Salah müsste sich mit hohen Werten der alten Überlieferung und niedrigen der jungen konfrontiert gesehen haben. Da in seinem 12. (oder gar 13.) Jh. die Überlieferungen längst durcheinandergehen, findet er ziemlich regellos hohe und niedrige Längenangaben vor.

Wenn sich nun Ibn as-Salah als nachphantomzeitlicher Autor für einen bestimmten Wert entscheidet, wird er grundsätzlich den niedrigeren Wert für den richtigen halten. Denn für Ibn as-Salah ist die lange Chronologie des Theophanes Confessor und des at-Tabari bereits eine Selbstverständlichkeit. Aus eigenen Sternbeobachtungen muss er konsequenterweise auf niedrige ptolemäische Längenwerte schließen.

Genau dies ist nun tatsächlich der Fall. Ibn as-Salah bespricht 88 Sterne, bei denen er in den Handschriften Schwierigkeiten erkennt. Von 36 Sternen

diskutiert er die Längenwerte. Dabei gibt er in 23 Fällen ein Urteil über den seiner Meinung nach richtigen Wert ab. Dieses Urteil fällt nun bei signifikant vielen, nämlich bei 16 Längenangaben für den niedrigeren Wert aus. Zudem finden sich von den sieben Längenwerten, bei denen sich Ibn as-Salah für die höhere Angabe entscheidet, fünf in der vorphantomzeitlichen syrischen oder arabischen Übersetzung wieder. In einem weiteren Fall (τ Leonis) ist der Längenwert der syrischen Übersetzung nicht bekannt.

Es bleibt also ein einziger Fall (δ Virginis), der die Erwartung der Phantomzeittheorie nicht bestätigt. Hier haben die beiden ältesten *Almagest*-Übersetzungen sowie auch al-Battani den niedrigeren Wert, während die nachphantomzeitlichen arabischen und griechischen Übersetzungen alle den um 3° höheren Wert bieten. Dieser Fall wäre jedoch möglicherweise dadurch zu lösen, dass der Stern nicht richtig identifiziert wurde, denn einmal heißt er „der auf der rechten Seite *des* Gürtels [oder auch 'auf dem Gürtel']“, während er in einer anderen Lesung „der auf der rechten Seite *unterhalb* des Gürtels“ genannt wird [Kunitzsch 1975, 61].

Im übrigen entscheidet sich Ibn as-Salah bei den Längen *immer* für Angaben, die in mindestens einer erhaltenen (nachphantomzeitlichen) griechischen Version enthalten sind. Da ihm gewisse Griechisch-Kenntnisse unterstellt werden können [K. 55; Kunitzsch 1975, 17], nehme ich an, dass er ein griechisches Manuskript benutzt hat – obwohl er dies nicht ausdrücklich erwähnt. Dessen Autorität muss er gleichwohl hoch eingeschätzt haben. Ein weiterer Hinweis auf seinen Respekt gegenüber dem griechischen ‚Original‘ ist, dass er die Verwechslung von griechischen Ziffern (etwa die häufige Verwechslung von A und Δ) zwar als Fehlerquelle bei der Übersetzung ins Arabische, nicht jedoch innerhalb der griechischen Tradition selbst vermutet [Kunitzsch 1975, 61].

Das Fazit ist also Folgendes: In der arabischen *Almagest*-Überlieferung werden sehr hohe und sehr niedrige, auf jeden Fall ungewöhnlich weit auseinandergehende Angaben für die Sternlängen tradiert. Der nachphantomzeitliche Autor Ibn as-Salah entscheidet sich in der Regel für die niedrigen Werte als die richtigen. In wenigen Fällen tut er dies nicht und beurteilt den höheren Wert als richtig. Dieser findet sich dann gewöhnlich – der Erwartung der Phantomzeittheorie entsprechend – in einer alten Übersetzung wieder.

(2) Jetzt zum ausgezeichneten Beispiel. In nicht wenigen der von Ibn as-Salah mitgeteilten Längenbeispielen könnten die Differenzen der arabischen Versionen mit Fehlern und Verschreibungen in den griechischen Handschriften zusammenhängen. Hier ist die arabische Überlieferung also nicht selbständig und sind eindeutige Aussagen kaum möglich.

Es gibt jedoch ein vollkommen ‚sauberes‘ Längenbeispiel, das durch die Güte seiner Überlieferung besonders hervorzuheben ist. Es handelt sich um ζ Leonis. Hier trifft sehr präzise alles zusammen, was aus phantomzeittheoretischer Sicht zu erwarten wäre. Wenn es auch schwierig sein mag, die Phantomzeittheorie zu widerlegen (weil sie immer auf die Massenhaftigkeit der mittelalterlichen Fälschungen verweisen kann), so ist es doch ab und zu möglich, sie zu bestätigen. Hier geschieht es:

Für ζ Leonis bieten alle von Heiberg berücksichtigten griechischen Handschriften den Längenwert $0^\circ 10'$. Die griechische Überlieferung – die nach der hier entwickelten phantomzeittheoretischen Sicht insgesamt nachphantomzeitlich ist (die beiden ältesten Handschriften stammen aus dem 9. Jh.) – ist also eindeutig. In die Längenangabe von ζ Leonis ist von keinem Kopisten hineinkorrigiert worden.

Sämtliche erhaltene arabische Handschriften haben diesen Wert ebenfalls. Auch die jüngere arabische Überlieferung ist sich also hinsichtlich der Länge des ζ Leonis einig. Sie wurde hier ja nicht von Fehlern und Verschreibungen im griechischen Text irreführt. Wie zu erwarten, hält Ibn as-Salah die Angabe $0^\circ 10'$ für den richtigen Längenwert. Damit weist er jedoch einen anderen, älteren Wert als falsch zurück.

Denn die alte, „ma'munische“ Übersetzung hat wie die syrische Version den Wert $4^\circ 10'$. Mit diesem Wert stimmt die Längenangabe in al-Battanis *Opus astronomicum* sehr genau überein. Die älteste – von mir als vorphantomzeitlich eingeschätzte – arabische Überlieferung ist sich demnach ebenso einig über den ‚falschen‘ Wert wie die neue Überlieferung über den ‚richtigen‘ [K. 154].

In diesem einzigartig klaren, durch keine sekundären Einflüsse getrüben Fall haben wir also *exakt* die Situation, die bei einer absichtsvollen *Almagest*-Fälschung unter Konstantin VII. zu erwarten war: Die Längenangaben des ptolemäischen Ur-*Almagest* wurden in der Fälschung um 4° heruntergesetzt.

{Die astronomische Kontrolle ergibt für ζ Leonis folgende Daten (mit Dank an Jürgen Grosse und das von ihm benutzte Skyplot Windows, Version 2.5): für den 1. 1. 2000 eine ekliptikale Länge von $147^\circ 34'$. Eine Längenangabe von $0^\circ 10'$ [= $120^\circ 10'$] entspricht dann dem Jahr 33 oder 34 AD. Der ‚alte‘ Längenwert von $4^\circ 10'$ entspricht dem Jahr 322 AD.

Ziehen wir nun im letzteren Fall die Phantomjahre ab, erhalten wir das Jahr 25 AD. Das ist zwar ein sehr frühes Datum – soll doch der *Almagest* mehr als ein Jahrhundert später entstanden sein –, aber das gilt auch für jenes der Überlieferung entsprechende, angeblich richtige Jahr 33/34.

Für dieses zu frühe Datum wären wohl mehrere Erklärungen denkbar. So könnte Ptolemäus früher gelebt haben, als in der Fälschung Konstantins VII.

angegeben. Oder die Phantomzeit ist um circa 100 Jahre kürzer anzusetzen, als von Illig unterstellt. Oder jene Sterne mit noch größeren Längendivergenzen wären die besseren Beispiele – wie γ Sagittarii oder α Centauri [Kunitzsch 1975, 73] mit einer um 5° höheren Länge in der ältesten Überlieferung. Ohnehin ist kaum daran zu zweifeln, dass auch die Ibn as-Salah vorliegenden Abschriften der ältesten Übersetzungen bereits ‚korrigiert‘ waren.

Wie dem auch sei: Eindeutig ist, dass der angeblich richtige, niedrige Längenwert des ζ Leonis für die konventionelle Zeitrechnung spricht. Die höhere Längenangabe der ursprünglichen, heute verschollenen *Almagest*-Übersetzung bestätigt hingegen die kurze Illigsche Chronologie.}

Es gibt weitere Sternbeispiele, die annähernd die Qualität des Paradebeispiels ζ Leonis erreichen (etwa α Coronae Australis oder \circ Canceris, beide ebenfalls mit einer um 4° höheren Länge in den alten Versionen). Sie alle machen eins klar: Jede Aussage über den antiken Sternenhimmel, die sich aus Längenangaben des heute vorliegenden *Almagest* ableitet, steht auf tönernen Füßen. Denn bei jedem Stern ist mit der Möglichkeit zu rechnen, dass seine Länge im Ur-*Almagest* um 4° höher war.

Schließlich kennen wir von den 1.025 im *Almagest* aufgelisteten Sternen *nur* bei den 36 in Ibn as-Salaha Abhandlung diskutierten Längen die mutmaßlichen Werte der ältesten Version. Von weiteren 497 Sternlängen haben wir zwar Angaben bei al-Battani. Die älteste Handschrift des *Opus astronomicum* stammt aber aus dem 12. Jh. und gilt sogar dem konventionellen Historiker als manipuliert. Das bedeutet jedoch schlicht und einfach, dass wir über die ursprünglichen Längenwerte von 989 ptolemäischen Sternen *nichts* wissen.

Das gilt insbesondere für den Stern, den Illig-Gegner wie Krojer und Rothwangl [Illig 2000, 2001a, 2001b] gerne als Argument gegen die Phantomzeitthese ins Feld führen: also für α Virginis, den hellsten Stern des Sternbildes Jungfrau, auch Spica genannt. Dieser Stern hat in allen vorliegenden griechischen und arabischen *Almagest*-Handschriften, in denen er als Nr. 510 gezählt wird, den Längenwert $26^\circ 40'$. Die handschriftliche Tradition ist also – wie im obigen Beispiel des ζ Leonis – eindeutig [Kunitzsch 1991, 105].

Von Ibn as-Salah wird Spica Virgo nicht behandelt. Wir haben also für ihre Länge nicht das Zeugnis der alten syrischen und arabischen Übersetzung. Folglich wissen wir nicht, ob nicht diese Länge im Ur-*Almagest* – wie bei ζ Leonis – um 4° höher gewesen ist.

Wer nun in dieser Situation nach der letzten Hoffnung – al-Battanis *Opus astronomicum* – greift, erlebt sein blaues Wunder. Denn dort wird Spica tatsächlich aufgeführt: als „*lucida quae est in extremitate manus sinistrae*

et appellatur spica“. Die Längenangabe des al-Battani führt aber umgerechnet auf einen Wert von $46^{\circ} 20'$ [Nallino 1899, pars II, 160]!

Wie immer diese um beinahe 20 Grad höhere Spica-Länge in das Battani-Verzeichnis hineingeraten ist: sie beweist, dass die Längenangaben selbst der hellsten Sterne nicht gegen grobe Irrtümer und Fehler und damit nicht gegen absichtsvolle Manipulation gefeit waren.

Ergebnis

Als Ergebnis der hier aus der Perspektive der Phantomzeittheorie vorgenommenen Rekonstruktion der arabischen *Almagest*-Überlieferung ist Folgendes festzuhalten:

Die Phantomzeittheorie lässt erwarten, dass es einen ptolemäischen Ur-*Almagest* gegeben hat, dessen Längenangaben in der Regel um 3° bis 4° höher lagen als die im heute bekannten *Almagest* enthaltenen Werte. Dieser Ur-*Almagest* müsste zumindest im byzantinischen Herrschaftsgebiet systematisch vernichtet worden sein. An seiner Stelle setzten sich eine oder mehrere Versionen mit gefälschten Angaben durch, die unter Konstantin VII. Porphyrogenetos in Umlauf gekommen sind. Diese Fälschungen müssten in der arabischen *Almagest*-Rezeption große Verwirrung gestiftet haben. Während in Byzanz eine koordinierte Fälschungsaktion ablief, die einen scharfen Einschnitt bedeutete und keine Spuren hinterlassen hat, wäre im islamischen Bereich über Jahrhunderte um die richtigen *Almagest*-Werte gestritten worden. Am Ende hätte sich auch dort die Fälschung Konstantins VII. durchgesetzt.

Soweit die Erwartung der Phantomzeittheorie. Vergleichen wir nun diese Erwartung mit der Realität der *Almagest*-Überlieferung, wie sie bei Paul Kunitzsch dargestellt wird, dann erhalten wir dieses:

1) Es gibt keine vorphantomzeitlichen Versionen des *Almagest* mehr. Weder der griechische Ur-*Almagest*, noch die persische Übersetzung aus dem 3. Jh., noch die syrische, noch die alte oder ma'munische arabische Übersetzung sind erhalten geblieben.

2) Die arabische *Almagest*-Überlieferung ist extrem verworren und widersprüchlich. Kunitzsch hebt dies mehrmals hervor. Viele mittelalterliche arabische Astronomen beklagen sich darüber. Sowohl Längen- als Breitenangaben im Sternkatalog gehen häufig um drei, vier, sechs oder mehr Grad auseinander.

3) Es gibt Spuren der alten Übersetzungen bei Ibn as-Salah, im *Opus astronomicum* des al-Battani und einige wenige in der jüngeren Haggag-

Übersetzung sowie in verstreuten Zitaten bei anderen Autoren. Einige dieser Spuren scheinen die Vermutung zu bestätigen, dass die ältere Version tatsächlich die höheren Längenwerte enthielt.

4) Die beiden jüngeren arabischen Übersetzungen zeichnen sich durch mehrere in konventioneller Perspektive kaum oder gar nicht erklärbare Merkwürdigkeiten aus, die aus der Sicht der Phantomzeittheorie vollkommen verständlich werden:

4a) Zur Haggag-Version: Hier bleibt in konventioneller Sicht unverständlich, weshalb unter demselben phantomzeitlichen Kalifen al-Ma'mun zwei (oder sogar drei) völlig verschiedene Übersetzungen des *Almagest* entstanden sein sollen. Zweitens kann nicht erklärt werden, dass von diesen Übersetzungen nur die Haggag-Version, nicht aber die „alte“, „ma'munische“ Fassung überlebt hat, bevorzugte doch der große arabische Astronom al-Battani in vielen Fällen die „alte“ Version. Drittens bleibt unverständlich, warum die „alte“ Übersetzung überhaupt so hieß, obwohl sie angeblich kaum früher als die Haggag-Version erstellt wurde.

4b) Zur Ishaq-Version: Sie heißt zwar Ishaq-Version. Von der angeblichen Urfassung des Ishaq ibn Hunayn (dessen phantomzeitliches Geburts- und Sterbejahr unbekannt sind) ist jedoch keine Handschrift auf uns gekommen. Wir kennen sie nur in der angeblichen Bearbeitung durch Tabit ibn Qurra (gest. 901). Von demselben Tabit ibn Qurra gab es angeblich eine eigene Übersetzung, die allerdings nicht erhalten ist. Es gibt keine Erklärung dafür, dass die angeblich 879-890 entstandene Ishaq-Version so bald wieder überarbeitet werden musste.

5) Schließlich bleibt in konventioneller Perspektive rätselhaft, weshalb die Bezeichnung *Megistè syntaxis*, auf die doch der Name *Almagest* mit Sicherheit zurückgeht, nirgendwo in alten griechischen Texten erwähnt wird. Dass das Wort *megistè* („größte“) zusammen mit dem durch es bezeichneten Werk verschwinden und ebenso wie das Werk durch ein anderes ersetzt werden musste, wird erst aus der Sicht der Illig-Theorie erkennbar.

Die Übereinstimmung der uns heute bekannten Realität der arabischen *Almagest*-Überlieferung mit den phantomzeittheoretischen Erwartungen könnte also kaum vollständiger sein. Sie erlaubt folgende zusammenfassende Aussagen:

1) Das chaotische Durcheinander in der Überlieferung der Sternkoordinaten des *Almagest* macht den *Almagest* als Berufungsinstanz in astronomischen Fragen unbrauchbar. Das hatte bereits im 10. Jh. der berühmte persi-

sche Astronom Scheich Abu l-Husayn as-Sufi begriffen. Konstantin VII. Porphyrogenetos hat sein Ziel erreicht. Wer in Kenntnis der Kunitzsch-Bücher noch auf Längenangaben des *Almagest* zurückgreift, um aus ihnen den Präzessionsverlauf seit der Antike zu rekonstruieren, arbeitet unseriös.

II) Beim augenblicklichen Stand der Erkenntnis ist es noch zu früh für endgültige Urteile darüber, ob der Zustand der *Almagest*-Überlieferung die Phantomzeittheorie unterstützt oder nicht. Hier ist noch viel Arbeit zu leisten. So wäre der ganze *Almagest* (und nicht nur der Sternkatalog) in die Untersuchung mit einzubeziehen. Weiter wäre die erneute astronomische Überprüfung aller überlieferten Koordinaten erforderlich. Jeder einzelne Fehler müsste im Lichte der Phantomzeittheorie auf seine Ursachen hin erforscht werden (wie dies aus konventioneller Sicht für viele Sterne bereits durch Nallino und Kunitzsch getan wurde). Auch gibt es neu entdeckte arabische und griechische Handschriften, die noch nicht ausgewertet sind.

III) Ein vorläufiges Urteil ist jedoch sehr wohl möglich. Dieses kann gegenwärtig nur lauten: Der katastrophale Zustand der arabischen *Almagest*-Überlieferung lässt sich ohne Zuhilfenahme der These einer absichtsvollen Fälschung nicht erklären. Diese Fälschung erfolgte jedoch nicht – wie Robert Newton meinte – durch Ptolemäus selbst. Fomenko hat recht, wenn er den *Almagest* für eine Fälschung des 10.-16. Jhs. erklärt.

IV) Nur irrt Fomenko, wenn er meint, diese Fälschung sei aus dem Nichts entstanden. Sie hatte ganz im Gegenteil einen heute verschollenen Vorläufer, der die richtigen, um circa 4° höheren Längewerte enthielt. Es muss dieser Vorläufer gewesen sein, der auch im Griechischen mit dem Namen *megistè* („die Größte“) bezeichnet wurde – ein Name, der unter Konstantin VII. systematisch aus allen griechischen Kommentaren entfernt und durch den Namen *megalè* („die Große“) ersetzt worden ist.

V) Erst dieser von der Phantomzeittheorie erwartete Umstand – ein Ur-*Almagest*, der im byzantinischen Herrschaftsbereich planmäßig vernichtet und durch eine Fälschung ersetzt wurde – macht den chaotischen Zustand der arabischen *Almagest*-Überlieferung verständlich. Der Zustand der arabischen *Almagest*-Überlieferung ist deshalb ein Argument für die Phantomzeittheorie.

Nachtrag zu Fomenko

Zu diesem Ergebnis ist nachzutragen, dass es in seiner Grundaussage (Fälschung des *Almagest* im 10. Jh.) durch Fomenkos statistische Untersuchungen des Sternkatalogs bestätigt wird.

Fomenko versteht den *Almagest* als ein kollektiv verfasstes mittelalterliches Handbuch der Astronomie. Dessen Kern, der Sternkatalog, sei im 10. Jh. entstanden – möglicherweise war sein Autor der arabische Mathematiker und Astronom Abu al-Wafa (gest. 997/998) [Fomenko 1993, 254]. Bis ins späte 16. Jh. wurde das Werk korrigiert und erweitert, wobei der Sternkatalog relativ unangetastet blieb. Die nachkopernikanische Entwicklung der Astronomie ließ es dann zusehends als veraltet erscheinen, so dass es schließlich in der heute vorliegenden Form erstarrte.

Wie kommt Fomenko nun zu seiner uns so willkommenen Datierung des Sternkatalogs ins 10. Jh.?

Fomenkos Hauptargument bezieht sich auf die *Breiten* der Sterne. Diese seien zur Altersbestimmung des Katalogs sehr viel brauchbarer als die Längen, weil sie in der Antike und im Mittelalter als konstant angesehen und nicht manipuliert wurden. Es gibt nicht wenige mittelalterliche Sternkataloge, die zwar unterschiedliche Längenwerte, jedoch gleiche Breiten aufweisen (was nach Fomenko ein Zeichen dafür ist, dass die Längenwerte bloß errechnet und nicht beobachtet wurden). Außerdem sind Breiten leichter zu messen als Längen, so dass die Fehlerquote schon bei der Messung viel geringer ist.

Nun weisen – wie Halley 1618 erstmals feststellte – viele Sterne eine Eigenbewegung auf, die sich auf ihre Breite auswirkt. So verändert sich der Ort eines hellen Sterns wie Sirius alle 2.000 Jahre um 44 Bogenminuten (= circa drei Mal der scheinbare Halbmesser des Mondes). Fomenko hat jetzt von einigen der im Mittelalter am besten sichtbaren und am genauesten beobachteten Sterne für verschiedene Epochen die Breiten berechnet und sie mit den Angaben des *Almagest* verglichen. Das Ergebnis ist eindeutig: Im Durchschnitt sind die Abweichungen für das 10. Jh. am geringsten. Es ist also wahrscheinlich, dass der Sternkatalog in seiner heutigen Gestalt in diesem Jahrhundert entstanden ist.

Fomenko hat seine Datierungsmethode anhand von neueren Sternkatalogen mit bekanntem Entstehungsdatum geeicht. Zudem wird das Ergebnis gestützt durch die Untersuchung von Sternbedeckungen und Mondfinsternissen, über die der *Almagest* berichtet. Dennoch ist sein Befund – trotz des eindrucksvollen Einsatzes statistischer Methoden – mit Vorsicht zu genießen. So ist Fomenkos Mitautor Kalashnikov – der Astronom im Fomenko-Team – zurückhaltender: Er lässt den *Almagest* in dem großen Bereich zwischen dem 6. und 13. Jh. entstanden sein, weil Beobachtungen mit dem unbewaffneten Auge keine genauere Eingrenzung erlauben [vgl. Illig 1998b]. Freilich stützt auch diese behutsamere Einschätzung noch mein obiges Fazit. Und

immerhin bestätigt der Stern mit der stärksten Eigenbewegung – der helle Stern Arcturus (α Bootis) – Fomenkos Datierung aufs Genaueste.

Aus dem Ergebnis zieht Fomenko bekanntlich den abenteuerlichen Schluss, mit dem *Almagest* sei auch der Ausgangspunkt von Ptolemäus' Chronologie – die Ära Nabonassar – zu verlegen und auf das Jahr 460-490 AD zu datieren. Entsprechend hätten alle durch Ptolemäus berichteten, Nabonassar-datierten Ereignisse (wie etwa die Regierung des Kaiser Augustus) circa 1.200 Jahre später stattgefunden, als in konventioneller Sicht angenommen [Fomenko 1993, 223-225].

Müssen wir dieser Argumentation folgen? Nach der Lektüre von Kunitzschs Büchern bin ich davon überzeugt, dass wir das *nicht tun dürfen!* Der *Almagest* ist nicht im 10. Jh. entstanden, wohl aber ist er damals *gefälscht* worden – und zwar in Byzanz und nicht in der islamischen Welt. Denn im Gegensatz zur relativ einheitlichen griechischen *Almagest*-Überlieferung ist im arabischen Sprachbereich *größte* Verwirrung entstanden.

Fomenko kennt ganz offensichtlich weder die arabische *Almagest*-Überlieferung noch die Sekundärliteratur zu diesem Thema. Er nimmt die arabische Überlieferung (wie im übrigen auch die byzantinische) gar nicht ernst – wie ich gleich unter Beweis stellen werde. Die Folge ist, dass Fomenkos Erkenntnisstand auf diesem Gebiet geradezu peinlich zurückgeblieben ist.

Dass Fomenko die arabistische Sekundärliteratur nicht kennt, geht daraus hervor, dass von ihm weder Kunitzsch noch ein bedeutendes Werk wie Nallino [1899] zitiert wird. Diese Unkenntnis führt unter anderem dazu, dass Fomenko nur vier arabische *Almagest*-Handschriften aufzählen kann (Kunitzsch kennt derer neun), von denen zwei in Wirklichkeit gar keine *Almagest*-Handschriften sind!

Fomenko [1993, 235] berichtet nämlich, mit dem *Codex Laurentianus 156* liege „a carefully written manuscript“ vor, „presumably a copy of the translation made by Al Mamun about 827 AD“. Würde das stimmen und hätte Fomenko mit jenem Codex wirklich eine alte ma'munische Übersetzung in der Hand gehabt, wäre unsere These von der verschollenen vorphantomzeitlichen Urfassung klar widerlegt worden!

Nur: Fomenko hat – im Gegensatz zu Kunitzsch [K. 37], der alle Handschriften anhand von Fotokopien überprüft hat – gar kein arabisches Manuskript gesehen. Er schreibt einen Fehler von Peters und Knobel fort, die 1915 die lange Zeit maßgebliche kritische Edition des Sternkatalogs besorgt hatten [K. 47 f.].

Peters und Knobel, vermutlich des Arabischen nicht mächtig, hatten eine Abschrift der häufig kopierten *Rezension (Tahrir) des Almagest* durch den Astronomen at-Tusi (1201-1274) irrtümlicherweise als direkten *Almagest*-Text eingestuft. Da Peters und Knobel die ma'munische noch nicht von der Haggag-Version unterscheiden konnten (das gelang erst Kunitzsch mit Hilfe der Abhandlung von ibn as-Salah), kam es zu einer weiteren Verwechslung. Vergleichbares passierte ihnen beim Manuskript *Pocock 369* – ebenfalls nur eine *Almagest*-Rezension –, das folglich bei Fomenko als „a well-written copy“ des *Almagest* erscheint. Bereits Nallino hatte übrigens beide Handschriften richtig eingeordnet [K. 48].

Fomenko kann mit der arabischen und byzantinischen Astronomie generell nichts anfangen. Das geht auch aus den Diagrammen auf den Seiten 262-266 seines *Almagest*-Buches [Fomenko 1993] hervor. In diesen Diagrammen werden anhand der in historischen Werken über Astronomie zitierten Gelehrten Häufigkeitsverteilungen bildlich dargestellt. Sie ermöglichen es, eine quantitative Entwicklung der Astronomie von der Antike bis circa 1800 abzulesen.

Ohne weitere Begründung nimmt nun Fomenko die arabischen und byzantinischen Astronomen aus dem Entwicklungsschema heraus und entwirft für sie ein eigenes Diagramm. Die Folge ist, dass im Hauptdiagramm eine Entwicklung erscheint, die von der griechischen über die römische Antike bis zur Neuzeit führt, aber eine klare Unterbrechung aufweist – nämlich genau dort, wo Byzanz und Arabien zeitlich einzuordnen wären. Die Unterbrechung wird dann für Fomenko zum Argument für seine These eines doppelzeitigen Ansatzes der abendländischen Astronomie. Weil der zweite Ansatz den ersten zu wiederholen scheine, sei dann anzunehmen, dass der erste lediglich eine spätere Erfindung und Rückprojektion des eigentlichen, neuzeitlichen Anfangs ist.

Dass Fomenko die byzantinische wissenschaftliche Tradition nicht wahrnimmt, ist ihm freilich kaum zu verübeln – befindet er sich damit doch im Einklang mit dem konventionellen Geschichtsbild, das die Vermittlung antiker Bildung an das Abendland ausschließlich über Rom laufen lässt. Zwar weiß etwa Hunger [1961], dass uns die *gesamte* antike griechische Literatur nur über Byzanz bekannt geworden ist. Diese Erkenntnis ist aber kaum ins allgemeine Bewusstsein vorgedrungen.

Fomenkos Nichtbeachtung der arabischen Tradition zeugt demgegenüber von Fahrlässigkeit, sind doch hier die Hinweise auf ihre Bedeutung sehr viel zahlreicher – man denke an die vielen Sterne, die auch wir heute noch mit arabischen Namen bezeichnen. Auch der Name *Almagest* ist selbstverständ-

lich zunächst arabisch – was Fomenko damit erklärt, dass der *Almagest* von arabischen Astronomen *verfasst* wurde. Damit unterschlägt er jedoch die *griechische* Herkunft des Namens, die auf eine ältere Tradition hinweist.

Rücken wir Byzanz und Arabien wieder an die Stelle, wo sie hingehören, kann von einer Unterbrechung astronomischer Forschung seit der Antike nicht mehr die Rede sein. Freilich wissen wir nur noch wenig über Byzanz – nicht zuletzt bedingt durch die umfassende Fälschungsaktion des Konstantin VII., in deren Rahmen eben auch der *Almagest* neu geschrieben wurde. Konstantin VII. ist der Fälscher, auf den die Worte von Robert Newton zutreffen, die dieser noch auf Claudius Ptolemäus gemünzt hatte: „He is the most successful fraud in the history of science“ [Newton 1977, 378 f.].

PD Dr. Jan Beaufort, jan.beaufort@mail.uni-wuerzburg.de

Die Literatur ist am Ende des 1. Teils aufgelistet, in Heft 4/2001, 614 f. Die beiden Abbildungen auf den Seiten 593 und 599 stammen aus Kunitzsch [1974, ohne Seitenangabe].

Anomalie der ^{14}C Kalibrierkurve beweist Kalendersprung

Hans-E. Korth

E mi vo col cervello immaginando,
Che questa cosa solament' avviene
Perché non è dove lo van cercando*
Galileo Galilei

Kurzfassung

Die empirisch gewonnene Kalibrierkurve, durch welche die Messungen des ^{14}C -Zerfalls mit dendrochronologischer Datierung in Beziehung gesetzt werden, zeigt im Verlauf der letzten 2.000 Jahre eine auffällige Anomalie. Diese wurde zumeist mit Schwankungen des $^{14}\text{C}/^{12}\text{C}$ -Isotopenverhältnisses in der Atmosphäre begründet. Die Analyse der neueren Daten aus Hochpräzisionsmessungen ergibt ein anderes Bild: Selbstkorrelierende Baumringfolgen können sich als Folge von periodischen weltweiten Temperaturschwankungen aufgrund des Sonnenzyklus ergeben. Diese führen zu dendrochronologischen Messfolgen mit drei verschiedenen Gradienten der Kalibrierkurve. Ohne diese Artefakte ergibt sich ein stets konstanter Gradient, wodurch sich die Linearität der Radiokarbon-Skala erweist. Dadurch bedingt öffnet sich eine Lücke in der traditionellen Zeitskala, welche die Dendrochronologie abbildet. Das Ergebnis wird bestätigt durch die Korrelation zwischen der dendrochronologischen Belegdichte und der Kalibrierkurve.

Vorbemerkung

Zweifel an der Integrität der Zeitskala, welche die Basis der abendländischen Geschichtsschreibung bildet, erschienen bis vor einiger Zeit völlig ausgeschlossen. Erst seit 1990 begann vereinzelt die Diskussion, ob die zahlreichen Unstimmigkeiten in der Zeit des frühen Mittelalters durch einen Kalendersprung erklärt werden könnten [Illig 1996]. Inzwischen deutet eine überwältigende Vielzahl von Indizien [Illig 1999] darauf hin, dass ein Kalendersprung im frühen Mittelalter stattgefunden hat, der drei fiktive Jahrhunderte in unserer Zeitrechnung entstehen ließ. Die unfruchtbare Debatte zwischen Befür-

*Und wenn ich's wohl bedenke, scheint mir / Dass diese Sach' allein entsteht / Weil es nicht dort ist, wo sie's suchen

wortern und Gegnern dieser Hypothese konnte bisher jedoch zu keinem Ergebnis führen, da auch viele schlüssige Indizien noch keinen Beweis im streng naturwissenschaftlichen Sinne ergaben. Dieser Beitrag soll sich daher auf naturwissenschaftlich überprüfbare Sachverhalte beschränken. Gleichzeitig sei aber darauf hingewiesen, dass erst die zuvor entdeckten unstimmen geschichtlichen, urkundlichen und archäologischen Befunde die Suche nach physikalischer Evidenz ausgelöst haben.

Naturwissenschaftlich relevante Beobachtungen

Allgemein bekannt und von der Physik her bedeutungsvoll ist die Schaltjahrskorrektur um 10 Tage durch die Kalenderreform unter Gregor XIII. im Jahre 1582 – bekanntlich wurde der Kalender zur Richtigstellung des Frühlingsanfangs nur um 10 Tage an Stelle der zu erwartenden 13 Tage korrigiert. Leider lassen sich jedoch Mutmaßungen letztlich nicht widerlegen, bei der vorangegangenen Kalenderreform Caesars sei ein Fehler unterlaufen oder es sei eine Korrektur in der Zwischenzeit erfolgt. Erwähnt sei auch die von R. Newton bei seiner Studie zum GPS-Projekt der U.S. Navy entdeckte scheinbare Anomalie der Erdrotation im frühen Mittelalter, die sich aus der Distanz zwischen dem errechneten und dem beobachteten Ort historischer Sonnenfinsternisse ergibt [R. Newton 1970].

Altersbestimmung und Datierung

Bei der Suche nach einer naturwissenschaftlich untermauerten Erklärung für diese Beobachtungen stieß der Verfasser auf die Kalibrierkurve für die ^{14}C -Datierung mit Hilfe der dendrochronologischen Zeitskala. Das Radiokarbonverfahren basiert auf der Tatsache, dass Kohlenstoffatome mit der Masse 14 einem konstanten radioaktiven Zerfall mit einer Halbwertszeit von etwa 5.730 Jahren unterliegen. Das Verhältnis $^{14}\text{C}/^{12}\text{C}$ in einer (von der Umwelt isolierten) Probe sinkt daher mit dem Alter exponentiell ab. Aus dem Logarithmus der Restaktivität ergibt sich daher ein dem Alter proportionaler Wert. Im Gegensatz dazu führt die dendrochronologische Auswertung von Baumringen zu einer abzählbaren Jahresfolge, die abschnittsweise dem bestehenden Kalender zugeordnet werden kann. Die beiden Verfahren sollten somit unabhängig voneinander zum gleichen Ergebnis führen (Fig. 1). Das Zustandekommen der scheinbar abweichenden Länge des Radiokarbonjahres ist leicht erklärt: Das ^{14}C -Verfahren [Libby 1955] wurde durch Anschluss an wohldatierte Funde der Antike geeicht (z.B. aus Pompeji, das im Jahr 79 n. Chr. verschüttet wurde). Dadurch erscheint die Radiokarbonskala gestreckt. Libby musste 1950 davon ausgehen, dass die Zeitenwende 1.950 Jahre zu-

Alter und Datierung

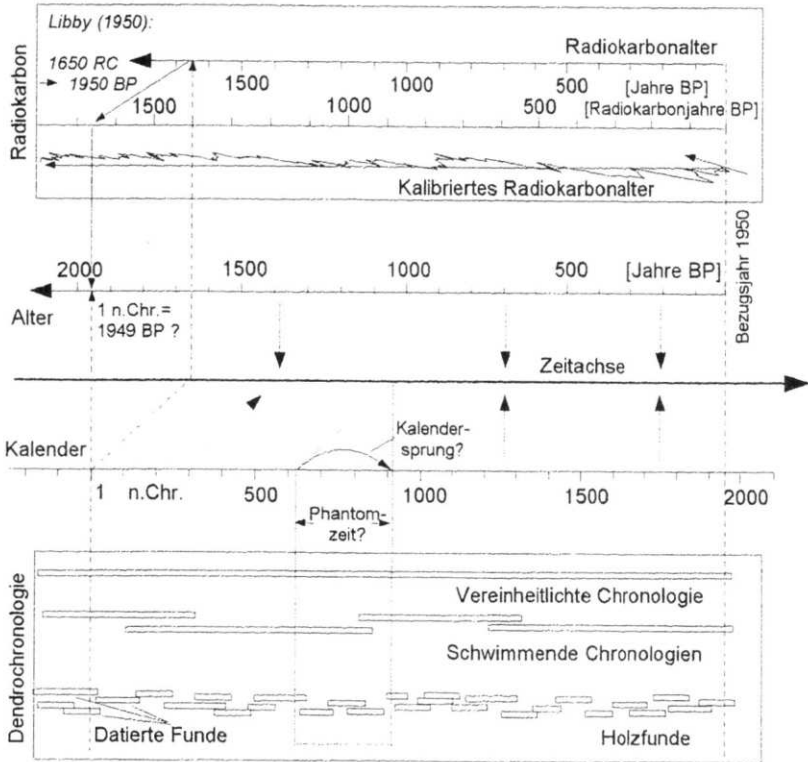


Fig. 1: Durch Altersbestimmung wie durch Datierung wird einem Fund ein Ort auf der Zeitachse zugewiesen. Bei einer lückenlos zusammengefügt Dendrochronologie erzwingt nur eine nicht-lineare und mehrdeutige Radiokarbonkalibrierung passende Werte.

rücklag (und dass die Radiokarbonmessung eben Schwankungen unterworfen wäre). Bei einem Kalendersprung von ca. 300 Jahren lag die Zeitenwende jedoch nur 1.650 Jahre zurück, womit 1.650 Radiokarbonjahre etwa 1.950 Kalenderjahren entsprechen.

Die Problematik der Datierung mit ^{14}C und ihre Verknüpfung mit der Dendrochronologie über wechselseitige Vordatierungen und schwer erklärbarere Eichprozeduren wurden verschiedentlich dargestellt [Blöss/Niemitz 1996; Niemitz 1995]. Dies spricht zwar gegen die bisherige Handhabung der beiden Methoden, nicht aber gegen ihre prinzipielle Nützlichkeit. Nicht die präzisen, dafür aber weitgehend unbereinigten Daten sind zu erwarten, wenn man zur Datengewinnung ein paar Forschungsjahrzehnte zurückgeht.

Anomalie der „vereinheitlichten Kalibrierkurve“

Auf einem Workshop in Tucson, Arizona wurde 1979 auf Grundlage der bestehenden Datensätze eine vereinheitlichte Kalibrierkurve erarbeitet [Klein et al. 1982], der 1.154 Datenpunkte aus fünf verschiedenen ^{14}C -Labors zu Grunde gelegt wurden (Fig. 2). Außer den Daten einer „schwimmenden“ Chronologie aus deutschen Eichenstämmen [Damon 1978] waren dies vor allem Daten von amerikanischen Mammutbäumen und Borstenkiefern, wobei insbesondere die letzteren für die Langzeittrends der Kalibrierkurve von ausschlaggebender Bedeutung waren [Zerbst 2000]. Aufgrund ihres Zustandekommens besitzen die der Kalibrierkurve zugrunde liegenden Daten ein Maximum an Vertrauenswürdigkeit. In der Zwischenzeit wurden die Messungen verfeinert [Pearson 1986] und führten schließlich zur aktuellen Intcal'98-Kalibrierung [Stuiver et al. 1998]. Von den ersten nachchristlichen Jahrhunderten bis in eine 7.000 Jahre zurückliegende Zeit werden die vorliegenden Daten innerhalb der Fehlergrenzen durch eine Gerade mit einem Gradienten von ca. 0,2 Jahren Abweichung pro Kalenderjahr¹ vollständig beschrieben. Langfristige Fluktuationen erscheinen dabei vergleichsweise gering. Die Streuung der einzelnen Messwerte ist auf vielfältige klimatische, lokale, individuelle und andere Ursachen zurückzuführen.

Für die letzten beiden Jahrtausende konnte die naheliegende Erwartung, dass zwischen Dendrochronologie und Radiokarbonverfahren ein linearer Zusammenhang bestehen sollte, nicht bestätigt werden. Die Kalibrierkurve weicht dramatisch vom Langzeittrend ab. Für ein Jahrtausend ist das Radiokarbonjahr kürzer als das Kalenderjahr, was an dem Rückgang der Steigung deutlich wird. Schließlich erreicht die Kalibrierkurve die Gegenwart entlang

1) d.h. die Streckung der Radiokarbonskala beträgt 1950/1650, was der Einfügung von 300 Jahren entspricht.

^{14}C Kalibrierkurve

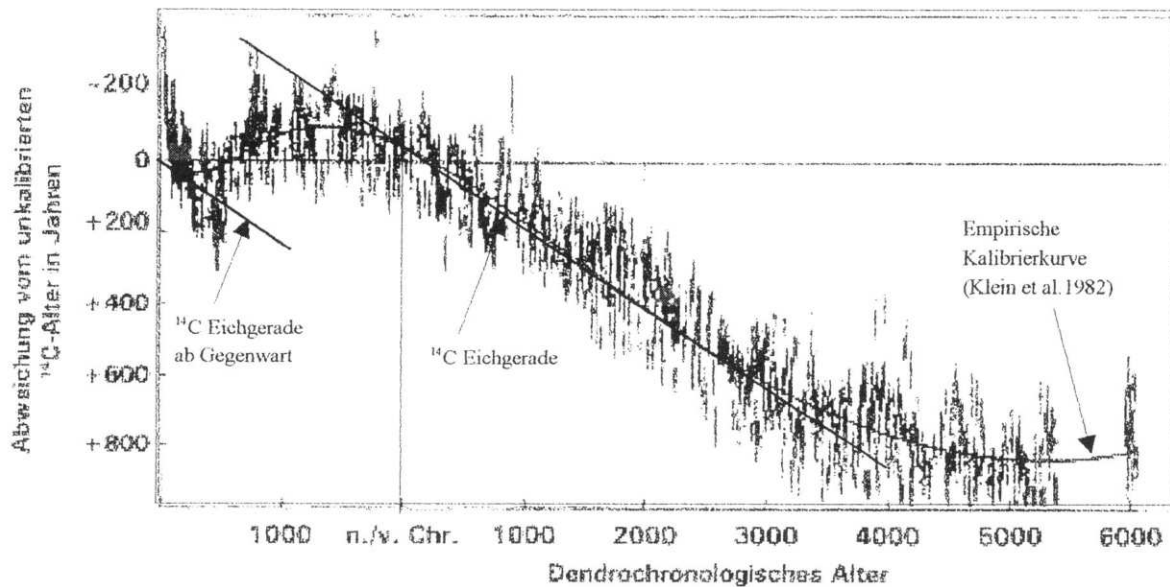


Fig. 2: Vereinheitlichte Kalibrierkurve von 1982 mit ^{14}C Messungen mittlerer Präzision [nach Klein et al. 1982]

einer Parallelen zum Langzeittrend. Sie ist dabei außerdem von so genannten Wiggles [de Vries 1959] überlagert, d.h. von reproduzierbaren Abweichungen über Zeitperioden von bis zu einigen hundert Jahren. Verschiedene Annahmen versuchten den Ursprung dieser Störungen zu erklären [Damon 1966].

Wie auch immer man die Daten interpretieren mag, die starke Anomalie im Bereich des Mittelalters liegt weit außerhalb jeder statistischen Streuung. Das bedeutet aber, dass die Zeitachse zumindest eines der beiden Verfahren nicht proportional zur physikalischen Zeit verlaufen kann. Dies kann rein logisch nur so verstanden werden, dass entweder die Werte der $^{14}\text{C}/^{12}\text{C}$ Messung beeinträchtigt sind, oder dass auf Grund anderer Effekte die durch die Dendrochronologie aufgespannte Zeitachse Ungenauigkeiten enthält. Bei einer nicht kompensierten Störung der ^{14}C -Messung wäre somit eine stetige Verformung der Eichkurve zu erwarten, wohingegen ein Fehler in der Jahreszuordnung der Baumringe einen oder mehrere Sprünge zur Folge hätte.

Stetigkeit

Mit der zunehmenden Verfeinerung der Messtechnik und der dendrochronologischen Zuordnung hat sich die Kalibrierkurve ihrer derzeitigen Gestalt angenähert. Ein einfacher logischer Test für die inzwischen erreichte Integrität ergibt sich aus der Stetigkeit der Kurve. Da die Radiokarbonmessung ihrer Natur nach stetig ist, kann ein möglicherweise vorhandener Sprung nur der dendrochronologischen Einordnung zugeschrieben werden. In den aktuellen, scheinbar stetig verlaufenden Intcal'98-Daten finden sich drei Stellen, an denen sich innerhalb von jeweils 20 Jahren das Radiokarbonalter um mehr als 110 Jahre ändert (775, 1155 und 1285 n. Chr.). In einem Stück Holz, das eine dieser Stellen abdeckt, sollte sich daher pro Jahresring das Radiokarbonalter um mehr als fünf Jahre ändern. Dies würde einen Gradienten (eine Steigung) von 5,5 : 1 bedeuten. Solange derartige Hölzer nicht verfügbar sind, kann die Kalibrierkurve noch nicht als endgültig angesehen werden.

Die Lage der beobachteten Sprungstellen ist weitgehend zufallsbedingt. Sie lässt keine Rückschlüsse auf den geschichtlichen Zeitpunkt eines Kalendersprunges zu. Dies kann der Vergleich zweier Naturbeobachtungen grundsätzlich nicht leisten. Ohne eine zusätzliche Datierung besteht kein Zusammenhang zwischen dem traditionellen Kalender und dem Radiokarbonalter oder einer schwimmenden Dendrochronologie. Zu kurz greift auch die Erwartung, eine verbesserte Dendrochronologie könnte die Zeitachse bis auf eine Lücke von z.B. 300 Jahren richtig wiedergeben. Dabei wird jedoch übersehen, dass in diesem Fall die Hölzer von rund 600 Jahren auf der Radiokarbonkala keinen Platz finden. Dies würde der Erfordernis einer insgesamt

Gradienten der ^{14}C Kalibrierkurve

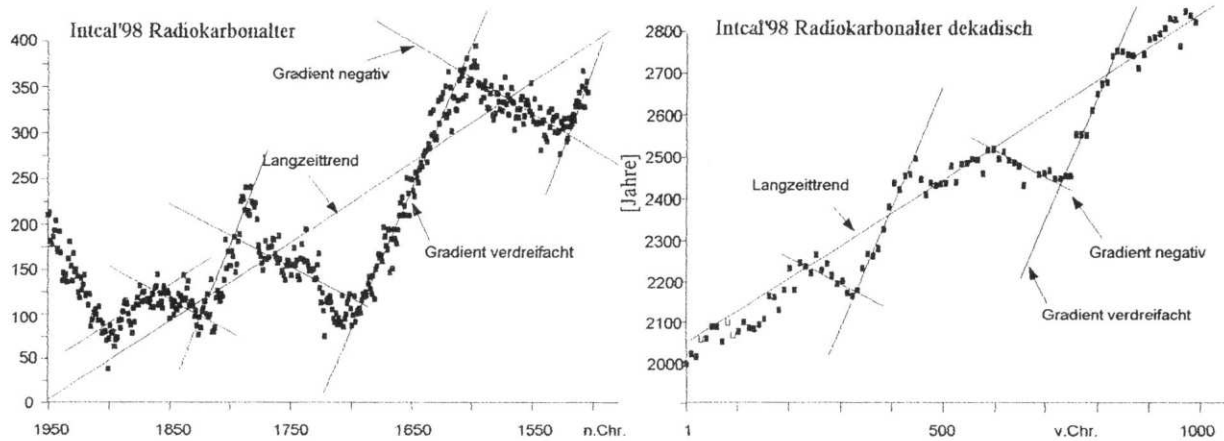


Fig. 3: Radiokarbonalter vs. Dendrochronologie. Die Daten einzelner Jahre (links) der Intcal'98 Kalibrierdaten [Stuiver et al. 1998] zeigen die gleiche Aufspaltung in drei Gradienten wie die dekadischen Daten des vorchristlichen Millenniums (rechts).

plausiblen Chronologie widersprechen. Die Summe aller Abweichungen wird dagegen minimal (und dies ist ein Maß für jede Qualitätsbewertung der Kalibrierdaten), wenn die Sprungstelle sich etwa in der Mitte des Anomaliezeitraumes befindet, bzw. wenn mehrere Sprünge auftreten. Genau diese Situation zeigt die Kalibrierkurve.

Eine Kalibrierkurve mit drei Gradienten?

Betrachtet man die aktuellen Intcal'98-Daten genauer (Fig. 3), so fällt auf, dass die Kalibrierkurve abschnittsweise geradlinig verläuft und dabei offensichtlich jeweils einem von drei stets gleichbleibenden Steigungswerten folgt. Die Gradienten entsprechen zum einen dem Langzeittrend der Kalibrierkurve, sodann dem invertierten Langzeittrend (d.h. das Radiokarbonalter fällt bei zunehmendem kalendarischem Alter) und schließlich etwa der dreifachen Steigung des Langzeittrends. Besonders eindrucksvoll ist dies im Bereich zwischen 1500 und etwa 1900 n. Chr. zu sehen, für den Messwerte im Jahresabstand vorliegen². Durch die Vielzahl der Messwerte ist eine zufällige Anordnung entlang von Geraden sicher auszuschließen. Das gleiche Bild ergibt sich für das erste vorchristliche Jahrtausend³.

Kann die Ursache für die drei Gradienten in Schwankungen des $^{14}\text{C}/^{12}\text{C}$ Isotopenverhältnisses begründet sein, welche die Radiokarbonmessungen verfälschen? Ein Langzeittrend aufgrund eines Ungleichgewichtes des Isotopenverhältnisses wäre für sich allein genommen vorstellbar. Bezogen auf diesen Langzeittrend würde sich der negative Gradient dadurch verdoppeln. Die Abnahme des Radiokarbonalters um ein Jahr pro Kalenderjahr oder mehr würde aber bedeuten, dass in dieser Zeitspanne die Produktion von ^{14}C praktisch völlig zum Erliegen gekommen wäre⁴. Voraussetzung hierfür wäre das Erlöschen der Höhenstrahlung und damit auch der Sonne, was zwar das ‚dunkle‘ Mittelalter und die nicht vorhandenen Baumringe dieser Zeit erklären würde – ansonsten aber eine reichlich absurde Konsequenz darstellt. Die Alternative zum Abfall des ^{14}C wäre die sprunghafte Zunahme des ^{12}C -Antei-

2) Nach 1900 n. Chr. sind die Werte möglicherweise aufgrund der Industrialisierung verfälscht. Hier, wie auch um 1730 und 1780 erscheint ein ‚dreifach negativer‘ Gradient.

3) Interessant ist, dass die Kalibrierkurve nach zwei großen Verwerfungen wieder zum Langzeittrend zurückkehrt und somit ein Kalendersprung über diesen Bereich hinaus ausgeschlossen werden kann.

4) Dies gilt selbst dann, wenn man die Diffusion von CO_2 zwischen Atmosphäre und Meer berücksichtigt, in dessen oberen Schichten der ^{14}C -Gehalt einem um etwa 300 Jahre höheren Radiokarbonalter entspricht [Stuiver 1986].

Risiko von Autokorrelationen durch periodische Baumringmuster

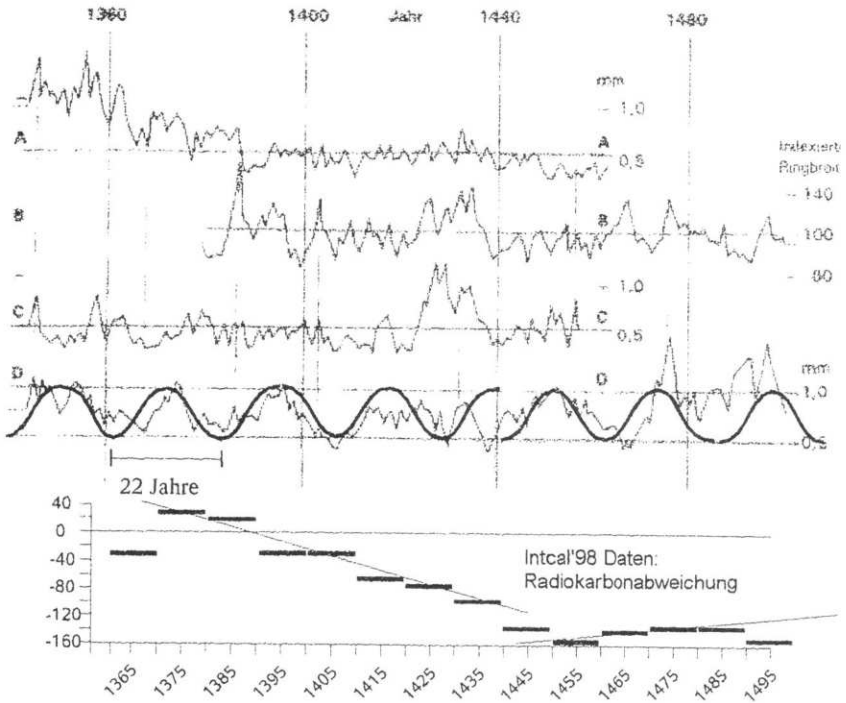


Fig. 4: Entstehung einer Sektion der Irischen Standardchronologie durch Kreuzkorrelation [Baillie 1982]. Die 22-jährige Periodizität erklärt die Autokorrelation überlappender Proben. Die Intcal'98-Kalibrierkurve zeigt zum Vergleich den Übergang einer Sequenz dreifacher Steigung zu einem negativen Gradienten im Bereich der Phaseninversion.

les. In diesem Fall wäre die Eruption von einigen 1.000 Kubikkilometern CO_2 pro Jahr in die Erdatmosphäre anzunehmen. Auf die Eruption (aus dem Meer oder durch Vulkanismus) müsste ein weiterer (logarithmisch ansteigender) Zustrom folgen, der genau die Diffusion des Kohlenstoffes aus der Atmosphäre in Richtung Meer und Biomasse kompensiert. Auch dieses Szenario ist nur schwer vorstellbar.

Analoge Probleme bereitet die Erklärung eines verdreifachten Anstieges der Kalibrierkurve aufgrund einer drastisch gesteigerten ^{14}C -Produktion. Hinzu kommt, dass die beiden Mechanismen so miteinander verknüpft sein müssten, dass nur jeweils einer von ihnen wirksam ist. Andernfalls müssten sie sich zeitweise kompensieren, was wiederum dafür sorgen würde, dass der Langzeittrend überwiegt. Wie aus diesen Überlegungen folgt, erscheint es kaum möglich, eine plausible Erklärung für die beobachteten Wiggles aus Störungen des Isotopenverhältnisses oder anderen Beeinträchtigungen des Radiokarbonverfahrens zu finden.

Autokorrelationen

Wie erklären sich aber die drei unterschiedlichen Geraden aus der Dendrochronologie, ohne deren Anspruch auf sorgfältige wissenschaftliche Arbeit in Frage zu stellen? Einen Hinweis könnte eine Situation wie die in Fig. 4 gezeigte liefern, die ein Beispiel von der Erstellung der Irischen Standardchronologie im Zeitraum von etwa 1340 bis 1500 n. Chr. zeigt [Baillie 1982]. Wie aus der Gegenüberstellung mit den Intcal'98-Daten ersichtlich, folgt bis 1450 n. Chr. das Radiokarbonalter dem Gradienten mit dreifacher Langzeitsteigung, danach dem negativen Gradienten. Die vier Diagramme der (gefilterten) Jahresringbreiten einzelner Holzproben wurden durch Kreuzkorrelation miteinander abgeglichen. Die einzelnen Kurven enthalten nur wenige charakteristische Muster, die sich rein visuell zuordnen ließen. Wie durch die Überlagerung hervorgehoben, existiert aber bei zumindest einer Probe eine ausgeprägte Periodizität mit einem Zyklus von etwa 22 Jahren (mit einer Phasenumkehr um 1440 n. Chr.). Die Wahrscheinlichkeit einer Übereinstimmung mit den anderen Proben unterliegt damit ebenfalls einer Periode von 22 Jahren. Durch Mittelung nach einer möglichen Fehlzuordnung werden aber alle Signalkomponenten unterdrückt, die nicht mit dem 22-jährigen Zyklus korrelieren, d.h. die Wahrscheinlichkeit für weitere Fehlzuordnungen steigt entsprechend an.

Damit ergibt sich eine schlüssige Erklärung für die beobachtete Dreiteilung des Gradienten der Kalibrierkurve. Durch Fehlzuordnung werden die Radiokarbonwerte mit einer Abweichung von jeweils 22 Jahren möglich.

Ausgehend von einem Zeitpunkt t_0 auf der Chronologie wird der nächste

Globale Temperaturschwankungen

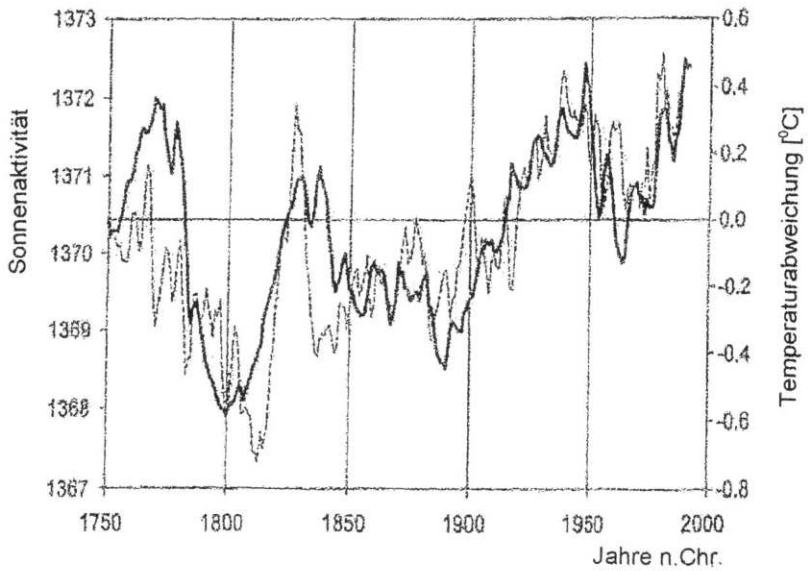


Fig. 5: Globale Temperatur (gestrichelt) und modellierte Daten der Sonnenaktivität (durchgezogen) [Hoyt 1997]. Die Temperaturverteilung wird durch 11- und 22-jährige Sonnenzyklen beeinflusst.

Radiokarbonwert zum Zeitpunkt t_0+10 Jahre (bei einem üblichen Abstand von 10 Jahresringen zwischen den ^{14}C -Messungen) je nach Probe am Ort von t_0+10 oder $t_0+10+22$ oder auch $t_0+10-22$ ermittelt. Der Langzeitgradient wird somit durch ein additives oder subtraktives Artefakt überlagert. Werden auch die folgenden Hölzer mit einem Fehler von 22 Jahren der Chronologie zugeordnet, so ergeben sich Messungen, die einem linearen Verlauf mit abweichendem Gradienten zu folgen scheinen.

Bei dieser Betrachtung wurde eine symmetrische Störung zu Grunde gelegt, welche die Autokorrelation ermöglicht die fälschliche Zuordnung durch Ähnlichkeit mit sich selbst). Eine leichte Asymmetrie würde eine zusätzliche einseitige Verschiebung um etwa 2 Jahre erklären und damit die exakte Übereinstimmung mit den Gradienten der Intcal'98-Daten liefern. Ein vergleichbares Ergebnis liefert auch die Mittelwertbildung über mehrere Messungen. Wird die unbeabsichtigte Autokorrelation vermieden, so bestimmt der Langzeitgradient den gesamten Verlauf der Kalibrierkurve.

Einfluss des Sonnenzyklus

Sonnenflecken entstehen durch Abkühlungserscheinungen in der Photosphäre, der sichtbaren ‚Oberfläche‘ der Sonne, die durch starke Magnetfelder hervorgerufen werden. Die Fleckenaktivität schwankt in einem etwa 11-jährigen Zyklus. Nach Ablauf des Zyklus wechselt die Polarität der Magnetfelder, und es schließt sich ein weiterer Fleckenzklus an. Somit ergibt sich ein magnetischer Gesamtzyklus von etwa 22 Jahren.

Die in Fig. 3 beobachtete Periodizität von 22 Jahren kann durch das Zusammenwirken der Sonnenzyklen und ihren Einfluss auf die Temperatur der Erde und damit das Pflanzenwachstum erklärt werden. Damit wird auch das Auftauchen der Wiggles in unabhängig erstellten Chronologien verständlich. Der Einfluss der Sonnenaktivität auf die globale Temperatur wurde von Hoyt und Schatten [Hoyt 1997] beschrieben. Fig. 5 zeigt die globale Temperatur (gestrichelte Kurve) zusammen mit modellierten Daten der Sonnenaktivität (durchgezogene Kurve). Gut zu erkennen sind die Überlagerung des Sonnenfleckenzyklus von etwa 11,2 Jahren und des Zyklus von 22,4 Jahren, die das Magnetfeld der Sonne für einen Umlauf benötigt. Beide Zyklen unterliegen ihrerseits u.a. dem etwa 90 Jahre andauernden „Gleisberg-Zyklus“. Dadurch erklärt sich auch, warum sich die Wiggles nur zu bestimmten Zeiten ausbilden können. Zu Zeiten geringer Amplituden des Sonnenzyklus (z.B. um 1870 n. Chr.⁵) bleibt der Gradient der Kalibrierkurve ungestört.

5) Auch hier ist der Zeitachse gegenüber Skepsis angebracht, da die Datierungen z.T. auf ^{14}C -Messungen basieren.

Dendrochronologische Belegdichte

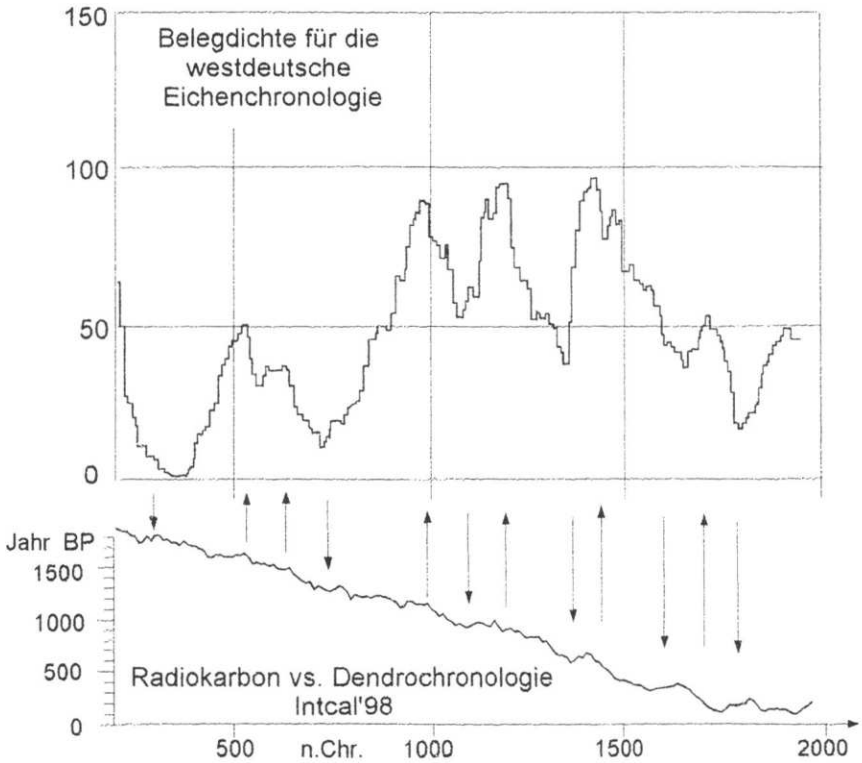


Fig. 6: Unerwartete Korrelation zwischen der Belegdichte [nach Hollstein 1980] und der Intcal'98-Kalibrierkurve. Eine ähnliche Verteilung wird bei gleichförmiger Belegdichte entlang der Radiokarbonskala erzeugt.

Dendrochronologische Belegdichte

Eine vollständig unabhängige Bestätigung der bisherigen Überlegungen liefert die dendrochronologische Belegdichte, d.h. die Anzahl der gefundenen Holzstücke, die einem bestimmten Jahrzehnt auf der dendrochronologischen Zeitskala zugeordnet werden können. Ein Zusammenhang zwischen der Belegdichte einer linearen Zeitskala und der auf dieselbe Skala bezogenen ¹⁴C-Kalibrierkurve ist rein logisch nicht möglich, da in diesem Fall keine Abhängigkeit der Messgrößen voneinander bestehen kann. Zwischen Holzfunden und Isotopenverhältnis gibt es keine Beziehung. Zu erwarten wäre eine gleichförmige Verteilung entlang der Zeitachse. Dieser überlagert wäre eine statistische Streuung, bedingt durch die Zahl der Holzfunde pro Dekade, die der sog. Poisson-Verteilung unterliegt. Außerdem wäre zu erwarten, dass die Zahl der Hölzer aufgrund zeitbedingter Verluste langfristig abnimmt.

Die dendrochronologische Belegdichte der Deutschen Eichen-Chronologie in Fig. 6 [nach Hollstein 1980] zeigt einen vollständig anderen, höchst dynamischen Verlauf: In Jahren maximaler Belegdichte verdreifacht sich die Anzahl der Hölzer im Vergleich zu den benachbarten Minima. Verständlich wird diese Verteilung, wenn eine gleichförmige Belegung entlang der Radiokarbonachse zu Grunde gelegt wird. In diesem Fall würde die Belegung entsprechend der Intcal'98-Kalibrierkurve in die dendrochronologische Belegung transformiert. Die letztere ergibt sich dann aus der Steigung der Kalibrierkurve, geteilt durch die Mehrdeutigkeit der Funktion. Das Ganze wäre noch mit der Anzahl der Jahresringe pro Holzprobe zu gewichten. Maxima wären somit zu Zeiten zu erwarten, in denen die Kalibrierkurve den maximalen Gradienten besitzt und keine Überlappung besteht. Wo der Gradient negativ wird, sind Minima zu erwarten. In diesen Bereichen sind die Hölzer auf der Chronologie auseinandergerückt. Außerdem besteht eine wenigstens dreifache Überlappung, da im Bereich einer abfallenden Kalibrierkurve die gleichen Radiokarbonwerte wie in den benachbarten ansteigenden Bereichen zugeordnet werden.

Obwohl mehr als 20 Jahre und etliche Anpassungen zwischen der Erstellung der Datensätze liegen, ist die Korrelation zwischen den Kurven offensichtlich. Bei umgekehrter Betrachtungsweise lässt sich feststellen, dass die Projektion der dendrochronologischen Belegung auf die Radiokarbonskala dort eine wesentlich gleichförmigere Bedeckung bewirkt. Dies zeigt, dass die Linearität der Radiokarbonskala besser als die der dendrochronologischen Skala sein muss.

Invertierte ^{14}C Kalibrierkurve

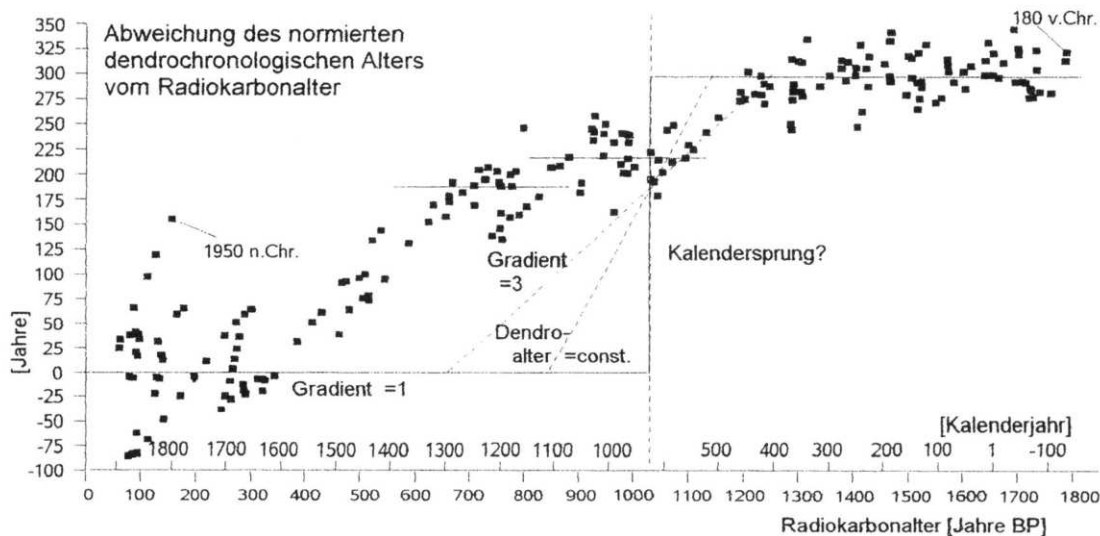


Fig. 7: In Abhängigkeit vom Radiokarbonalter geordnet, zeigen die Intcal'98 Daten innerhalb intakter schwimmender Chronologien eine konstante Abweichung vom Radiokarbonalter, wenn das dendrochronologische Alter in Radiokarbonjahren gerechnet wird.

Dendrochronologische Abweichung

Nach den obigen Überlegungen liegt es nun nahe, anhand der Intcal'98-Kalibrierdaten die Abweichung zwischen Dendrochronologie und Radiokarbonmessung in Abhängigkeit vom Radiokarbonalter darzustellen (Fig. 7)⁶. Natürlich kann keine ansonsten korrekte Kalibrierkurve erstellt werden, wenn ein Kalendersprung außer Betracht bleibt und damit eine zu große Anzahl einzuordnender Jahresringe vorausgesetzt wird. (Auch ist eine doppeldeutige Dendrochronologie unmöglich, ein Gradient >3 höchst unwahrscheinlich). Die dadurch bedingte Auffaltung der Kurve wird erst ermöglicht durch das Zusammenfügen von Abschnitten mit den drei unterschiedlichen Gradienten. Für die Anteile der drei Gradienten gilt dabei folgendes: Da die Länge und der Anstieg des Übergangsbereiches vorgegeben sind (etwa 300 Jahre Abweichung innerhalb von 1.200 Jahren), verbleibt nur ein Freiheitsgrad. Von diesem ist zu erwarten, dass er ein Maximum an Kombinationsmöglichkeiten erlaubt (d.h. dass die ‚Entropie‘ ein Maximum besitzt). Dieser Zustand ist erreicht, wenn Abschnitte aller drei Gradienten etwa gleich häufig vorkommen, womit die beobachtete Abhängigkeit qualitativ erklärt wäre.

Bei genauerer Betrachtung fällt die Aufteilung des Funktionsverlaufes auf: Von der Gegenwart bis etwa 600 BP⁷ ist die Abweichung aufgrund der bekannten Artefakte starken Schwankungen um den Nullwert unterworfen. Im weiteren Verlauf bis etwa 1200 BP erscheinen Wertefolgen mit horizontalem Verlauf, die schwimmenden Chronologien zugeordnet werden können. Außerdem finden sich hier weite Lücken, die auf nur wenige relevante Datierungen hindeuten. Generell scheinen die frühmittelalterlichen Funde etwa 200 Jahre zu alt datiert. Zwischen 1200 BP und 1800 BP ergibt sich eine praktisch konstante Abweichung von 300 Jahren, die dem um 1030 BP vermuteten Kalendersprung entspricht und die von dort bis über die Zeitenwende hinaus glaubwürdige Dendrochronologie wiedergibt.

Mit dem Radiokarbonalter als Basis ist es nun möglich, die dendrochronologische Datierung zu überprüfen, richtig zu stellen und zu erweitern.

Zusammenfassung

Der Versuch, die Ursache für die aus drei festen Gradienten zusammengesetzten Wiggles im Bereich des Isotopenverhältnisses zu suchen, konnte ad absurdum geführt werden. Andererseits wurde ein Mechanismus aufgezeigt,

6) Normierte Abweichung = $[\text{Radiokarbonalter} - (1950 - \text{Dendrodatum}) / 1,2] / 1,2$
d.h. es wird vorausgesetzt, dass Radiokarbonjahr und Kalenderjahr gleich lang sind, und es wird in Radiokarbonjahre umgerechnet.

7) BP = before present = Alter bezogen auf das Jahr 1950 n. Chr.

der derartige Wiggles als Artefakte infolge von Autokorrelationen bei der Erstellung von Dendrochronologien produziert. Ohne die Wiggles verbleibt überall nur der Langzeittrend, wobei die Stetigkeit es erfordert, dass sich ‚schwimmende‘ Chronologien linear aneinanderfügen.

Weiterhin korreliert die derzeitige wild strukturierte dendrochronologische Bedeckung mit der Intcal'98-Kalibrierkurve, d.h. ihr entspricht eine gleichförmigere Bedeckung der Radiokarbonskala. All diese Beobachtungen stehen im Einklang mit einer im Wesentlichen linearen Radiokarbonskala. Eine solche Radiokarbonskala, die parallel zur physikalischen Zeit verläuft, impliziert jedoch, dass ein Radiokarbonjahr einem Kalenderjahr entspricht. Damit enthält die dendrochronologische Zeitachse aber etwa 300 Jahre zuviel.

Schlussfolgerungen

Die aus der Anomalie der Kalibrierkurve für das Radiokarbonalter abgeleitete Hypothese eines Kalendersprungs kann als wahr im Sinne eines naturwissenschaftlich bewiesenen Tatbestandes gelten, nachdem folgende Kriterien erfüllt sind:

1. Die neue Deutung ist frei von naturwissenschaftlichen Widersprüchen. Sie steht im Einklang mit den vorhandenen Messdaten und ist durch voneinander unabhängige Verfahren experimentell überprüfbar.
2. Die bisherige Deutung der Daten ist nachvollziehbar. Das Zustandekommen von Fehlerquellen und Widersprüchen wurde geklärt.
3. Alternative Modelle, die den für die neue Deutung geltenden funktionalen Zusammenhang erfüllen, sind nicht vorstellbar.

Mit der Aufklärung des Kalendersprungs liefert die Zeit des Mittelalters ein besser verständliches Bild. Darüber hinaus erscheint auf einmal auch die fernere Vergangenheit weniger verzerrt, so dass genauere Datierungen für die Altertumsforschung möglich werden. Es ist zu erwarten, dass sich z.B. eine überarbeitete Dendrochronologie mit den Bohrkernen des Polareises abgleichen lässt. Dies könnte dann Aufschluss über bislang ungeklärte Fragen (z.B. das Datum der Vulkankatastrophe von Thera) geben. Die Bestätigung des historischen Kalendersprungs zeigt, dass wissenschaftliche Bemühung Irrtümer und Verfälschungen letztlich doch fast immer aufdecken kann. Aus diesem Wissen kann nun mehr neue Sicherheit für unser Bild von der Welt erwachsen, als sie der Verlust überkommener Gewissheiten nehmen kann.

Literatur

- Baillie, MGL (1982) *Tree-Ring Dating and Archaeology*. London - Canberra.
- Blöss C, Niemitz HU (1996) Der Selbstbetrug von C14-Methode und Dendrochronologie, *Zeitensprünge* 8 (3) 361-389.
- Damon PE, Lerman JC & Long A (1978) Temporal fluctuations of atmospheric ^{14}C , causal factors and implications. *Ann. Rev. Earth Planet. Sci.* 6, 457-494.
- Damon PE, Long A & Grey DC (1966) Fluctuation of atmospheric C-14 during the last six millennia. *J. Geophys. Res.* 71, 1055-1063.
- De Vries H (1959) Measurement and use of natural radiocarbon, *Abelson PH (ed) Researches in Geochemistry*. New York, pp 169-189.
- Galileo G, *Contro il portar la Toga* (gefunden in U. Eco: Baudolino [2001]). Übersetzung des Verfassers.
- Hollstein E (1970) Dendrochronologische Untersuchungen an Hölzern des frühen Mittelalters. *Acta Praehist. & Archaeol.* 1 147-156
- Hollstein E (1980) Jahresringchronologische Datierung... *Bonner Jahrbücher* 165 12-27
- Hoyt, DV & Schatten, KH (1997) *The role of the sun in climate change*. New York – Oxford.
- Illig H (1996) *Das erfundene Mittelalter*. München
- Illig H (1999) *Wer hat an der Uhr gedreht?*. München
- Illig H, Lelarge G (2001) Astronomische Präzision, in: *Zeitensprünge* 12 (3) 484 (Teil des Artikels: Ingelheim – karolingisch oder römisch? 12 (3) 467-492
- Klein P & Eckstein D (1988) Die Dendrochronologie und ihre Anwendung. *Spektr. Wiss.*, Jan. '88, 56-68
- Klein J, Lerman JC, Damon PE & Ralph EK (1982) Calibration of radiocarbon dates: Tables based on the consensus data of the workshop on calibrating the radiocarbon time scale. *Radiocarbon* 24, 103-150
- Korth H-E (2002) An Explanation for the Anomaly of the ^{14}C Dates for Tree-Ring-Dated Bristlecone Pines and Sequoia; *Radiocarbon Dating* (Berger/Suess eds.) 545-553
- Libby WF (1955) *Radiocarbon Dating*. Chicago, 2. Aufl.
- Newton R. (1970) *Ancient astronomical observations and the acceleration of Earth and Moon*. Baltimore
- Niemitz HU (1995) Magic dates...der Dendrochronologie, *Zeitensprünge* 7 (3) 291-314
- Pearson GW (1986) Precise calendrical dating of known growth-period samples using a 'curve fitting' technique. *Radiocarbon* 28, 292-299.
- Pearson GW, Pilcher JR, Baillie MGL & Hillam J (1977) Absolute radiocarbon dating using a low altitude European tree-ring calibration. *Nature* 270, 25-28.
- Ralph, EK & Klein, J (1979) "Composite Computer Plots of ^{14}C Dates for Tree-Ring-Dated Bristlecone Pines and Sequoia"; *Berger/Suess* (1979 eds.) 545-553.

Stuiver MS, Pearson GW & Braziunas T (1986a) Radiocarbon age calibration of marine samples back to 9000 cal yr BP. *Radiocarbon* 28, 980-1021.

Stuiver, MS, et al., INTCAL98 radiocarbon age calibration, 24,000-0 cal BP, *Radiocarbon*, 40, 1041-1084, 1998. Data: uwten98_14c.txt; 'UW- 14C atmospheric decadal year data set (9665 B.C. to A.D. 1945)' and uwsy98_14.txt '1998 UW 14C atmospheric single year data set (AD 1510 to AD 1954)'.

Zerbst U (2000) Datierung mittels Radiokarbon (14C). *Studium Integrale Journal* 5/2.

Hans-Erdmann Korth, Diplomphysiker, 70184 Stuttgart, Sandbergerstr. 34
korth@t-online.de

Über den Autor

1945	geboren in Köthen / Anhalt
1964-1970	Physikstudium in Tübingen und Stuttgart
1970-1995	IBM Produktionsforschung, Optik Technologie, als Leitender Technischer Berater, 110 Dienstleistungen, 15 USA-Aufenthalte, Fachtagungen, Veröffentlichungen
seit 1998	P&I Midrange GmbH, Helpdesk für AS/400 Anwendung

Zur chinesischen Phantomzeit

Alte und neue Gedanken (Sinaica I)

von Klaus Weissgerber

Um die Richtigkeit der Illigschen Phantomzeittheorie wissenschaftlich zu beweisen, ist es notwendig, auch die alte und mittelalterliche Geschichte Chinas neu zu analysieren. Dies ist nicht nur wegen der Sprachbarriere sehr schwierig. Es gibt sehr viel schriftliches Quellenmaterial, das den Eindruck einer fortlaufenden lückenlosen Chronologie vermittelt, der in sinologischen Standardwerken weiter verfestigt wurde. Auf diese Sekundärliteratur ist man angewiesen, da die Primärquellen schwer zu beschaffen sind und zumeist keine Übersetzungen in europäische Sprachen vorliegen. (Ich besitze nur die *Historischen Aufzeichnungen* des Sima Qian, der von -145 bis -90 gelebt hat, in russischer Übersetzung.)

Betrachtet man sich aber dieses Quellenmaterial etwas näher, muss man feststellen, dass es im wesentlichen nur aus **24 Dynastiegeschichten** besteht, die von der Han- bis zum Beginn der Mandschu-Zeit reichen. Nur wenige Sinologen haben es gewagt, sich kritisch mit diesen Geschichten auseinander zu setzen, zumeist wird nur ihr Wortlaut wiedergegeben und Widersprüche in Anmerkungen, wenn überhaupt, ‚harmonisiert‘. Als rühmliche Ausnahme möchte ich auf die 1925 veröffentlichten grundlegenden Bemerkungen von F. E. A. **Krause** [insbes. 104 – 106] hinweisen, die auch heute nicht überholt sind. Erst kürzlich hat **Schmidt-Glitzner** [1999, 3, 89 ff.] erneut auf die Problematik dieser Quellen hingewiesen. Hier muss ich mich auf einige zusammenfassende Bemerkungen beschränken:

Die **Chroniken vor der Qin-Zeit** (konv. 221–206) müssen grundsätzlich als dubios gelten. Kaiser Qin Shi Huangdi, der China einigte, vernichtete im Kampf gegen dem Konfuzianismus die vorhandene Geschichtsliteratur. In der Han-Zeit wurden dann die alten Chroniken im konfuzianischen Geist ‚rekonstruiert‘.

Die **folgenden Dynastiegeschichten**, die die Zeit vom Beginn der Qin-Dynastie (konv. -221) bis zum Beginn der Tang-Dynastie (konv. +618) behandelten, wurden durchweg nicht während der Dynastiezeit, sondern nach dem Ende derselben verfasst, mitunter Jahrhunderte danach. Nach allgemeiner Annahme wurden sie auf zeitgenössische Aufzeichnungen gestützt, die jedoch nach Niederschrift der Dynastiegeschichte vernichtet wurden. Keine dieser Aufzeichnungen blieb jedenfalls erhalten.

Es versteht sich, dass diese Dynastiegeschichten sehr subjektiven Charakter tragen. Ihre Grundtendenz: Die ersten Herrscher der Dynastie siegten, weil sie „tugendhaft“ waren. Sie hatten deshalb das „Mandat des Himmels“. Die letzten waren nicht mehr tugendhaft, der Himmel entzog ihnen sein Mandat.

„Die Beschäftigung mit der Vergangenheit diene bei den Chinesen zunächst nicht dem sachlichen Zwecke, eine objektive historische Wahrheit zu ermitteln, sondern dem praktischen Ziele, aus den Ereignissen aller Zeiten Lehren für die Gegenwart und Zukunft abzuleiten. So entstand eine durchaus subjektive Geschichtsschreibung.“ [Krause 7]

Aber auch diese Dynastiegeschichten wurden ab 1179 durch die *Schule des Zhu Xi* grundlegend überarbeitet [vgl. O. Franke, I, XXI; Schmidt-Glintzer 145]. Es gibt somit nur Dynastiegeschichten, die dem Geschichtsbild der Song-Zeit entsprechen. Die *Dynastiegeschichten ab Beginn der Tang-Zeit* sind insofern etwas glaubwürdiger, weil sie noch während der Herrschaft der jeweiligen Dynastie verfasst worden sind. Sie trugen offiziellen Charakter; ihre Korrektheit kann durch erhaltenegebliebene Privaturkunden und nichtchinesische Quellen überprüft werden. Schon während der mongolischen Yuan-Dynastie (1279–1367) wurden die Einzelgeschichten zu den *Reichsannalen* zusammengefasst, womit das Bild einer ununterbrochenen Reichsgeschichte geschaffen wurde. Schon jetzt möchte ich aber darauf hinweisen, dass nicht für alle bekannten Dynastien eine formelle ‚Geschichte‘ verfasst worden ist. Dies gilt besonders für Teilstaaten und Fremdherrschaften.

Die großen chinesischen Dynastien (auch die Tang-Dynastie) sind durch zahlreiche *archäologische* Funde und Bauüberreste mit entsprechenden Inschriften gut belegt, so dass ich keinen vernünftigen Grund sehe, deren Existenz (nicht ihre zeitliche Zuordnung) anzuzweifeln.

In den Annalen wurde nach Kaiserjahren (genauer: nach Regierungsdevisen, auf die ich noch eingehen werde) datiert; in ihnen gab es keine übergreifende Zeitrechnung. (Auf die unabhängig hiervon gebrauchte Zyklen-Datierung werde ich gesondert eingehen.) Um die konventionell erschlossenen Daten zu kontrollieren, ist es deshalb unumgänglich, *Synchronismen* zur außerchinesischen Geschichte zu finden. Zeller hat 1994 in einem in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beitrag hierzu Pionierarbeit geleistet. Weitere Forschungen sind unumgänglich.

Die *Mongolen* unter Tschinggis Chan (1206–1227) fielen 1215 in China ein. Bis 1235 eroberten sie Nordchina, anschließend bis 1279 Südchina. Zur gleichen Zeit besetzte Tschinggis Chan auch Zentralasien. Unter seinen En-

keln eroberten die Mongolen 1258 Bagdad und verheerten noch vorher Ost- und Südosteuropa. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass seit dem frühen 13. Jh. die Geschichte Chinas, Vorderasiens und Europas synchron entsprechend unserer jetzigen Zeitrechnung verlaufen ist.

Ich habe wenig Zweifel an der konventionellen Datierung der *Song-* (*Sung-*) *Dynastie*. Diese regierte von 960 bis 1127 Gesamt-China (im Norden folgte ihr von 1127 bis 1234 die Jin-Dynastie der tungusischen Dschurd-schen) und von 1127 bis 1279 Südchina. Wie ich in einem gesonderten Beitrag darlegen werde, gibt es sehr viele Bauwerke und archäologische Funde, die dieser Dynastie – schon wegen der Inschriften – zugeordnet werden müssen. Aus der späten Song-Zeit (wohl 1225) stammt die *Beschreibung der Barbarenländer* („Zhufan zhi“) des Seezollinspektors Zhao Rugua (Chao Jukua), das bemerkenswerte Berichte über Afrika, Vorderasien und den Mittelmeerraum enthält. Der Autor schilderte genau die Zustände dieser Länder im frühen 13. Jh., so dass ernsthafte Zweifel an der Synchronizität der damaligen chinesischen und europäischen Geschichte nicht bestehen dürften ([vgl. O. Franke V.186 f.]; in Europa gab es damals bezeichnenderweise solche informativen Berichte über China nicht.)

Das Problem sehe ich darin, die *chinesischen Dynastien vor 960* mit der realen Chronologie Europas und Vorderasiens zu synchronisieren. Die einfachste Lösung würde natürlich darin bestehen, davon auszugehen, dass vor 960 in China richtig datiert wurde. Eine (bewusst gefälschte) Phantomzeit hätte es dann nur in Europa und Vorderasien gegeben. In diesem Fall bräuchte man nur die konventionellen Daten um 297 Jahre zurückzurechnen:

Konventionelle Datierungen

Tang	618 – 907
Sui	581 – 618
Sechs Reiche	420 – 589
(Südl. u. nördl. Dynastien)	
Östliche Jin	317 – 420
Westliche Jin	285 – 316
Drei Reiche	220 – 280
Östliche Han	25 – 220
Westliche Han	-206 – +24
Qin	221 – 206

Schon wegen der geschilderten Quellenlage halte ich es für ausgeschlossen, dass die Problematik durch einfache Rückrechnung zu lösen ist. *Zeller* hat

1994 nach einem Vergleich vorderasiatischer und chinesischer Quellen konkret aufgezeigt, dass dies so nicht möglich ist.

Synchronismen zwischen China und dem Westen

Ich habe in den letzten Jahren sehr mühsam neben chinesischen auch orientalische, griechische, römische, armenische, japanische und koreanische Quellen, soweit möglich, analysiert, wobei ich zu interessanten Ergebnissen gekommen bin.

Vorab möchte ich hier auf einige *Synchronismen zwischen griechisch-römischen und chinesischen Schriftquellen* etwas näher eingehen. Unbezwifelbar ist, dass es im Altertum einen lebhaften Handel zwischen der griechisch-römischen Welt und China gab, der allerdings über Zwischenstationen erfolgte. Der Westen lieferte vor allem **Glas**, dessen Herstellung eine Erfindung der Phöniker war, die geheim gehalten wurde. Bei den Chinesen des Altertums wurde Glas wie Gold und Edelsteine zu den „großen Kostbarkeiten“ (bao wu) gerechnet. Erst unter dem Kaiser Tai wudi (konv. 424-452) aus der Nördlichen Wei-Dynastie gelang es Chinesen, Glas herzustellen.

Das Hauptexportgut Chinas war die **Seide**, deren Herstellungsgeheimnis ganz besonders gehütet wurde. Erst um 550 gelang es nestorianischen Mönchen, Eier des Seidenspinners nach Byzanz zu schmuggeln. Natürlich wurden auch andere Waren ausgetauscht. In Rom und Canterbury wurden auch altertümliche Huai-Bronzen gefunden [Altheim 50]. In China wären auch Eisen und Felle sehr begehrt. Es gab zwei Handelswege, den nördlichen Landweg (die berühmte **Seidenstraße**) und den südlichen Seeweg.

Syrisch-phönikische Seefahrer kamen bis Kattigara, das einige Historiker mit dem heutigen Kanton identifizieren. Die Römer bezeichneten die Hersteller der Seide als „**Seres**“, womit seit Caesars Zeiten eindeutig die Chinesen gemeint waren. Im Werk des Pausanias (ca. +170/80) wurde ihr Land **Serica** genannt. Als Endpunkt des südlichen Seeweges galt ein Land, das griechischen Geographen wie z.B. Ptolemaios **Sinai**, die römischen Schriftsteller wie Strabo und Plinius d. Ä. **Sina** nannten. Zunächst wurden beide Ländernamen nicht gleichgesetzt: In der Völkertafel des Ptolemaios (87–165) wurde z.B. „Seres“ nördlich von „Sinai“ eingeordnet. Meines Wissens hat erstmals der große armenische Historiker **Mowes Chorenatsi** (+5. Jh.) richtig erkannt: Serica und Sinai/Sina sind identisch! [ausführlich zu den West-Ostbeziehungen im Altertum: Krause 314-341; Erkes 1947; Konrad; Ferguson 581-603]

Aus den *Annalen der Östlichen Han* (Hou han shu) ergibt sich, dass die Chinesen über die Römer viel besser Bescheid wussten, als es umgekehrt der

Fall war. Sehr oft ist hier die Rede von den *Da-cin (Ta-ts'in)*. Die Einzelbelege liegen mir vor. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass mit diesem Begriff die Römer bezeichnet worden sind. Dies bedeutet aber, dass Römisches Reich und Östliches Han-Reich (konv. 25–220) etwa gleichzeitig bestanden haben müssen.

Meine weiteren Detailuntersuchungen haben aber auch Differenzen zu den konventionellen Synchron-Datierungen ergeben. In diesem Beitrag möchte ich mich auf ein Beispiel beschränken. Im Kapitel 18 der (Östlichen) Han-Annalen wird besonders ausführlich auf die Da-cin (Ta-ts'in) eingegangen:

„Der König dieses Landes wünschte immer, mit Han in Gesandtschaftsverkehr zu treten, aber An-si (Parthien) wollte mit ihm Handel in Seidenstoffen aus Han treiben, darum verhinderte es, daß er eine unmittelbare Verbindung (mit China) herstellte. Aber im 9. Jahre der Periode yen-ki des Kaisers Huan-ti (d.i. 166 n.Chr.) schickte der König An-tun von Ta-ts'in Gesandte, die von außerhalb der Grenzen von Ji-nan [Tongking = das nördliche Vietnam] kamen und Elfenbein, Rhinoceros-Hörner und Schildpatt darbrachten. So wurde die erste Verbindung zu Stande gebracht. Was dieses Land an Tribut brachte, enthielt keine ungewöhnlichen Kostbarkeiten, es scheint deshalb, daß die Schilderungen (von dem Lande) übertrieben sind“ [nach O. Franke I.404; seine Anmerkungen, Wade-Giles-Transkription].

(Mit Tongking und Annam ist das heutige Nord-Vietnam gemeint.)

Zu bemerken ist, dass die Namensgebung der chinesischen Kaiser sehr kompliziert war. Der konventionell 146–168 regierende Kaiser hatte den Personennamen Liu Zhi; nach seinem Ableben erhielt er den posthumen Memorialnamen („shi“) Han Huan Di. Da während der Regierungszeit eines Kaisers der Personennamen nicht genannt werden durfte, wurden Regierungsdevisen („nianhao“) angegeben, die während der Regierungszeit eines Kaisers wechselten. Das 9. Jahr der Devise „yen gi“ entsprach nach konv. Umrechnung dem Jahr +166.

In Rom regierte von 161 bis 180 der auch als Philosoph bekannte Kaiser Marcus Aurelius, also kein „*An-tun*“. Die Vermutung liegt nahe, dass die Annalen Marcus Antonius meinten, der als Triumvir nach Caesars Ermordung (-44) das östliche Römische Reich regierte, Königin Kleopatra von Ägypten heiratete und -30 von Octavian, dem späteren Kaiser Augustus, besiegt wurde. Geht man von dieser Gleichsetzung aus, sind die Östlichen Han *etwa 200 Jahre früher* anzusetzen als konventionell angenommen wird.

(Für diese Annahme werde ich noch weitere Belege bringen.) Dies bedeutet aber auch, dass man nicht einfach 300 Jahre zurückrechnen kann, um zu genauen Jahreszahlen entsprechend der Phantomzeit-Theorie zu kommen. Zwischen dem Ende der Han-Dynastie und dem Beginn der Tang-Dynastie muss es eine Lücke (oder mehrere Lücken bzw. Phantomzeiten) geben!

Die Zeit der „Drei Reiche“

In den letzten Jahren habe ich mich vor allem mit der Zeit der „Drei Reiche“ (San guo; 220-280) intensiv beschäftigt, die nach konventioneller Geschichtsschreibung der Han-Zeit unmittelbar gefolgt ist.

Nach den Annalen waren die letzten Kaiser der Östlichen Han willenslose Marionetten mächtiger Feudalherren: Letzter Machthaber war *Cao Can*, der auch als Dichter bekannt ist und den einige Historiker als eigentlichen Begründer der *Wei-Dynastie* betrachten. Offiziell wurde diese nach dem Tode Cao Cans (konv. +220) von dessen Sohn Cao Pei (220–226) begründet, der formell Liu Xie, den letzten Han-Kaiser, absetzte. Cao Pei und seine Nachfolger residierten in der alten Kaiserstadt Lioyang.

Schon vorher wurde China durch den Bauernaufstand der „Gelben Turbane“ (184–205) und durch Kriege der Großgrundbesitzer untereinander erschüttert. Die Usurpation durch Cao Pei nahmen zwei andere Warlords zum Anlass, sich selbständig zu erklären und eigene Dynastien zu begründen.

In Südost-China begründete Sun Quan (220–252) das Königreich Wu, dessen Hauptstadt Jiangye, das heutige Nanjing (Nanking), wurde. Sun Quan proklamierte sich allerdings nicht zum Kaiser (huang di), sondern begnügte sich mit dem Titel eines Königs (wang). Nicht so bescheiden war Liu Bei, der sich als Abkömmling der Han-Dynastie betrachtete und in Sichuan (Südwest-China) die Dynastie der *Shu* begründete. Seine Hauptstadt war Chengdu.

So entstanden die „drei Reiche“ Wei, Wu und Shu, die sich nach konventioneller Geschichtsschreibung in den folgenden Jahrzehnten heftig bekriegten. 266 stürzte *Sima Yan* die Wei-Dynastie und begründete die Dynastie der Westlichen Jin. Schon vorher, 263, wurde Shu von den Wei annektiert. Schließlich eroberte Sima Yan 280 auch das Königreich Wu und einigte, allerdings nur für einige Jahrzehnte, wieder China.

Ich habe erhebliche Zweifel, dass die „Drei Reiche“ je bestanden haben, vor allem, weil die schriftlichen Überlieferungen über sie sehr dürftig und sie archäologisch überhaupt nicht belegt sind. Im Unterschied zu den meisten anderen chinesischen Dynastien gibt es keine Annalen zu dieser Zeit. So

seltens es klingt: Unser Wissen über diese Zeit beruht im wesentlichen auf einen Roman aus dem späten 13. Jh.! Allerdings handelt es sich um ein literarisches Werk, das zu den berühmtesten und volkstümlichsten Romanen Chinas gehört und von **Luo Guozhong** (ca. 1330–1400) niedergeschrieben wurde. Sein Titel: „San guo yan yi“ (etwa: Das Buch über die drei Reiche). Der Roman ist sehr umfangreich und umfasst 120 Kapitel; der vollständige Text ist in englischer Übersetzung im Internet zu lesen [Luo Guozhong 1997-2001]. Über seinen literarischen Rang gibt es keinen Zweifel: Aber kann man 60 Jahre angeblicher Geschichte nur mit einem Literaturwerk begründen? Welcher Historiker würde es wagen, die frühmittelalterliche Geschichte Europas auf der Grundlage des *Nibelungenliedes* zu rekonstruieren?

Sinologen verweisen darauf, dass diesem Roman frühere Quellen zu Grunde liegen. Zum einen wird auf ein Werk mit dem Titel „San guo zhi“ verwiesen, das **Chen Shou**, angeblich 297 verstorben, verfasst haben soll. Verschämt wird aber auch darauf verwiesen dass es sich um ein recht dubioses Werk handelt, dessen Herkunft stets umstritten war und erst in der Mandchu-Zeit in die *Reichsannalen* aufgenommen wurde. Im Gegensatz zu den anderen Dynastiegeschichten, die durch trockenen Annalertext gekennzeichnet sind, handelt es sich bei dem Text, der Chen Shou zugeschrieben wurde, um einen recht lockeren Romantext, der m.E. als Vorstufe des Romans von Luo Guozhong zu betrachten ist, aber keineswegs als einigermaßen zuverlässige Geschichtsquelle in Betracht kommt [vgl. Krause 119].

Otto Franke unterließ in seinem Standardwerk, im Gegensatz zu seiner sonstigen Methodik, jede Würdigung dieser Schriftquelle und erwähnte sie laut Sachregister nur einmal im Bd. II, 5. Hier nahm er, unter Bezugnahme auf die Machtergreifung Liu Beis in Sichuan, auf Chen Shou Bezug, sprach von einem verderbten Text, der nach anderen Quellen zu verbessern ist, verschwieg aber diese Quellen. Er kann nur den Roman von Luo Guozhong gemeint haben, weil es andere Quellen nicht gibt.

Weiterhin wird verwiesen auf die *Dynastiegeschichte der Östlichen Han-Dynastie*. In ihrem Kap. 9 heißt es: „So teilte sich das Reich in drei Teile“ [O. Franke 204]. Anschließend wurden die Reiche Wei, Shu und Wu genannt. Wie glaubwürdig sind diese Sätze? Nicht vergessen sollte werden, dass auch diese Annalen ein sehr spätes Werk sind. Sie gelten, wie in allen Werken zu lesen ist, als Werk des Fan Ye, gestorben 477. Diese Dynastiegeschichte wurde nach offizieller Lesart also ca. 250 Jahre nach Ende der Dynastie verfasst!

Was blieb von den „Drei Reichen“ erhalten? In allgemeinen Werken wird stets auf den *Pfirsichgarten* (Sancun Taohua Yuan) verwiesen, in dem

nach dem Roman des Luo Guozhong „drei Blutsbrüder“ – Zhang Fei, Guan Yu und Liu Bei (letzterer war der Begründer des Reiches Shun) – ihren Treueschwur geschlossen hatten [O. Franke 423]. Dieser Garten auf der Insel Chaowang unweit von Nanchang kann heute noch besichtigt werden [Scheck 448 f.]. Natürlich handelt es sich hierbei um kein archäologisches Denkmal. Was besagt die „Nibelungenstraße“ in Österreich zur Historizität der „Nibelungen“?

Luoyang, die angebliche Hauptstadt des Reiches Wei, war Hauptstadt der östlichen Han. Die Stadt liegt im Westen der nordchinesischen Provinz Henan, südlich des Mittellaufes des „Gelben Flusses“ Huanghe. Hier haben viele chinesische Dynastien Bauwerke hinterlassen, deren Authentizität nicht angezweifelt werden kann. Seit 1956 wurden umfangreiche archäologische Ausgrabungen durchgeführt, wobei über 10.000 Siedlungsplätze aus der Zhou-, Han- und Sui- Zeit entdeckt und entsprechende Gräber nachgewiesen worden sind. Eine konkrete Auswertung soll in einem Folgebericht erfolgen. Es gibt keinen einzigen Fund, der dem Staat „Wei“ der „Drei Reiche“ zugeordnet werden kann.

Interessant ist allerdings die **Bin-Yang-Höhle**, in der sich Kaiser Yuan Ke verewigt hat [Scheck 333]. Dieser Kaiser regierte allerdings nach konv. Geschichtsauffassung viel später, nämlich 499–515, und wird der nördlichen Wei-Dynastie zugerechnet, die mit dem Großreich der nichtchinesischen Toba identisch war. In der Höhle befinden sich mehrere Buddha-Statuen, die von Fachleuten der Sui- und Tang-Zeit zugeordnet werden [ebd.], also noch späteren Datums sind. Unklar ist, wann der Buddhismus nach China kam; nach allgemeiner Ansicht ist dies lange nach dem Ende der „Drei Reiche“ geschehen. „Wei“ ist ein geographischer Begriff und bezeichnet eigentlich nur das Becken des Flusses Wei. Schon während der Zhou-Zeit (konv. 1122–256) gab es mehrere Fürstentümer dieses Namens, wie es auch zwischen +386 und 557 mehrere Dynastien gegeben hat, die sich als nördliche, östliche und westliche Wei bezeichneten.

Im heutigen **Nanjing** (Nanking), der angeblichen Hauptstadt des Königreiches „Wu“ aus der Zeit der „Drei Reiche“, wurde kein einziges Denkmal aus dieser Zeit gefunden. In der Literatur werden nur die Grabanlagen nordöstlich der Stadt genannt, in der 20 Fürsten aus frühen Zeiten beigesetzt wurden, vor allem aus der Zeit der Süd-Dynastien (420-589). Angeblich sollen hier auch „Könige von Wu“ beigesetzt worden sein [Scheck 407]. Ausgrabungen sind noch nicht erfolgt. Im Übrigen ist „Wu“ auch ein geographischer Begriff. Schon in der Zhou-Zeit soll über Jahrhunderte ein Fürstentum „Wu“ bestanden haben.

Chengdu, seit jeher Hauptstadt der südwestlichen Provinz Sichuan, soll Hauptstadt der Shu-Dynastie während der „Drei Reiche“ gewesen sein. Hier gibt es ein architektonisches Denkmal, das dem Andenken dieser Shu-Dynastie gewidmet ist: den *Tempel des Zhuge Liang* (auch als „Tempel des Fürsten Wu“ bezeichnet). Zhuge Liang soll Kanzler des legendären ersten Shu-Kaisers Liu Pei gewesen sein und 181–234 gelebt haben. Neben diesem Tempel befindet sich ein 12 Meter hoher Hügel, der als Grabstätte von Liu Pei bezeichnet wird. Der Grundbau des Tempels scheint, wenn man vom Stil ausgeht, aus der späten Tang-Zeit zu stammen; geprägt wird der Gesamtbau durch spätere Umbauten, bei denen der Ming-Stil überwiegt. Seine offizielle Entstehungsgeschichte ist verworren. Danach wurde er in der Zeit der westlichen Jin (265–316) errichtet von Liu Xong, einem örtlichen Herrscher von „Shaosheng“, dessen Name ich in keinem chinesischen Herrscherverzeichnis fand. Während der Ming-Dynastie soll 1368 dieser Tempel in einen anderen Teil der Stadt verbracht und mit dem Tempel des Liu Pei vereint worden sein [*Temple of Zhuge Liang*; vgl. auch Scheck 510 f.; Baedeker 152].

In Sichuan gab es tatsächlich zwei Shu-Dynastien: von 907–925 die Dynastie der frühen Shu (Qian Shu) und von 925–965 die Dynastie der späten Shu (Hou Shu). Beide hatten ihr Zentrum in Chengdu. Ich neige der Ansicht zu, dass in dieser Zeit, unmittelbar nach der Tang-Zeit, der Grundbau des Tempels entstanden ist. Übrigens: Warum nannte sich die erste dieser Dynastien „frühe Shu“, wenn tatsächlich noch früher eine Shu-Dynastie bestanden haben soll?

Wenn meine These, dass die „Drei Reiche“ nachträglich erfunden worden sind, richtig ist, wäre eine Phantomzeit von etwa 60 Jahren erklärt. Die tatsächliche Leerzeit dürfte nach meiner These aber länger gewesen sein. Auch die Überlieferungen über die „nördlichen und südlichen Dynastien“ (konv. 420–589) sind teilweise unklar. Die Existenz der folgenden Tang-Zeit kann auf Grund der archäologischen Funde jedoch ernsthaft nicht bestritten werden. Zeller hat sich bemüht, auf Grund von Synchronismen zur vorderasiatischen Geschichte die Tang-Zeit neu zu datieren, jedoch müssen zunächst die orientalischen Quellen nach meiner Überzeugung völlig neu analysiert werden, um zu überzeugenden Lösungen zu kommen. Hierzu ist viel Arbeit nötig. In der folgenden Beitragsserie möchte ich meine bisherigen Erkenntnisse weiter begründen und ausbauen, wobei ich mir stets bewusst bin, dass es sich nur um Diskussionsbeiträge handeln kann.

Zur *Transkription*: Eigennamen habe ich durchweg in der Pinyin-Umschrift wiedergegeben, die 1958 in der Volksrepublik China entwi-

ckelt wurde und sich im wissenschaftlichen Sprachgebrauch immer mehr durchsetzt. Soweit es nötig erschien, habe ich in Klammern auch die Wade-Giles-Schreibung angegeben, die sich in älteren Texten findet und im angloamerikanischen Raum (sowie Taiwan) heute noch verwendet wird.

Literatur

- Altheim, Franz (1947/48): *Weltgeschichte Asiens im griechischen Zeitalter*. I-II; Halle/Saale
- Baedeker (Verlag, 1999): *China*; Ostfildern
- Berndt, Jürgen (Hg., 1985): *B.I.-Lexikon. Ostasiatische Literaturen*; Leipzig
- Debon, Günther (Hg., 1984): *Ostasiatische Literaturen*; Wiesbaden
- Eberhard, Wolfram (1971): *Geschichte Chinas*; Stuttgart
- Erkes, Eduard (1947): *China und Europa. Kontrast und Ausgleich zweier Weltkulturen*; Leipzig
- (1957): *Geschichte Chinas von den Anfängen bis zum Eindringen des ausländischen Kapitals*; Berlin
- Ferguson, J. (1978): „China and Rome“; in H. Temporini / W. Haase (Hg.): *Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt*. Bd. 3; Berlin, 581-603
- Franke, Otto (2001): *Geschichte des chinesischen Reiches*. I-V; Berlin · New York (Reprint der Originalausgabe von 1930-1952)
- Franke, Wolfgang (1962): *China und das Abendland*; Göttingen
- FWG 19 = Franke, Herbert / Trauzettel, Rolf (1968): *Das Chinesische Kaiserreich*. Fischer Weltgeschichte Bd. 19; Frankfurt/Main
- Goepper, Roger (1988): *Das Alte China. Geschichte und Kultur des Reiches der Mitte*; München
- Gottschalk, Gisela (1982): *Chinas große Kaiser*; Bern · München
- Hentze, Carl (1976): *Funde im Alten China*; Göttingen · Zürich · Berlin
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; München · Düsseldorf
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München
- Jian/Shao/Hu = Jian Beizan / Shao Xunzhang / Hu Hua [= Djiän Be-dsan / Schao Hsün-dscheng / Hu Hua] (1958): *Kurzer Abriss der chinesischen Geschichte*; Peking
- Istorija Kitaja = Simonowskaja, L. W. / Jurjew, M. F. (Hg. 1974): *Istorija Kitaja s drewnejschich wremen do naschich dnei* (Geschichte Chinas von den ältesten Zeiten bis in unsere Tage); Moskau
- Kaden, Klaus (1975): *Die wichtigsten Transkriptionssysteme für die chinesische Sprache*; Leipzig
- Kitai i sosedy (1970) = *Kitai i sosedy w drewnosti i srednewekowje* (China und seine Nachbarn in Altertum und Mittelalter); Moskau
- Konrad, Nikolai (1972): *Sapad i Wostok* (Der Westen und der Osten); Moskau

- Krause, Friedrich Emil August (1925): *Geschichte Ostasiens*. Erster Teil; Göttingen
- Lewin, Günter (1973): *Die ersten fünfzig Jahre der Song-Dynastie in China*; Berlin
- Luo Guonzhong (1951): *Die Drei Reiche* (San Kwo Tschü). Roman aus dem Alten China; Weimar (Auszüge in deutscher Übersetzung)
- (1997-2001): *Romance of Three Kingdoms*; www.threekingdoms.com (vollständiger Text der 120 Kapitel in englischer Übersetzung)
- Marquart, Josef (1903): *Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge. Ethnologische und historisch-topographische Studien zur Geschichte des 9. und 10. Jahrhunderts*; Leipzig
- Scheck, Frank Rainer (Hg., 1995): *Volksrepublik China. Kunstreise durch das Reich der Mitte*; Köln
- Sima Jiang (1972): *Istoritscheskie sapiski („shi ji“)*. (Historische Aufzeichnungen „shi ji“). I-II; Moskau
- Schmidt-Glitzner, Helwig (1999): *Geschichte Chinas bis zur mongolischen Eroberung 250 v. Chr. - 1279 n. Chr.*; Oldenbourg Grundriß der Geschichte Bd. 26; München
- Temple of Zhuge Liang (o. J.): www.afn.org/~afn20372/pol/ex59.html
- Thilo, Thomas (1977): *Klassische chinesische Baukunst*; Leipzig
- Topper, Uwe (1998): „Chinas Geschichtsschreibung. Prüfstein für oder gegen Illigs Mittelalterkürzungsthese?“; in: *ZS* (Gräfelting) 10 (2) 259-275
- Zeller, Manfred (1994): „Zentralasien im frühen Mittelalter. Auswirkungen der Rekonstruktion bis nach China“; in: *VFG* (Gräfelting) 6 (3) 72-92

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstraße 6

Die Tangzeit, Chinas glanzvolle Epoche, eine Fiktion?

Manfred Zeller

Die Idee zu diesem Essay entstand nach der Lektüre von Uwe Toppers Artikel [1998], in dem die Epoche der Tang in ziemlich flapsiger Weise heruntergemacht wurde. Sein Motto: „Was nach meiner Meinung nicht sein kann, darf auch nicht sein!“ Auf tiefere Begründungen kann dann verzichtet werden. Das Material zu einer Antwort schwoll schnell an, und das Ganze entwickelte sich zu einer Arbeit, die nie fertig zu werden drohte – inzwischen sind drei Jahre vergangen. Vor einigen Jahren schrieb ich einen Aufsatz, der sich mit der Geschichte Zentralasiens beschäftigte und dabei auch China berührte. Gelegentlich werden daraus von Autoren dieser Zeitschrift Schlussfolgerungen zitiert, die ich heute so nicht mehr ziehen würde. Also verlangte auch dieser Artikel eine Fortsetzung.

Hinweis: Ich benutze für chinesische Namen die Pinyin-Transkription, die sich auch in der westlichen Literatur immer mehr durchsetzt [z.B. Gernet]. Die in der angelsächsischen Literatur gebräuchliche Umschrift nach Wade-Giles ist bei der ersten Erwähnung in geschweifte Klammern gesetzt, gelegentlich durch eine deutsche Umschrift ergänzt.

Die Epoche der Tang {T'ang} (618–907), eine archäologisch besonders gut dokumentierte Phase der chinesischen Geschichte, fällt in den Zeitabschnitt, der in Europa nach unserer Phantomzeit-Hypothese gestrichen werden sollte. Da es vor den mongolischen Eroberungen im 13. Jh. keine wirklich gesicherten jahrgenaue Verknüpfungen zur europäischen und vorderasiatischen Geschichte gibt, müssen die zu streichenden Abschnitte nicht in den gleichen Zeitraum fallen. Es ist auch denkbar, dass Dynastien, die in Wirklichkeit in verschiedenen Gebieten parallel regiert haben, von späteren Historiographen hintereinander angeordnet worden sind. In einem früheren Artikel [Zeller 1994] habe ich vorgeschlagen, die Tangzeit für real zu erachten und die chinesische Phantomzeit an anderer Stelle auf der Zeitachse zu suchen. Meine damaligen Vorschläge – insbesondere eine Verschiebung der Tangzeit in Richtung der europäischen Antike – waren ein erster Versuch und können so nicht beibehalten werden. Denn es gibt in China diverse Funde mit datierten oströmischen und persischen Münzen, die dem widersprechen.

So fanden sich in den zu Dizhangwang und Xianyang (Prov. Shaanxi) entdeckten Gräbern der Nördlichen Zhou (557–581), Sui (581–618) und

Tang Münzen von Justinian I. (reg. 527–565) und Justinus II. (reg. 565–578). Besonders zu erwähnen ist das Grab von Duguluo, dem »Prinzen des Zhao-Landes« unter den Sui, mit Goldmünzen Justinus' II. [Dien et al.]. Weitere byzantinische Münzen fanden sich in Xinjiang (Prov. Gansu), Jinghai (Prov. Shaanxi) und in den Provinzen Henan und Shanxi, wie die obigen Prägungen Justinians I. und Justinus' II., außerdem aber auch persische Silbermünzen Schapurs II., Ardaschirs II., Schapurs III. (also des Zeitraumes von 310 bis 388), sodann solche von Peroz (reg. 457–484), Chusro I. (reg. 531–579), Hormizd IV. (reg. 579–690) und Chusro II. (reg. 591–628).

Mit diesen Funden stimmt die Angabe der Sui-Annalen in Kapitel 24 überein, dass unter den Nördlichen Zhou Gold- und Silbermünzen der Westländer in ganz Gansu in Umlauf waren. In Liangzhou und Suzhou lebten Kaufleute der Westländer; sie exportierten chinesische Seiden und importierten Gold-, Silber- und Glaswaren [Kollatz, Miyakawa 193f.]. Stark verbreitet waren auch Münzen und Nachprägungen von Anastasius I. (reg. 491–518). Nach den hier aufgeführten Münzfunden spricht nichts dafür, dass Sui- und Tangzeit eine größere Verschiebung in Richtung Antike vertragen.

Topper [1998] hat vorgeschlagen, die Epoche der Tang zu streichen. Sie sei gänzlich eine Erfindung einiger europäischer Jesuiten, die sich im 17. Jh. als Gelehrte in China aufgehalten hätten und die dortigen historischen Quellen nicht nur verfälscht, sondern sogar frei erfunden hätten. Er begründet dies damit, dass die Annalenwerke über die Tang, die vermeintlich aus der Songzeit stammen, viele nachträgliche Einschübe enthalten, andererseits aber häufig nur ein Gerippe von Ereignissen ohne inneren Zusammenhang darstellen. Als Kronzeugen führt er eine neuere Untersuchung von D. *Twitchett* über die Tang-Annalen an. Dies sind allerdings keine ganz neuen Erkenntnisse. Eine Einführung in die chinesische Historiographie von Ch. S. *Gardner* aus den 30er Jahren zeigt, wie chinesische Historiographen mit ihren Quellen verfahren und vermeintliche Fehler verschlimmbessern, was an Hand einiger Beispiele aus den Forschungen des großen französischen Sinologen Henri *Maspéro* erläutert wird. *Gardner* erläutert auch die Unterschiede zwischen der Arbeitsweise chinesischer und europäischer Gelehrter.

Des weiteren stellt *Topper* die archäologischen Funde in Abrede. Er behauptet einfach, sie seien nicht gesichert, originale Malereien gebe es z. B. nur in den westlichen Randgebieten, oder ihre Herkunft sei nicht bekannt. Letzteres treffe vor allem auf die bekannten Keramikfiguren zu. Dies stimmt tatsächlich für die in europäischen Museen befindlichen Artefakte, die meist von Kaufleuten aus dubioser Quelle erworben wurden. In den letzten Jahrzehnten wurden jedoch Gräber im Umkreis der Kaisergräber der Tang an der

Nordseite des Weihe-Tales in der Provinz Shaanxi {Shensi} geöffnet. Man fand großflächige Wandmalereien, viele Keramikfiguren und Grabinschriften mit biografischen Daten zum Leben der Verstorbenen. Darüber hinaus fand man an anderen Orten in der Umgebung der Provinzhauptstadt Xi'an {Hsi-an, Sian} unterirdische Anlagen mit völlig unerwarteten Funden, die zu Tempelanlagen gehört hatten, in einem Fall ein »Grab« mit Buddha-Reliquien.

Wo könnte man sonst nach fiktiven Epochen suchen, etwa in der Zeit zwischen den Tang und den ganz sicher – gegen Fomenko – realen Mongolen? Immerhin findet man im Hochmittelalter merkwürdige Wiederholungen in den Eroberungszügen der nomadischen Völker aus dem Norden. Es hat den Anschein, dass die Eroberungen der Mongolen des 13. Jhs. durch zwei andere Völker im 10. und 12. Jh. vorweg genommen worden sind. Es ist zu prüfen, ob nicht die Nachfolger der Tang des 10. Jhs., die Kriegsherren der so genannten Fünf Dynastien, bereits auf die Mongolen getroffen sind.

1. Chinesische Datumsangaben

Bevor ganze Abschnitte der Geschichte Chinas und seiner Nachbarländer verworfen werden, sollte man sich zunächst die verwendeten Datierungssysteme vergegenwärtigen. Das alte China kennt keine zusammenhängende Zeitrechnung, beginnend mit einem Jahr 1 und beliebig weit fortgesetzt. Selbst innerhalb einer Dynastie gibt es keine Epochenzählung. Die älteren Annalen bringen auch keine dynastieübergreifenden Darstellungen, so dass zunächst nicht feststeht, ob die Dynastien in späteren Werken richtig aufgereiht sind. Spätere Fälscher hätten viele Möglichkeiten zur Manipulation. Dynastien, die nur von regionaler Bedeutung waren und parallel regiert hatten, könnten hintereinander angeordnet worden sein, um die Chronologie zu strecken, ohne gänzlich neue Reiche erfinden zu müssen. Und selbstverständlich ist es auch möglich, dass parallele Herrschaften ohne Absicht fehlerhaft synchronisiert worden sind.

Die in den Annalen verzeichneten Datierungen lassen sich an Hand der archäologischen Funde überprüfen – es sei denn, man würde groteskerweise unterstellt, dass die Fälscher diese auch passend zu ihren Schriften geschaffen hätten. Hier sind zu nennen:

- In Stein gravierte Beamtenbiografien aus Gräbern,
- Urkunden aus Gräbern (meist nur in trockenen Gebieten erhalten),
- Widmungen auf religiösen Stiftungen, z. B. Buddhastatuetten,

- Gründungsinschriften in unterirdischen Tempeldepots,
- Dokumente aus der »zugemauerten Bibliothek« von Dunhuang {Tunhuang}.

Wie hat man in China und den angrenzenden Gebieten in Originaldokumenten datiert? Die Kaiser, aber auch kleine Regionalkönige, stellten ihre Regierung unter eine glücksverheißende Devise, z. B. *Kaihuang* {K'aihuang} (= die Erhabenheit gründen) für die ersten Jahre (581–588) des Sui-Kaisers *Yang Jian* {Yang Chian} (reg. 581–605). Zur Festlegung des Datums wurden die Jahre gezählt, in denen die Devise galt. Da manche Kaiser die Devise mehrmals änderten, ist dies System nicht gerade einfach. Wenn ein Kaiser während der Abfassung einer Inschrift bereits verstorben war, konnte auch sein posthumer Tempelname angegeben werden, z. B. *Wendi* {Wen Ti} für *Yang Jian*. Einige posthume Namen wurden mehrfach verwendet: So wurde der Dynastiegründer meist *Taizu* {T'ai Tse} oder *Gaozu* {Kao Tse} (= Erhabener Ahn) genannt, der zweite Kaiser häufig *Taizong* {T'ai Tsung} (Erhabener Kaiser). Auch andere Namen wie z. B. *Xuanzong* {Hsüan Tsung} oder *Xianzong* {Hsian Tsung} sind mehrfach belegt. Die Nennung posthumer Namen kann also leicht zu Verwechslungen führen, wenn der Zusammenhang unsicher ist.

Als Beispiel für eine Datierung aus der Tangzeit sei aus dem Kolophon einer Übersetzung aus Dunhuang zitiert:

„Von dem Schüler Sun Sizhong in reinem Glauben am achten Tag des vierten Monats im achten Jahr der Ära *Kaiyuan* [d. h. 720] geschrieben.“

Diese Handschrift stammt aus einem Fundus von ca. 50.000 Dokumenten und Kultgegenständen, die um 1900 in den Höhlen von Dunhuang im Westen der Prov. Gansu {Kansu} gefunden wurden und aus dem 4. bis 10. Jh. datieren. Sie sollen nach offizieller Lehrmeinung im Jahre 1036 eingemauert worden sein, als die tibeto-birmanischen Tanguten, chin. *Dangxiang* {Tanghsiang}, das bis dahin unter uigurischer Herrschaft stehende *Shazhou* {Shachou}, wie die Stadt damals hieß, eroberten [SMV 98]. Da die Tanguten selbst Buddhisten waren, ist unerfindlich, warum die Bibliothek nach der Konsolidierung ihres Reiches (1038–1227) nicht wieder geöffnet wurde.

In Tibet und bei den Alt-Türken wurden die Jahre nach dem Tierkreis bezeichnet. In Annalen der Tang wird auf diesen Brauch hingewiesen. In China selbst wurden solche Datierungen erst später angewandt. Pavel *Poucha* hat 1962 einen Artikel über die innerasiatischen Datierungssysteme verfasst und in einer Umrechnungstabelle die verschiedenen zyklischen Jahresangaben mit unserem Kalender in Beziehung gesetzt. Die ältesten Datierungen nach dem Tierkreis in alten Quellen sind die Jahre:

- 650 (Hundejahr) für Tibet (Tibetische Annalen),
- 731 (Schafjahr) für die Alt-Türken (Runendenkmal),
- 1201 (Hennenjahr) für die Mongolen (Geheime Geschichte der Mongolen).

Die Tiernamen können natürlich nur ein Jahr innerhalb eines beliebigen Zwölferzyklus angeben, so dass man zunächst eine schwimmende Chronologie erhält. Die absolute Datierung kann sich – falls eine solche Beziehung besteht – durch Abstimmung mit den chinesischen Chroniken ergeben. Bei den vielen Schriften theologischen Inhalts ist dies meist nicht möglich. Unterschiedliche Jahreslängen (Mondjahr mit Schaltmonaten oder Sonnenjahr) sowie unterschiedliche Jahresanfänge können einen Umrechnungsfehler von einem Jahr zur Folge haben. Wenn die chinesische Jahresangabe etwas ungenau ist, kann sich aus dem Tiernamen ein genaues Jahr ergeben.

Für unsere Phantomzeit-These bedeutet dies, dass überall dort, wo nach Tiernamen datiert wird, die Anzahl der zu streichenden Jahre durch 12 teilbar sein muss. Da dieses System in der Tangzeit in China nicht angewandt worden ist und die Synchronisation zwischen China und den Nachbarländern möglicherweise etwas ungenau ist, muss diese Forderung für China nicht so scharf gelten.

Im 11. Jh. begann man nach einem 60er-Zyklus zu datieren. Es gibt hier zwei Systeme, ein indisches und ein chinesisches. Im indischen System gibt es 60 Jahresnamen, die ins Tibetische übersetzt worden sind. Das chinesische System kombiniert die Tiernamen mit einem Doppeljahr nach den fünf chinesischen Elementen, so dass sich ebenfalls ein 60er-Zyklus ergibt: Holz-Maus, Holz-Ochse, Feuer-Tiger, Feuer-Hase, Erde-Drache usw. Die älteste Erwähnung in chinesischen Quellen ist das Holz-Maus-Jahr von 1024. In Tibet wird das System drei Jahre später eingeführt, beginnend mit dem Feuer-Hase-Jahr [Vogel 227]. Auf den ersten Blick haben das indische und das chinesische System nichts gemein außer der Länge. Eine nähere Untersuchung zeigt aber, dass das chinesische System sich auf das indische bezieht, das auch als der 60-jährige Jupiterzyklus bekannt ist [Vogel 232]. Die astronomischen Erläuterungen dazu kann man in Vogels Artikel nachlesen.

In der Bibliothek von Dunhuang wurde die älteste Handschrift der Annales des ersten Tibetischen Reiches gefunden und 1940-46 in Paris herausgegeben. Das älteste Datum ist ein Hundejahr [Poucha 197]. Nach Synchronisation der tibetischen mit den chinesischen Daten der Tangzeit muss es sich um das Jahr 650 handeln. In den chinesischen Quellen finden sich noch einige Nachrichten über Tibet aus der ersten Hälfte des 7. Jhs. Vor dieser Zeit liegt die tibetische Geschichte völlig im Dunkeln.

Datierungen nach dem Tierkalender finden sich auch in den alttürkischen Runeninschriften, z. B:

„*Kül Tigin* ist weggefliegen [d. h. gestorben] im Schafjahre am siebzehnten Tage. [Das Grab-] Gebäude, die geschnitzten [Figuren] und den Stein mit der Inschrift ihn [zu ehren], das alles haben wir eingeweiht im Affenjahre, im siebenten Monat, am siebenundzwanzigsten Tage“ [Poucha 198].

Da dieser Prinz auch aus den chinesischen Quellen bekannt ist, ergeben sich die Jahre 731 und 732. Eine der interessantesten Doppeldatierungen, die Poucha noch nennt, stammt von einem in syrischer Schrift geschriebenen Denkmal:

„Nach der Zählung des Khans Alexandros 1652, am Freitag, des Andenkens des hl. Johannes des Täuflers, als es tagte in der Früh, erreichte der Tod diese Tap-Tärim, das Mädchen Kuschtantsch, als es auf Türkisch das Jahr des Drachens war.“

Die Umrechnung von der Seleukidischen Ära (Jahr 1 = 311 v. u. Z bei Jahresbeginn im Frühling) ergibt 1340 AD [Poucha 200].

2. Datierete archäologische Funde der Tangzeit

Die wichtigsten Funde aus der Tangzeit liegen erwartungsgemäß im Gebiet der Hauptstadt Chang'an {Ch'ang-an}, der heutigen Provinzmetropole Xi'an. An diesem Siedlungsplatz lagen seit der Antike die Hauptstädte verschiedener Dynastien, jedoch nicht immer auf exakt der gleichen Stelle, so dass die einzelnen Epochen getrennt voneinander ausgegraben werden können. Die heutige Stadt, in der Mingzeit gegründet, liegt auf dem Areal der Sui- und Tangstadt, überdeckt aber nicht das gesamte ältere Stadtgebiet. Wenn man eine Phantomzeit im Mittelalter identifizieren will, muss man nach einer Epoche suchen, in der diese Stadt nicht bestand. Hier die Aufzählung der Hauptstädte seit der Dynastie Qin {Ch'in}.

- Xianyang der Qin (350–207), nördlich von Xi'an gelegen;
- Chang'an der Westlichen (oder Früheren) Han (-207 – +9);
- Chang'an der Xin (9–25).

Die restituierte Han-Dynastie verlegt die Hauptstadt nach Luoyang {Lo-yang}, baut aber nicht die vorhandene Stadt aus, sondern errichtet eine neue Stadt östlich der ursprünglichen Stadt. Auch in Luoyang liegen die antiken Stätten nicht unter der heutigen Stadt (s. Abb. 1).

- Luoyang der Östlichen (oder Späteren) Han (25–220);
- Luoyang des nördlichen Teilreiches (Cao-)Wei (220–265);
- Luoyang der Westlichen Jin (265–316).

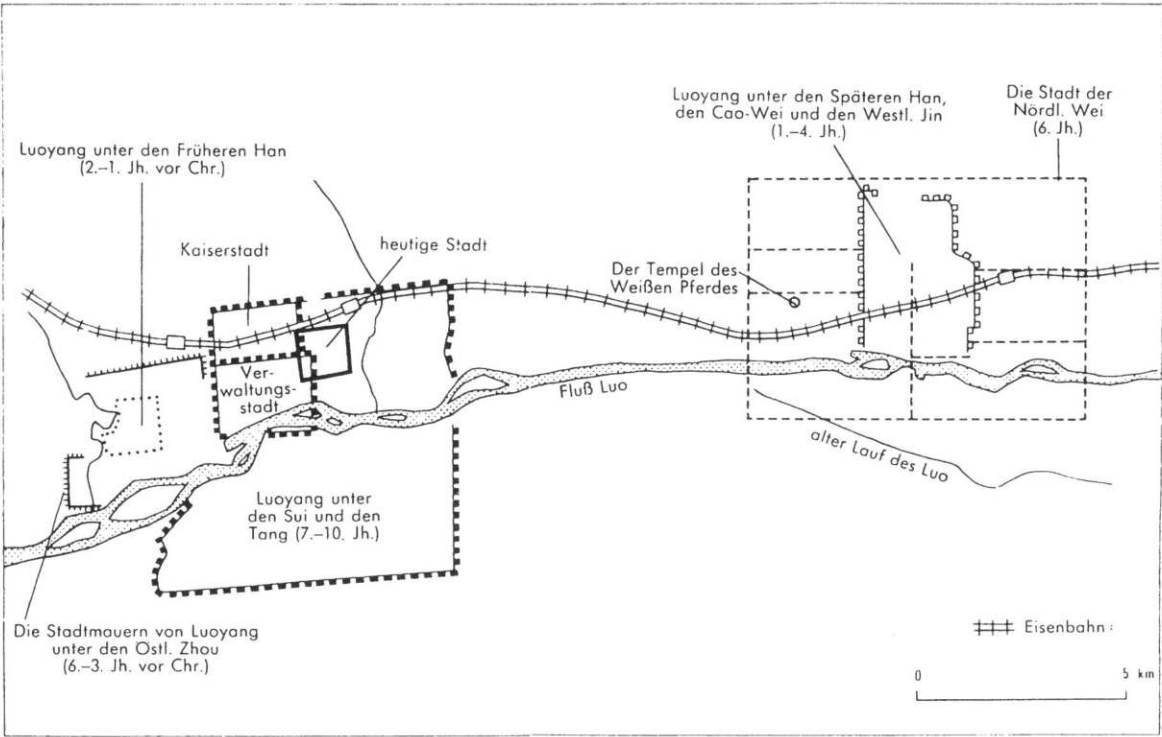


Abb. 1: Lage und Ausdehnung von Luoyang von der Han- zur Tang-Dynastie
 [Gernet 164].

Seit dem Beginn des 4. Jhs. fallen Barbaren nach Nordchina ein und gründen zersplitterte Barbarenreiche (ab 309). Die Jin verlegen daher die Hauptstadt im Jahre 316 nach Nanjing (jetzt Östliche Jin). Gleichzeitig findet ein Exodus der chinesischen Bevölkerung statt. In den folgenden 100 Jahren ist Chang'an Hauptstadt einiger der Barbarenstaaten. Danach kommt es zur Vereinigung der Barbarenreiche unter den Nördlichen Wei (gegr. 386), die erst in Datong {Ta-t'ung} und seit 493 in Luoyang residieren. Nach der Spaltung des Wei-Reiches wurde Chang'an Hauptstadt des westlichen Teilreiches.

- Chang'an der hunnischen Früheren Zhao (304/319–329);
- Chang'an der proto-tibetischen Früheren Qin (351–383);
- Chang'an der proto-tibetischen Späteren Qin (384–417);
- Luoyang wird 493 Hauptstadt der Nördlichen Wei (386–535);
- Chang'an des nordwestlichen Teilreiches Westliche Wei (535–557);
- Chang'an des nordwestlichen Teilreiches Nördliche Zhou (557–581);
- Neue Stadtgründung Daxing der Sui (581–618) nahe des alten Chang'an (Luoyang ist jetzt zweite Hauptstadt des Reiches);
- Chang'an (vormals Daxing) der Tang (618–907).

Nachdem die Stadt schon im Jahre 904 verkleinert worden ist, wird Chang'an während der Wirren zur Zeit der Fünf Dynastien (907–960) als Hauptstadt aufgegeben. Hauptstadt wird Bian {Pi-en}, das heutige Kaifeng {K'ai-feng}. In der folgenden Songzeit soll die Bevölkerung der einstigen Metropole nur noch wenige zehntausend betragen haben. Das heißt, die Stadt ist eigentlich nicht mehr existent. Allenfalls einige Retter alter Kulturgüter sollen durch die Ruinen gestapft und Denkmäler gerettet haben. So ordnete Kaiser *Zhezong* im Jahre 1087 die Sammlung und Aufstellung von großen Platten mit historischen Inschriften im so genannten »Stelenwald« an.

2.1 Gräber im Umkreis der Kaisergräber

An der Südseite des Wei-Tales liegen die Kaisergräber der Westlichen Han und des Sui-Kaisers Wendi; in den Bergen am Nordrand des Wei-Tales befinden sich die Gräber von 18 Kaisern der Tang-Dynastie. In der Nachbarschaft eines jeden Kaisergrabes liegen auch die Gräber von Familienmitgliedern, Offizieren und Beamten. Einige dieser Begleitgräber wurden in den letzten Jahrzehnten geöffnet:

- Grab des Prinzen Li Shou († 631),
- Grab des Generals Zhang Shigui († 655),
- Grab des Generals Yuchi Yingde († 658) und seiner Frau Su Wu († 613),
- Grab des Generals Zheng Rentai († 663),

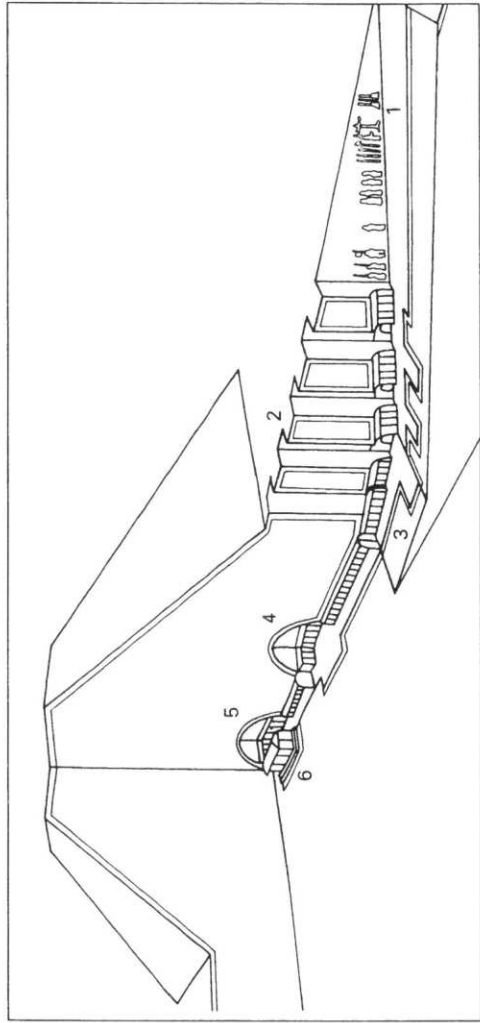
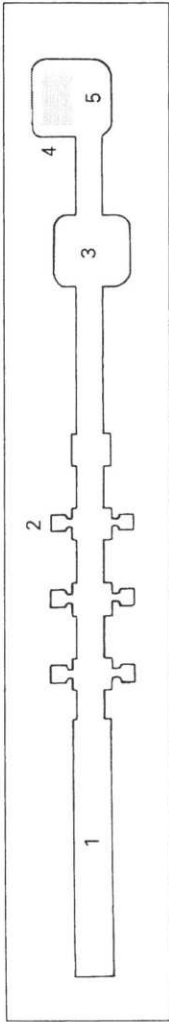


Abb. 2: Standardgrundriss eines tang-zeitlichen Aristokratengrabes: Zugangsrampe (1), Seitennischen (2), Vorkammer (3), Grabkammer (4), Sarkophag (5) [Kuhn 178] **Abb. 3:** Aufriss des Grabes von Kronprinzen Zhanghuai: Zugangsrampe (1), Luftschächte (2), ehemalige Holztür im vorderen Korridor (3), Vorkammer (4), Grabkammer (5), Steinernes Grabmal (6) [ebd.]

- Grab des Kronprinzen Zhanghuai (Li Xian, † 684),
- Grab des Prinzen Li Zhen († 688),
- Grab des Kronprinzen Yide (Li Zhongrun, † 701),
- Grab der Prinzessin Yongtai (Li Xianhui, † 701).

Die unterirdischen Grabanlagen werden von einem Tumulus aus gestampfter Erde bedeckt, der die Form eines Kegels oder einer abgeflachten Pyramide hat, die auch zweistufig sein kann [Kuhn 173]. Von den Gebäuden, die zu den Gräbern gehört hatten, hat sich nichts erhalten. Steinskulpturen von Beamten und Tieren, die den Seelenweg säumten, sind z. T. noch vorhanden. Der unterirdische Teil eines typischen Grabes besteht aus einer langen Zugangsrampe, einem horizontalen Gang mit Seitennischen, evtl. einer Vorkammer und schließlich der Grabkammer mit dem Sarkophag. Diese Gliederung hat sich aus dem Grabtypus der Nördlichen Wei-Dynastie (386–534) entwickelt, deren Gräber sich bei Datong und Luoyang befinden [Kuhn 177 f.].

In den Tang-Gräbern wurden viele Tonstatuetten entdeckt: Offiziere und Zivilbeamte, Gesellschaftsdamen, Musikanten, tanzende Pferde, ein berittener Jäger mit Raubkatze, und allein im Grab des Generals *Zheng* eine Gruppe von 43 Statuetten berittener Musikanten. Die Zahl der Beigaben war vom Rang der Verstorbenen abhängig. Im Grab der Prinzessin *Yongtai* wurden neben einigen Metallarbeiten ca. 60 Keramik-Objekte mit *sancai*-Glaser sowie 777 glasierte und kaltbemalte Tonfiguren gefunden. Die in den älteren Gräbern gefundenen Figuren hatten eine einfache Glaser und waren kalt bemalt; Figuren mit *sancai*-Glaser wurden in den Gräbern nach 700 gefunden. Diese Glaser ist sonst seit etwa 675 nachgewiesen.

In der Dortmunder Tang-Ausstellung von 1993 wurden einige der in den Gräbern gefundenen Artefakte gezeigt. Schwerpunkt war das Grab von *Li Shou*, aus dem das steinerne Tor der Grabkammer, ein großer Steinsarkophag und eine 166 cm lange steinerne Schildkröte mit der Grabinschrift zu sehen waren. Im Katalog ist eine vollständige Übersetzung dieser Inschrift wiedergegeben. Einige Datierungen nennen die Devisen *wude* (618–626) und *zhenguan* (627–649) der ersten zwei Tang-Kaiser. Der Anfang des Berichts spielt auf die Revolte gegen den Sui-Kaiser *Yang Guang* {Yang Kuang} an, jedoch werden die Namen der Sui-Kaiser oder ihre Regierungsdevisen in dem Text nicht genannt [Kuhn 201-204]. Auch in einigen anderen Grabinschriften wurde nach Regierungsdevisen der Tang-Kaiser datiert. Ein im Katalog abgedruckter Abschnitt aus der Inschrift für *Yuchi Jingde* berichtet von seinem Tod „im dritten Jahr der Devise *xianking*, im elften Monat, am sechsundzwanzigsten Tag“ [Kuhn 209].



Abb. 4: Kamele aus der Tang-Zeit [Kuhn 75]

Bevor diese Gräber geöffnet wurden, waren tangzeitliche Malereien aus den Höhlenheiligtümern von Dunhuang bekannt. Religiöse Wandmalereien von der Mitte des 4. bis ins 14. Jh. bedecken hier etwa 45.000 m². Hinzu kommen 2.000 bemalte Plastiken [SMV 97]. In den Gräbern fand man nun zum ersten Mal Wandmalereien mit weltlichen Themen, die ältesten im 1973 ausgegrabenen Grab des Prinzen *Li Shou*; die Szenen stellen eine Ehrenwache, Jagden, das Polospiel, das Leben im Palast und die Arbeit der Bauern dar [Kuhn 179 f.]. Allein die drei Gräber von *Yide*, *Yongtai* und *Zhanghuai*, die im Jahre 706 nach der Restitution der Tang-Dynastie angelegt worden und zwischen 1960 und '72 ausgegraben worden sind, zeigen auf 800 m² tangzeitliche Malereien.

„Der Stil – von einer kräftigen, eisendrahtähnlichen Linie umrissene Farbfelder – zeigt, wie gut man die zeitgenössische Malerei von theoretischen Abhandlungen und Werken [...] her kannte. Das Ganze ist trotz einer höher entwickelten Technik der Han-Tradition zuzuordnen, selbst die Landschaften sind kaum sorgfältiger ausgearbeitet als die von Pinglu. Aber das äußerst vielseitige Repertoire liefert eine unvergleichliche Schilderung des Lebens in der Hauptstadt auf dem Höhepunkt der Dynastie [...]. So findet man die üblichen Gesellschaftsdamen und Dienerinnen, deren Anmut und Frische uns die *mingqi*-Figürchen bereits überliefert haben. Daneben aber gibt es belebte Szenen: das berühmte Polospiel zum Beispiel, wo etwa zwanzig Reiter in Stiefeln und engen Überröcken hinter einem Ball hergaloppieren, den fünf von ihnen mit einem Schläger zu treffen versuchen. Im Hintergrund schreiten zwei Kamele mit Packsätteln, die vermutlich Verpflegung oder für das Spiel benötigte Ersatzstücke transportieren“ [Elisseff 163].

Auf der gegenüber liegenden Wand ist der Aufbruch einer Jagdgesellschaft dargestellt, etwa 40 Reiter, die sich inmitten von Bäumen und Bergen tummeln.

„Hier sind die wesentlichen Merkmale eines echten Landschaftsgemäldes vereint: Bäume, Felsen und kegelförmige Berge zeigen nun ein gewisses Streben nach detaillierter und modellierender Darstellung. Die einzelnen Elemente, wie Pferde, Bäume und Berge, sind nicht in den richtigen Größenverhältnissen wiedergegeben, aber die diagonal angelegte Gesamtkomposition und die Vogelperspektive bewirken einen starken räumlichen Eindruck. Man kann in dieser Gesamtkomposition sogar zwei Fluchtpunkte entdecken, die den Blick in entgegengesetzte Richtungen führen und so Bewegung schaffen [...]. Hier erscheint ein bisher unbekanntes Stück chinesischer Landschaftsmalerei“ [Elisseff 166].

2.2 Archäologische Funde aus Pagoden

Hier sind zwei unerwartete Funde aus der Tangzeit zu nennen. Im Kreis Fufengxian, Prov. Shaanxi {Shensi}, 110 km westlich von Xi'an, befindet sich auf dem Gelände des Tempels *Famensi* eine 45 m hohe Pagode aus Ziegelstein, die in den Jahren 1579 bis 1609 als Ersatz für eine abgebrannte hölzerne Pagode aus der Tangzeit errichtet worden war. Im August 1981 stürzte nach schweren Regenfällen eine Hälfte dieser Pagode ein (vertikaler Abbruch). Im Rahmen von Untersuchungen, die für den Wiederaufbau durchgeführt wurden, hat man einen so genannten »unterirdischen Palast« entdeckt, der in seiner Anlage einem Grab gleicht. Er wurde 1987 ausgegraben und bestand aus einer zugeschütteten Treppe mit 20 Stufen, einem Korridor und drei Kammern. Vor der Tür zur vorderen Kammer standen zwei Inschriftentafeln, auf denen Listen mit den gestifteten Gegenständen des Kaisers *Yizong* {I Tsung} aus den Jahren 859 bis 873 eingraviert waren. In der hinteren Kammer, etwa unter dem Zentrum der Pagode gelegen, fand man unter der hinteren Wand eine geheime, aus Ziegelstein gemauerte Nische, in der sich ein Eisenkasten befand, der in ein Seidentuch eingeschlagen war. In diesem befand sich ein Sarg aus Quarz, darin ein weiterer Sarg aus Jade mit einer Reliquie, einem »echten« Fingerknochen Buddhas. Außerdem fand man etwa 90 Objekte aus Gold, Silber und anderen Materialien, davon die meisten in der hinteren Kammer, darunter die Reste eines Kastens aus Sandelholz mit sieben weiteren ineinander geschachtelten Kästen aus Gold und Silber.

In der Dortmunder Ausstellung wurden der äußere Kasten aus vergoldetem Silber, eine Schale aus *mise*-Porzellan, ein blauer Glasteller mit eingeritztem Dekor und zwei Silberteller sowie ein Textilfragment gezeigt. Der Glasteller und einige weitere Glasobjekte stammen aus Nishapur im Iran, wie ein Vergleich mit in New York aufbewahrten Scherben ergab, wahrscheinlich sogar aus der gleichen Werkstatt. Nach den Inventarlisten wurden sie im 15. Jahr der Devisen *xiantong* [874] von Kaiser *Xizong* {Hsi Tsung} gestiftet. Weitere Details zu den Fundstücken und zur Geschichte des Tempels kann man im Katalog nachlesen [Kuhn 157-169]. Die Experten sind sich sicher, dass die Kammern seit dem 9. Jh. nicht mehr geöffnet wurden, denn keines der Fundstücke könnte in die ausgehende Mingzeit datiert werden, als die Pagode erneuert worden ist.

Im Mai 1985 stieß man bei Bauarbeiten auf dem Gelände einer Ziegelei im Kreis Lintong in 6 m Tiefe auf die Kuppel eines Gebäudes. Nach Öffnung der Kuppel fand man ein Steintor, ein Löwenpaar mit Dreifarben glasur, einen Reliquienschrein, zahlreiche andere Gegenstände und eine Inschriftentafel mit dem Titel „Aufzeichnungen der Reliquienpagode des Bergtempels“. Die

Insschrift enthüllte, dass sich diese Anlage unter der Pagode des Tempels *Qingshansi* befunden hatte und dass diese am achten Tag des achten Monats des neunundzwanzigsten Jahres der Devise *kaiyuan* (741) des Kaisers *Xuanzong* {Hsüan Tsung} vollendet worden war.

In China wurden mehrere ähnliche Funde von Reliquienpagoden gemacht; in ihrer Ausstattung sind sie aber – mit der Ausnahme des Famensi – der des *Qingshansi* nicht ebenbürtig [Kuhn 244-246]. Bis dahin wusste man nur aus schriftlichen Aufzeichnungen von der Existenz dieses Tempels. Seine genaue Lage war nicht bekannt. Er hatte zu einer Gruppe von 57 buddhistischen Anlagen aus der Sui- und Tangzeit in der Gegend von *Zhaoying* gehört. Den Namen hatte der Tempel von Kaiserin *Wu* erhalten. In den Neuen Annalen der Tang-Dynastie von 1060 heißt es dazu [Kuhn 245]:

„Im neunten Monat des zweiten Jahres der Regierungsdevise *chuigong* [686] der Kaiserin *Wu* ereignete sich im Dorf *Lutaixiang* im Kreis *Xinfeng* in *Yongzhou* ein großes Unwetter mit Regen und Sturm, Beben und Blitz, und es erhob sich ein Berg zu einer Höhe von zwanzig *zhang* [ca. 61 m]. Dort befand sich ein See, der eine Fläche von dreihundert *mu* [ca. 17 ha] bedeckte. In dem See waren die Umrisse von einem Drachen und einem Phönix [zu sehen] und verschiedene Getreidearten. Die Kaiserin deutete dies als glückliches Omen und nannte den Ort *Qingshan* [Glücksverheißender Berg]“.

Die Fundstücke aus dem *Qingshansi* brauchen hier nicht weiter beschrieben zu werden. Uns genügt es festzustellen, dass bei beiden Depots eine gewisse Übereinstimmung zwischen den archäologischen Funden und den schriftlichen Überlieferungen besteht. Von jesuitischen Erfindungen kann ganz gewiss keine Rede sein.

3. Die Zeit der 5 Dynastien und 10 Königreiche

Auf die Tang folgt eine Zeit der Wirren, in der die Einheit Chinas wieder verloren geht. In Nordchina regieren fünf kurzlebige Militärdynastien (907–960), die die Nachfolge der Tang antreten, während das restliche China in 10 voneinander unabhängige Staaten zersplittert. Nach 960 kann sich im Norden die neue Dynastie der Song {Sung} konsolidieren und bis 978 die Staaten des Südens erobern, womit eine neue Blütezeit in China beginnt.

3.1 Drei Königsgräber

An der Sandong-Brücke außerhalb des westlichen Stadttors von Chengdu, Prov. Sichuan, ragt ein etwa 15 m hoher Erdhügel hervor, um dessen Her-

kunft sich manche Legende rangte. Nach archäologischen Grabungen 1942 entpuppte er sich als Grab des Kaisers *Wang Jian* der Früheren Shu-Dynastie (903–923). *Wang Jian* alias *Wang Guangtu* (847–918) war in frühen Jahren General des Tang-Hofes. Während der Unruhen 886 folgte er dem Kaiser *Xizong* auf der Flucht nach Sichuan und wurde hier Vorsteher der Präfektur von Lizhou (heute Guangyuan). Im Jahre 903 wurde er von Kaiser *Zhaozong* zum König von Shu ernannt. Nach dem Sturz der Tang-Dynastie 907 erhob er sich zum Kaiser von Groß-Shu.

Die Grabkammer unter dem Hügel ist ein 23,4 m langer Backsteinbau, der aus Vor-, Mittel- und Hinterkammer besteht, geteilt durch rot lackierte Holztüren. Die vergoldeten Türklopfer mit Tiergesichtsmuster sind gut erhalten. Im Mittelraum steht im Zentrum ein Sumeru-Thron aus grünweißem Marmor als Sockel für den äußeren und inneren Sarkophag. Drei Seiten des Sockels tragen feinskulptierte Relieffiguren von Musikanten und Tänzerinnen. Die Tänzerinnen mit üppiger Figur und weichen Gesichtszügen entsprechen dem Schönheitsideal der Tangzeit. Im Hinteren Raum ist auf einem »Bett« die 96 cm hohe Steinskulptur von *Wang Jian* in sitzender Haltung aufgestellt. Weitere Funde sind ein Jade-Gürtel, ein flaches Jadestück mit der Lobrede auf den Verstorbenen, ein Siegel mit dem posthumen Namen des Herrschers, silberne Schalen und Vasen und vieles mehr. Alle diese Funde liefern wertvolle Hinweise über die Malerei, Bildhauerkunst, Musik und den Tanz der ausgehenden Tangzeit [Luo 99-105].

Unter den zehn Königreichen ist besonders das Reich der Südlichen Tang (937 bis 975) mit der Hauptstadt Nanjing {Nan-ching, Nanking} zu nennen. Die Gräber der ersten zwei Kaiser dieser Dynastie – der dritte starb im Exil – wurden 1950 auf dem Zutang-Berg im Kreis Jiangning 22 km westlich des Zhonghua-Tores von Nanjing entdeckt und bis 1951 ausgegraben. Von den einstigen Grabhügeln waren nur noch Reste erhalten. Das ältere und reichere Grab von Kaiser *Li Bian* ist 21,8 m lang und besteht aus drei Kammern. Alle Stützen, Säulen und Bögen sind mit Kalk geweißt und bunt bemalt. Aus beiden, bereits ausgeplünderten Gräbern wurden noch über 600 Gegenstände freigelegt. Besonders zu nennen sind Dutzende Jadeplättchen mit Trauerwidmung, die den Lebenslauf und die Bestattungszeremonie des Kaisers *Li Bian* schildern. Des weiteren fand man Tonfigurinen, die kaiserliche Konkubinen, Hofbeamte, Dienstmädchen, Schauspieler und Wächter darstellen [Luo 106 ff.].

4. Die Tang- oder Song-Dynastie als Vorbild für die Konfuzianer?

Topper [273] hat die Möglichkeit angedeutet, die Tangzeit sei im 16. Jh. erfunden worden, um den Chinesen eine glanzvolle Vergangenheit vorzuführen und um den Konfuzianismus zu fördern. In der Tangzeit war China zwar reich und mächtig, zumindest bis 755, aber dies war keineswegs eine Epoche, in der konfuzianische Prinzipien die Politik bestimmten. Während die Tang-Kaiser mit Ausnahme des *Wuzong* {Wu Tsung} (reg. 840–846) den Daoismus und Buddhismus förderten und an ihrem Hof unkonfuzianische Sitten herrschten, gilt stattdessen die Zeit der Nördlichen Song (960–1126) als Blütezeit des Konfuzianismus. Die Tang-Annalen, aber auch viele der großen Sammelwerke über die Tangzeit sollen in ihrer Epoche verfasst worden sein.

Schon im 9. Jh. besannen sich einige Gelehrte auf die alten Traditionen. *Liu Zhongyuan* (773–819) und *Han Yu* (768–824) kehrten zum »alten Stil« (*guwen*) der Han-Zeit zurück. Letzterer verurteilte den Buddhismus in einer Schmähchrift (819). Die beiden gelten als Vorläufer der »neokonfuzianischen« Gelehrten des 11. Jhs. Ein anderer Autor, *Li Ao* (gest. um 844) studierte die buddhistische Philosophie, um den Buddhismus besser widerlegen zu können. Seine Studien führten zu neuen Interpretationen philosophischer Begriffe, und so wurde er zum Vordenker der Philosophen der Songzeit [Gernet 248]. Die Schriften gegen den Buddhismus zeitigten einige Erfolge. Schon 836 verbot ein Erlass den Chinesen jede Beziehung zu »farbigen Leuten«, womit die Fremden aus Südost-, Süd- und Südwestasien gemeint waren, deren fremde Religionen China demoralisiert hätten. Die 842 begonnenen Proskriptionen des Buddhismus und der anderen westlichen Religionen unter Kaiser *Wuzong* hatten auch den Zweck, die reichen Klöster zu enteignen und dem Staat Geldmittel zu verschaffen. Bereits *Wuzongs* Nachfolger lockerte die Verbote und erlaubte eine Wiederaufnahme des religiösen Lebens [Gernet 248 f.].

Wenn die Jesuiten den Chinesen eine großartige, vom Konfuzianismus geprägte Vergangenheit hätten vorspiegeln wollen, hätten sie die Nördlichen Song mit ihren vielen konfuzianischen Gelehrten erfinden müssen, keineswegs aber eine Tangzeit mit militärischen Eroberungen im damals buddhistischen Zentralasien. Gernet hat das Kapitel über die Songzeit mit dem Titel „Die chinesische »Renaissance«, überschrieben [254]. Wurde hier eine Epoche analog der »Karolingischen Renaissance« erfunden?

5. Die Archäologie der Nördlichen Song

Archäologische Funde aus der Songzeit sind vorhanden, wie im folgenden an Hand einiger Beispiele gezeigt wird. Doch manches erscheint widersprüchlich. Es ist denkbar, dass eine regionale Herrschaft nachträglich zur Hauptdynastie ausgestattet wurde.

5.1 Gräber

In ihrer Hauptstadt Bian {Pi-en}, heute Kaifeng {K'ai-feng}, hat sich kaum etwas von den Nördlichen Song erhalten. Zu nennen sind hier die Fanta-Pagode von 977 und die Eiserne Pagode von 1049. Der Palast von Kaifeng ist ein Neubau aus späterer Zeit, der angeblich eine genaue Kopie des Palastes aus der Songzeit ist. Ausgrabungen aus dieser Stadt sind mir nicht bekannt. Die Überschwemmungen des Gelben Flusses sollen viele Meter dicke Ablagerungen besorgt haben, so dass die Schichten der Song von Archäologen nicht erreicht werden können! Die Gräber der ersten sieben Kaiser und des Vaters des Dynastiegründers befinden sich westlich von Gongyi {Kung-yi} im Süden der Provinz Henan. Die letzten zwei Kaiser starben in der Mandchurei in der Gefangenschaft bei den Dschurtschen {Ruzhen, Ju-chen}, die 1115 die Dynastie Jin {Chin, Kin} gegründet und bis 1126 Nordchina erobert hatten. In der Umgebung der acht Kaisergräber finden sich noch zahlreiche Grabstätten von Kaiserinnen, Prinzen und Prinzessinnen sowie hohen Beamten, u. a. von *Kao Zhun*, *Bao Zheng*, *Gao Huaide* und *Cai Qi* [Luo 109-115]. Diese Gräber der Nördlichen Song lassen sich genauso wenig wegdiskutieren wie die Gräber der Tang-Kaiser.

Außer den Kaisergräbern sind auch Privatgräber aus der Zeit der Nördlichen Song bekannt geworden. Hier seien einige datierte Gräber genannt [nach Dien]:

- Zwei Gräber von 1037 und 1040 (Yingqing-Porzellan) im Kreis De'an, Prov. Jiangxi {Kiangsi};
- Grab von 1042 mit schönen Lackarbeiten in Wujin, Prov. Jiangsu;
- Grab von 1056 in Zhengzhou, Prov. Henan;
- Grab von 1073 (Yingqing-Porzellan) im Kreis Ji'an, Prov. Jiangxi;
- Grab von 1090 (Yingqing-Porzellan) im Kreis Pengfeng, Prov. Jiangxi;
- Grab von 1092 (Yingqing-Porzellan) im Kreis Xingzi, Prov. Jiangxi;
- Zwei Gräber um 1100 im Kreis Shunchang, Prov. Fujian {Fukien} enthielten Münzen der Tang bis 741 und Münzen der Song von 960 bis 1100;
- Grab von 1117 (Beamten- und Offiziers-Figurinen) im Kreis Jinxian;

- Grab des Hong Zicheng von 1264 (21 Statuetten, u. a. Schauspieler) in Puyang, Prov. Jiangxi.

Die Song-Zeit gilt als Blütezeit der Keramik. Besonders schöne Stücke befinden sich in den Palast-Museen von Peking und Taipeh. Auch sind einige Brennöfen aus dieser Zeit bekannt geworden. Bezüglich der Datierung besteht das übliche Problem des Zirkelschlusses. Alle Datierungen hängen von der Anordnung der Dynastielisten ab.

Die Münzfunde in den zwei Gräbern von Shunchang eröffnen die Möglichkeit, die Songzeit schon um 740 beginnen zu lassen. Bei Parallelität der späten Tang und der Song sollte man allerdings auch einige Tang-Münzen erwarten.

5.2 Pagoden

Hier sind zunächst vier Pagoden aus der frühen Songzeit aufzuführen:

- Gründungsdepot (977) einer Pagode des Tempels Qingling in Dingxian, Prov. Hebei;
- Gründungsdepot (995) einer Pagode des Tempels Qingshi in Dingxian: Über 700 Gegenstände aus Gold, Silber, Jade und Keramik und 27.000 Bronzemünzen aus der Zeit der Streitenden Reiche (475–221) bis zum Anfang der Nördlichen Song;
- Gründungsdepot (995) einer Pagode des Tempels Qingzhongyuan in Dingxian: Gegenstände aus Gold und Silber sowie 55 Keramiken in Kammer mit Wandmalereien;
- Depot (1017) in der Pagode Ruiguangsi in Suzhou, Prov. Jiangsu: Münzen (Fünf Dyn. und N. Song); Reliquienkasten (1013), darin Stücke von 1001 und 1005; Schriftrollen der Späteren Jin (931 bis 956), Papier nach chem. Analyse jedoch spätestens aus der Mitte des 9. Jhs.
- Depot (977) in der Jinsha-Pagode im Kreis Longquan, Prov. Zhejiang: blauweißes Porzellan.

Für blauweißes Porzellan ist ganz besonders die Epoche der Mongolen berühmt, dazu unten noch ein Fund aus der Zeit des Übergangs von den Südlichen Song zu den Mongolen. Gerade diese Zeit der Fremdherrschaft bietet sich an, um sie ihrer besten Erzeugnisse zu berauben und diese einer fiktiven, glanzvollen Zeit chinesischer Herrschaft vor den Mongolen zuzuweisen.

- Depot (1265) in der Huancui-Pagode im Kreis Shaoxing, Prov. Zhejiang: blauweißes Porzellan).

5.3 Die Nomadenreiche der Songzeit

Hier sind besonders die Reiche der proto-mongolischen Kitat, chin. Qidan {Ch'i-tan, Kitan} in der westlichen Mandschurei, der tibeto-birmanischen Tangut, chin. Dangxiang {Tang-hsiang} im Gebiet der heutigen Provinzen Gansu {Kan-su} und Ningxia {Ning-hsia} zur Zeit der Nördlichen Song, der tungusischen Dschurtschen, chin. Ruzhen {Ju-chen}, in der Mandschurei und Nordchina sowie der Kara-Chitai in Zentralasien zur Zeit der Südlichen Song zu nennen.

Im Gebiet von Ningxia befinden sich acht Kaisergräber der Tangut, im Chinesischen als Dynastie Westliche Xia {Hsia} bekannt. Es handelt sich um steinerne Bauten in der Form von Pagoden, die über ein großes Areal verstreut liegen [Luo 116 f.]. Kaisergräber der Jin sind nur aus chinesischen Aufzeichnungen bekannt mit Ausnahme der ersten zwei Gräber, von denen sich Reste erhalten haben. Es handelt sich allerdings um Restaurationen aus der Zeit der Mandschu, Dynastie Qing {Ch'ing, Tsching}. Eine Stele aus dieser Zeit berichtet, dass die Ming die ursprünglichen Gräber auf Anraten der Geomanten zerstört hätten [Luo 118-121]. Da die Mandschu sich als Nachfahren der Dschurtschen betrachteten, pflegten sie das Andenken dieser Dynastie, die schon einmal große Teile Chinas beherrscht hatte – es sei denn, die Mandschu hätten sie zum Zweck ihrer eigenen Legitimation erfunden. Von den Kitat, im Chinesischen die Dynastie Liao, wurde schon früher festgestellt, dass ihre Keramik besser in die Tang- als in die Songzeit passt [Zeller 89; Elisseeff 183]. Meines Erachtens spricht nichts dagegen, die archäologischen Hinterlassenschaften dieses Regionalreiches in die Tangzeit zu datieren, zumal das Kerngebiet ihres Reiches in der östlichen Mongolei und westlichen Mandschurei liegt.

6. Die tentative neue Chronologie

6.1 Verschiebung der Tang um 288 Jahre zum MA

Die folgende Rekonstruktion ist als Versuch aufzufassen. Sie setzt voraus, dass eine größere Verschiebung der Tangzeit in Richtung zur Antike nicht möglich ist (Funde von westlichen Münzen). Sie wurde von der Idee inspiriert, eine ununterbrochene und chronologisch sinnvolle Abfolge der Nomadenreiche in Zentral- und Innerasien zu erstellen. Möglich sind erfundene Zeiten, unter verschiedenen Namen doppelt geführte Zeiten oder Paralleldynastien. Nicht erfunden ist m. E. die Tangzeit; fraglich ist die Zeit danach (vgl. Zeittableaus ab S. 100). Ob man die Tangzeit ins leer gewordene

Hochmittelalter verschiebt und das dadurch leer gewordene Frühmittelalter streicht oder die Zeitgrenzen der Tangzeit beibehält und die Zeit des chinesischen Hochmittelalters von ca. 900 bis 1200 streicht, ist eine Frage der Betrachtungsweise. Wenn man die Beziehungen Chinas zum Westen untersuchen will, muss man die Tangzeit natürlich mit dem europäischen und vordasiatischen Mittelalter ab dem 10. Jh. synchronisieren. Für die Betrachtung allein der chinesischen Verhältnisse erscheint es mir sinnvoller, die gewohnten Jahreszahlen einer Dynastie, die immerhin ca. 300 Jahre bestand, beizubehalten und die anderen, kurzlebigeren Dynastien daran anzupassen. Am einfachsten ist es freilich, einfach die bisherigen Zahlenangaben beizubehalten und klar zu stellen, welche Zeiträume nunmehr als leer zu sehen sind.

Es ergeben sich verblüffende Verschiebungen. Die Zeit der Wirren (Fünf Dynastien) ist die Zeit unmittelbar vor und während der mongolischen Expansion. Während die Mongolen im 13. Jh. (Kaifeng 1234) tatsächlich das zersplitterte China des 10. Jhs. überrannt hatten, wurde dieser Vorgang von den späteren Chronisten literarisch *verdreifacht*. Zuerst ließen sie die Nördlichen Song von 960 an ganz China vereinigen. Während diese das Land mit einem großen Feldzug innerhalb weniger Jahre (bis 979) erobern konnten, waren sie andererseits so schwach, dass sie den Kitat und Tangut Tribut zahlen mussten, um sie von Überfällen in die nordchinesischen Provinzen abzuhalten. Das Zentrum des Kitat-Reiches des 10. und 11. Jhs. lag in der westlichen Mandschurei. Dieses Reich unterlag im frühen 12. Jh. dem gerade gegründeten Reich der Dschurtschen aus der östlichen Mandschurei. Diese brachten den Song aber keinen Frieden, sondern die Dschurtschen fielen noch aggressiver als vorher die Kitat über China her und eroberten 1126 die nördlichen Provinzen mit der Hauptstadt Kaifeng (1126). Danach entstand das Reich der Südlichen Song mit der Hauptstadt Hangzhou {Hang-chou}. So wie die Nördlichen Song die Dschurtschen zum Krieg gegen die Kitat ermuntert hatten, stifteten die Südlichen Song 100 Jahre später die Mongolen zum Krieg gegen die Dschurtschen an. Das Muster wiederholt sich.

Die geschlagenen Kitat zogen nach Westen und gründeten hier um 1130 das buddhistische Reich der Kara-Chitai, im Chinesischen als Dynastie Westliche Liao bekannt. Dies Reich folgt unmittelbar auf das um 840 untergegangene Steppenreich der Uiguren. Damit erklärt sich, warum die uigurischen Nachfolgestaaten von Chotscho (Turfan) und Shazhou (Dunhuang) stärker vom Buddhismus geprägt worden sind als das Steppenreich: Erstere wurden bald (und nicht erst nach 300 Jahren) Vasallen der Kara-Chitai. Das außerhalb ihrer Kerngebiete am oberen Jenissej nicht auffindbare Reich der Kirgisen, ist der frühmittelalterliche Stellvertreter des Kara-Chitai-Reiches. Eine

kirgisische Armee hatte nach dem Sieg über die Uiguren noch kurze Zeit in der Steppe operiert, verschwand dann aber aus diesem Gebiet.

Unter den Fünf Dynastien gibt es eine mit der Benennung Spätere Jin (936–947). Sie wurde in Kaifeng im selben Jahr gegründet, in dem die Kitat die nördliche Provinz Hebei {Ho-pei} eroberten. Sie ging unter, als die Kitat eine große Invasion nach Henan {Ho-nan} unternahmen und 947 die Hauptstadt Kaifeng eroberten. Ähnliches wiederholt sich fast 300 Jahre später. Die Jin verlegten ihre Hauptstadt unter dem Druck der Mongolen im Jahre 1214 von Beijing {Pei-ching, Peking} nach Kaifeng. Schon im nächsten Jahr fiel Beijing an die Mongolen, 1233 fiel auch Kaifeng, und 1234 waren die Jin endgültig besiegt. Diese Ereignisse bestätigen den Verdacht (vgl. 5.3), ***dass das Dschurtschen-Reich Jin fiktiv ist und von den Mandschu erfunden worden ist.*** Aus den Jahreszahlen der Eroberung von Kaifeng – unter Hinzufügung des Sieges der Jin – kann man eine neue Chronologie gewinnen:

- 936 Gründung der Späteren Jin in Bian/Kaifeng (Tangzeit),
- 947 Die Kitat erobern Kaifeng und stürzen die Späteren Jin (Tangzeit),
- 960 Gründung der Song in Kaifeng (Songzeit),
- 1126 Die Jin erobern Kaifeng und stürzen die Nördl. Song (Songzeit),
- 1234 Die Mongolen erobern Kaifeng und stürzen die Jin (Mittelalter).

Aus der Gleichsetzung der Ereignisse von 947 und 1234 ergäbe sich eine Verschiebung der Tangzeit um 287 Jahre, bzw. um 288 Jahre, wenn der 12er-Zyklus beibehalten werden sollte. Die dreimaligen fremden Eroberer sind in der Realität immer die Mongolen; die Unterlegenen sind irgendwelche Revolutionsgeneräle, die in der Epoche der 5 Dynastien in Kaifeng geherrscht haben. Dass Kitat auf Seiten der Mongolen gekämpft haben, darf als gesichert angesehen werden, stammte doch Yelü Chucai, seit 1229 Generalverwalter Nordchinas, aus dem Clan der Kitatfürsten. Der Sturz der Nördlichen Song durch die Jin verschöbe sich von 1126 auf 936, was 1223/24 im Mittelalter entspricht. Der Anfang der Song läge dann bei 770 (bzw. 1057/58 im Mittelalter), was zu den Münzfunden in Fujian (s. 5.1) passt.

Das erste Kitat-Reich Liao und das Tangut-Reich Westliche Xia bleiben als Provinzen des Tang-Reiches erhalten, die nach der Rebellion von 755 eine gewisse Autonomie erringen. Die Militär-Gouverneure handeln nach der Niederschlagung der Rebellion immer unabhängiger und gebärden sich wie kleine Kaiser. Zweifelhaft ist aber die frühe Gründung des Kitat-Reiches im Jahre 916, also 628 in der Tangzeit. Wie die Tabelle unten zeigt, sind die frühen Kitat Stellvertreter der Mongolen in der Zeit der Fünf Dynastien. Die Tang melden erste Angriffe der Kitat im Jahre 697.

Im Westen ist das hochmittelalterliche China als Chitai oder Cathay bekannt. Bisher glaubte man, China sei nach den Rändern der Kitat benannt worden. Die Hauptroute der Seidenstraße sei damals nach Peking gegangen. Westliche Reiseberichte aus dem 10. Jh. sprechen aber auch von einer sehr großen Stadt weiter westlich. Die ehemalige Tang-Hauptstadt Chang'an komme nicht in Frage, da sie nach dem Untergang des Tang-Reiches auf Kleinstadtniveau gesunken sei. Da das Reich der Tang jedoch nach dieser Rekonstruktion noch bis um 1200 bestand, *ist Cathay das Tang-Reich selbst*. Mit anderen Worten: Die staatstragende Elite der Tang, die bekanntermaßen unchinesische Bräuche pflegte, bestand aus Angehörigen des Kitat-Volkes. Die späteren Chronisten hatten einiges zu verschleiern.

Was soll mit den Nördlichen Song geschehen? Existierten sie in der späten Tangzeit – nach obiger Annahme bis 1223/24 – oder sind sie völlig fiktiv? Ihre archäologischen Hinterlassenschaften und Schriftzeugnisse können nicht einfach in die Tangzeit verschoben werden; da passt nichts zusammen. Die Song könnten vielmehr ein Reich sein, das von den chinesischen Gelehrten erträumt worden wäre, als sie in der Mongolenzeit arbeitslos geworden waren. Diese Frage zu beantworten, bedarf einer speziellen Untersuchung.

7. Zeittafeln

7.1 Die Tangzeit im Mittelalter (Differenz 288 Jahre)

<i>Tangzeit</i>	<i>MA</i>	
607-842	895-1130	1. Tibetisches Reich
618-756	906-1044	Tang, 1. Phase
682-743	970-1031	Kök-Türkisches Reich (Osttürken)
697	985	erste Angriffe der Kitat
744-840	1032-1128	Steppenreich der Uiguren
751	1039	Niederlage der Tang-Heere am Talas
755-763	1043-1051	Rebellion des An Lushan und Shi Siming
755	1043	Die Rebellen erobern Luoyang,
756	1044	An Lushan proklamiert sich zum Kaiser, An Lushan erobert Chang'an
756	1044	Die Uiguren erobern Luoyang für die Tang
757	1045	Die Uiguren dehnen sich nach Gansu aus
762	1050	Die Uiguren überfallen Chang'an und massa-

		krieren die Bevölkerung
763	1051	Die Tibeter überfallen Gansu und Shaanxi
763-907	1051-1195	2. Phase der Tang , Herrschaft der Gouverneure
840-924	1128-1212	Reich der Kirgisen (= Reich der Kara-Chitai)
906/07	1194/95	Ende der Tang
907-960	1195-1248	Zeit der 5 Dynastien und 10 Königreiche
907-923	1195-1211	– Spätere Liang (Kaifeng / Luoyang)
923-936	1211-1224	– Spätere Tang (Luoyang)
936-947	bis 1235	– Spätere Jin (Kaifeng)
947-951	1235-1239	– Spätere Han (Kaifeng)
951-960	1239-1248	– Spätere Zhou (Kaifeng)

7.2 Vordatierung der Randreiche in die Tang-Zeit

628-837	916-1125	Reich der Kitat, Dynastie Liao
750-938	1038-1226	Reich der Tangut, Dyn. Westliche Xia
827-946	1115-1234	Reich der Ruzhen, Dynastie Jin
840-923	1128-1211	Reich der Kara-Chitai, Dyn. Westliche Liao
923-930	1211-1218	Reich des Kütschlük (Nachf. der Kara-Chitai)

7.3 Die mongolischen Eroberungen

1209	Uiguren von Turfan unterstellen sich den Mongolen
1215	Mongolen erobern Peking, 1. Hauptstadt der Jin
1218	Mongolen besiegen Kütschlük
1223	Mongolen erobern Choresmien
1226/27	Mongolen unterwerfen die Tangut
1233	Mongolen erobern Kaifeng, 2. Hauptstadt der Jin
1234	Mongolen vernichten die Jin, erobern Nordchina
1258	Mongolen erobern Korea und Bagdad
1260	Teilung des Mongolenreiches (Kublilai Chan)
1275	Mongolen erreichen den Yangzi
1276	Mongolen erobern Hangzhou, Flucht des Song-Kaisers
1277	Mongolen erobern Guangzhou (Kanton)
1279	Die Mongolen besetzen ganz China, Ende der Südl. Song

7.4 Eroberungen der frühen Kitat = Mongol. Eroberungen

916	Gründung des Kitat-Reiches, später Liao
1206	Dschingis Khan gründet das Mongolenreich
917	Die Kitat belagern Youzhou im Gebiet des heut. Peking
1215	Die Mongolen erobern Peking (Jin)

924		Expansion der Kitat nach Gansu, Sieg über die Tangut
	1226	Die Mongolen besiegen die Tangut in Gansu
	1227	Ende des Tangut-Reiches Westl. Xia
926		Die Kitat erobern das Bohai-Reich (östl. Mandschurei)
	1231	Die Mongolen greifen Korea an
936		Expansion der Kitat nach Hebei, Ende der Spät. Tang
947		Invasion der Kitat nach Henan, Ende der Spät. Jin
	1233	Die Mongolen erobern Kaifeng in Henan
	1234	Ende der Jin

7.5 Eroberungen der Nördl. Song = Mongol. Eroberungen

960		Gründung der Song in Kaifeng
	1260	Teilung des Mongolenreiches, Khubilai Khan im Osten
975		Die Song erobern Nanjing (Südl. Tang)
978		Die Song erobern Hangzhou (Wu-Yue-Reich)
	1276	Die Mongolen erobern Hangzhou (Südl. Song)
971		Die Song erobern Guangzhou (Kanton)
	1277	Die Mongolen erobern Guangzhou
979		Die Song erobern Shanxi, ganz China unter Song
	1279	Ende der Südl. Song, ganz China mongolisch.

8. Literatur

- Bacot, J. et al. (1940-46): *Documents de Touen-Houang relatifs à l'histoire de Tibet*; Paris
- Blunden, C., Elvin, M. (1983): *China. Bildatlas der Weltkulturen*; München
- CAJ = *Central Asiatic Journal*; Wiesbaden
- Dien, A. E. et al. (Hg. 1985): „Chinese Archaeological Abstracts 4, Post Han“, in *Monumenta Archaeologica* Vol. 11; Los Angeles
- Elisseff, D. und V. (1983): *Neue Funde in China*; München
- Franke, H. / Trauzettel, R. (1968): *Das Chinesische Kaiserreich*. Fischer Weltgeschichte Band 19; Frankfurt am Main
- Gardner, Ch. S. (?1961): *Chinese Traditional Historiography*; Cambridge MA
- Gernet, J. (1979): *Die chinesische Welt*; Frankfurt am Main
- Hambly, G. (1966): *Zentralasien*. Fischer Weltgeschichte Band 16; Frankfurt am Main
- Haussig, F.W. (1992): *Archäologie und Kunst der Seidenstraße*; Darmstadt
- (1988): *Die Geschichte Zentralasiens und der Seidenstraße in islamischer Zeit*; Darmstadt

- (1983): *Die Geschichte Zentralasiens und der Seidenstraße in vorislamischer Zeit*; Darmstadt
- Kollatz, A. / Miyakawa, H. (1968): „Die Mongolei in der Epoche der Jou-jan (5. und 6. Jh.)“; in *CAJ* 12, 181–208
- Kuhn, D. (Hg., 1993): *Chinas Goldenes Zeitalter*. Katalog (Dortmund); Heidelberg
- Luo Zhewen (1993): *Kaiser- und Königsgräber der chinesischen Dynastien*; Beijing
- Ma Yue et al. (1992): *Xi'an - Legacies of Ancient Chinese Civilization*; Beijing
- Poucha, P. (1962): „Mongolische Miscellen. VII. Innerasiatische Chronologie“; in *CAJ* VII, 192-204; Wiesbaden
- SMV (Hg., 1992): *Kunst des Buddhismus entlang der Seidenstraße*. Katalog (Landesausstellung Rosenheim); München (SMV = Staatliches Museum für Völkerkunde, München)
- Topper, U. (1998): „Chinas Geschichtsschreibung. Prüfstein für oder gegen Illigs Mittelalterkürzungsthese?“; in *ZS* 10 (2), 259-275; Gräfelfing
- Vogel, C. (1964): „On Tibetan Chronology“; in *CAJ* IX, 224-238; Wiesbaden
- Zeller, M. (1994): „Zentralasien im frühen Mittelalter“; in *VFG* 6 (3), 72-92

Manfred Zeller, Erlangen

Zur frührussischen (Kiewer) Phantomzeit II

von Klaus Weissgerber

6. Zum archäologischen Befund

Es liegen umfangreiche Berichte über Ausgrabungen vor, die in der Sowjetzeit erfolgt sind. Kein seriöser westlicher Archäologe hat ihre Korrektheit bezweifelt. Selbst der bereits erwähnte *Gitermann* schrieb 1944 (!) in einer unauffälligen Anmerkung (zum von ihm zitierten Kij-Text der *Nestor-Chronik*):

„Durch archäologische Ausgrabungen ist von *M. Karger* nachgewiesen worden, daß die Stadt Kiew aus drei uralten Siedlungen entstanden ist, die im 10. Jahrhundert vereinigt wurden.“ [Gitermann 324]

Er hat damit nicht nur anerkannt, dass Kiew doch eine slawische Gründung ist; er akzeptierte als Fachmann die Leistungen eines sowjetischen Archäologen.

Besonders *Goehrke* [1992] hat sehr eingehend die sowjetischen Ausgrabungsberichte analysiert. Schwerpunkte der Ausgrabungen bildeten die alten Handels- und Herrschaftszentren wie Staraja Ladoga, Nowgorod, Pskow, Gnesdowo (das alte Smolensk), Timerowo (bei Jaroslawl) und Kiew. Eine gründliche Auswertung des archäologischen Befundes kann in diesem Bericht natürlich nicht erfolgen; ich möchte mich hier auf einige *chronologische* (Phantomzeittheorie) und *ethnische* (Normannenstreit) *Bemerkungen* beschränken.

Es fällt auf, dass kein einziges Gräberfeld und keine einzige ausgegrabene Siedlung zeitlich eindeutig dem 7., 8. oder 9. Jh. zugeordnet werden kann, worauf besonders Rybakow mehrfach hingewiesen hat. Es hat den Anschein, dass bestimmte Zuordnungen ohne konkreten Beweis nur deshalb erfolgt sind, um diese drei Jahrhunderte irgendwie archäologisch zu füllen.

Goehrke, der wie Rybakow von der Illigischen Phantomzeitthese noch nichts wissen konnte, brachte immer wieder sein Erstaunen zum Ausdruck, dass erst ab dem 10. Jh. eindeutig datierbare Funde vorliegen. So kam er nach Analysen zu der Erkenntnis, dass der „Weg von den Warägern zu den Griechen“ (wie die Nestorchronik die Handelsroute über Newa, Wolchow, Lowat, Dnepr zum Schwarzen Meer nannte), vor dem 10. Jh. keine wirtschaftliche Rolle gespielt hat:

„Zu dieser Überzeugung hat wesentlich beigetragen, dass kufisches Silber nur im östlichen und oberen Becken des Dnepr aufgefunden worden ist,

nicht aber den gesamten ‚Weg von den Warägern zu den Griechen‘ säumt“ [Goehrke 128].

Als eine der ältesten Siedlungen nach Kiew gilt Gnesdowo (bei Smolensk). Die frühesten datierbaren Fundspuren stammen hier aus dem 10. Jh.:

„Gnezdovo dürfte danach nach Ausweis der beiden Burganlagen und der reichen Družina-Gräber zumindest in der zweiten Hälfte des 10. Jh. auch ein wichtiges politisches und militärisches Zentrum gewesen sein“ [Goehrke 140; in Originalschreibung].

In Gnesdowo wurde auch eine Amphore mit kyrillischen Buchstaben gefunden, die allgemein in die Mitte des 10. Jhs. datiert wird [Goehrke 149]. Ziemlich deutlich bemerkte Goehrke:

„Was vorher war, ist bislang immer noch dem Hypothesengewirr preisgegeben, das die Ansätze der Stadtentstehung bei den Ostslaven ins 9., 8., ja sogar 7. und 6. Jh. zurückzuverlegen sucht [...], aber die archäologischen Befunde ergeben für das 8. und 9. Jh. in dieser Beziehung leider ein noch ganz undeutliches Bild. [...]

Obleich die Flächengrabungen in der Kiewer Talsiedlung, und möglicherweise auch in Nowgorod Fundspuren seit dem Ende des 9. Jh. aufgedeckt haben, vermochten sie eine Überbauung städtischen Charakters in beiden Fällen erst von der Mitte des 10. Jh. an nachzuweisen“ [ebd., 141].

Aus den intensiven Ausgrabungen in *Nowgorod* ergibt sich, dass die ältesten Besiedlungsspuren auch hier aus der Mitte des 10. Jhs. stammen. Es wurden hier nur wenige eindeutig normannische Gegenstände gefunden. Einige sowjetische Historiker benutzten dies als Argument gegen die Glaubwürdigkeit der *Nestor-Chronik* [1986, 32], nach deren Angaben die Waräger bereits 862 Nowgorod gegründet haben [vgl. Widera 1962, 429 f.]. Hierzu ist allerdings zu bemerken, dass die Datierungen der Chronik im frühen Text nicht enthalten waren, worauf ich noch zu sprechen komme. „Nowgorod“ bedeutet „Neustadt“; es muss also auch eine „Altstadt“ bestanden haben. Nach dem Wortlaut der *Nestor-Chronik* [ebd.] ließ sich Rjurik zuerst in Ladoga nieder. Diese Stadt wurde am Wolchow, südlich vom Ladogasee gefunden. Die Ausgrabungen in *Staraja Ladoga (Alt-Ladoga)*, die seit 1950 intensiviert wurden, zeigten, dass diese Stadt früher als Nowgorod entstanden sein muss.

Es lässt sich aber nicht beweisen, dass sie vor 900 entstanden ist. Allerdings wird immer auf einen Hortfund mit arabischen Münzen hingewiesen, „der möglicherweise schon seit dem Jahr 787 in der Erde geruht hat“ [Goehrke 111, mit Anm. 155 in Bezugnahme auf Fomin]. In meinem Islam-Beitrag [2000, 435 ff.] habe ich aufzuzeigen versucht, wie fragwürdig die konventionelle Datierung arabischer Münzen ist.

Die *ethnische* Zuordnung der Funde, zumeist Grabbeigaben, ist sehr schwierig, da die meisten Gegenstände sowohl von Normannen wie auch von Slawen und Finnen benutzt wurden [vgl. Goehrke 161]. Es gibt aber Funde, die eindeutig nordgermanisch sind. So wurden in Gnesdowo

„Gräber skandinavischen Ursprungs mit Leichenverbrennung in Kähnen und einigen spezifisch skandinavischen Beigaben, besonders mit den ‚Hämmern des Thor‘, dem Emblem des skandinavischen Donnergottes“
[Grekow 1957, 78]

aufgespürt. Der gleiche Autor betonte (1957 !):

„Es besteht gar kein Grund, in Abrede zu stellen, daß normannische Drushinen auf dem Territorium der heutigen Sowjetunion erschienen waren und dort wirkten, und zwar nicht nur im Norden, denn die Normannen traten in den verschiedensten Teilen Europas auf“ [ebd.].

Alle sowjetischen Archäologen (einige Werke habe ich im Literaturverzeichnis genannt) registrierten sorgfältig die normannischen Funde und Siedlungsspuren. Auf Grund der Funde wurde auch versucht, die Höhe des nordgermanischen Bevölkerungsanteils zu schätzen. Hier gab und gibt es Meinungsverschiedenheiten. So sollen in Timorowo 75 % Finnen, 13 % Skandinavier und 12 % Slawen gelebt haben [Goehrke 160]. Unbestritten ist, dass der normannische Bevölkerungsanteil in Alt-Ladoga besonders hoch gewesen ist [vgl. Nitsche 2001, 516]. Dies kam allerdings schon in einem frühen sowjetischen Forschungsbericht deutlich zum Ausdruck [Rawdonikas/Ljapuschkina 1959, 23-44].

Für die Phantomzeit-Theorie ist die Ausgrabungssituation von *Kiew* von besonderer Bedeutung. Hingewiesen hatte ich schon auf die Ausführungen Rybakows zu den frühen Kulturen im heutigen Kiewer Raum. Ergänzend möchte ich noch erwähnen, dass sowjetische Historiker die Tatsache hervorgehoben haben, dass das Gebiet der *Tschernjachow-Kultur* (2. - 5. Jh.) ungefähr identisch ist mit dem Gebiet, das nach der *Nestor-Chronik* die Poljanen besiedelt hatten [Sidorowa 169].

Ausgrabungen mit wissenschaftlichen Methoden wurden in Kiew seit Anfang des 19. Jhs. vorgenommen. Es kam auch zu aufschlussreichen Zufallsfunden. Systematische Ausgrabungen erfolgten jedoch erst seit etwa 1930, vor allem durch Michail *Karger* und ihm folgend durch Tolotschko, Kilijewitsch und Borowski [s. Literaturverzeichnis].

Rybakow, der selbst in anderen Orten als Archäologe tätig war, hat in mehreren Büchern und Zeitschriftenbeiträgen (in russischer Sprache) auf Grundlage der archäologischen Ausgrabungen ein umfassendes Bild der Frühgeschichte Kiews geboten. Da ich annehme, dass die meisten Leser die russische Sprache nicht beherrschen, stütze ich mich, um die Nachprüfbarkeit

zu erleichtern, im folgenden auf seinen in deutscher Sprache veröffentlichten Beitrag *Die Urgeschichte Kiews* [1983, insbesondere 19 ff.]. Grundsätzlich bemerkte er:

„Wo es sich um die Entstehung einer Stadt in der Frühzeit der Staatlichkeit handelt, darf man nicht erwarten, daß die Spaten der Archäologen starke Mauern und Türme, große Paläste, Straßen, Marktplätze, Häfen oder Kirchen ans Licht fördern, kurzum all das, was für die spätere Blütezeit charakteristisch ist. Deshalb muss man sich auch nicht wundern, wenn der Ausgangspunkt einer künftigen Hauptstadt sich als kleine Siedlung oder als unscheinbare Festung erweist.“ [ebd., 19]

Anschließend ging er sehr ausführlich auf die archäologischen Funde im mittleren Dneprreich seit der Eisenzeit ein (seine diesbezüglichen Thesen hatte ich schon im Kap. 3 dargelegt.). Anschließend kam er auf die **slawisch-römischen Beziehungen** zu sprechen. Um die Wende des 1. zum 2. Jhs. hatten sich unter Kaiser **Trajan** die Grenzen des Römischen Reiches „bis dicht an die slawischen Gebiete ausgedehnt“:

„Ein Beweis für den umfassenden Handelsverkehr mit Rom sind hunderte Funde römischer Münzen aus dem 2. bis 4. Jahrhundert im slawischen Waldsteppengebiet am mittleren Lauf des Dneprs. Viele Münzenspeicher, darunter ganze Schatzkammern, sind an unterschiedlichen Orten in Kiew selbst gefunden worden. Die geographische Karte der Funde römischer Münzen in Osteuropa läßt darauf schließen, daß der Entstehungsort Kiew an der Nordgrenze der Verbreitung römischen Silbers lag und viele Schätze herbergte. Viele Münzen und römische Kostbarkeiten, darunter Kaisermedaillons, sind auf den Kiewer Anhöhen und zu ihren Füßen (im Raum des späteren Podol) gefunden worden. Es steht außer Zweifel, daß es Orte waren, wo man Schätze verbergte und Handel trieb.“ [ebd., 20]

Anzeichen einer frühen germanischen Besiedlung vor dem 10. Jh. konnten im Kiewer Raum archäologisch nicht festgestellt werden; Zerstörungsspuren, die auf gotische, hunnische oder andere Invasoren zurückgeführt werden können, wurden allerdings vielfach gefunden [ausführlich 21]. Weiterhin schrieb Rybakow:

„Aus dem von ukrainischen Wissenschaftlern gut erforschten archäologischen Material von ‚Groß-Kiew‘ im 5. und 6. Jahrhundert geht hervor, daß der sogenannte Schloßberg (‚Kisseljowka‘), der oberhalb des Podol, am ‚Boritschew-Hang‘ liegt und den im Westen und Norden der kleine Fluß Kijanka säumt, eine Siedlung beherbergte. Dieser Schloßberg (‚Kij-Berg‘) war schon zur Römerzeit besiedelt. Hier sind nicht nur römische, sondern auch byzantinische Münzen aus der Zeit vom Ende des 5. und

Anfang des 6. Jhs (darunter mit dem Bildnis des Kaisers Anastasios) gefunden worden.“

7. Die Erkenntnisse Boris Rybakows

Natürlich ist hier nicht die Rede von Anatoli Naumowitsch **Rybakow**, dem Verfasser des berühmten Anti-Stalin-Romans *Die Kinder vom Arbat*.

Boris Alexandrowitsch **Rybakow** (geb. 1908; er scheint noch am Leben zu sein) war ein bedeutender Archäologe. Er leitete die Ausgrabungen in Tmutarakani, Tschernigow und anderen Orten; 1956 wurde er Direktor des Instituts für Archäologie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Er war ebenso ein bedeutender Historiker; sein Spezialgebiet war die frührussische Geschichte. 1960 wurde er Direktor des Instituts für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Seine eigentliche Karriere begann somit in der Nach-Stalin-Zeit. Er war ein sehr produktiver Wissenschaftler, liebte wissenschaftliche Polemiken und vertrat Ansichten, die sich deutlich von denen anderer sowjetischer Historiker unterschieden.

Für besonders bedeutsam halte ich seine Auffassungen zur *Urgeschichte von Kiew*. Nach eingehenden Analysen der spätantiken Berichte über die Anten, der altrussischen Chroniken (*Nestor-* und *Nikon-Chronik*) und der Kiewer Ausgrabungsberichte kam er zu der Erkenntnis, dass Ereignisse, die nach bisheriger Lehrmeinung im 9. Jh. stattfanden, tatsächlich im frühen 6. Jh. geschahen. Rybakow ging von der Identität des Antenfürsten **Chilwud** (Chilbudi) und des Antenfürsten **Kij** aus. Die Ähnlichkeit der Überlieferungen über beide Fürsten ist tatsächlich frappierend. Wie Prokopios [Gotenkrieg III, 14] berichtete, setzte sich Chilwud um 530 für einige Zeit an der unteren Donau fest und errichtete dort eine befestigte Stadt („Turris“). In der *Nestor-Chronik* wird berichtet, dass Kij an der unteren Donau einen „Gradok“ (befestigten Ort) errichtet hatte, den er „Kiewez“ nannte. Beides soll im Auftrag des byzantinischen Kaisers erfolgt sein.

In der *Nikon-Chronik* wurde das Leben Kij etwas anders als in der *Nestor-Chronik* geschildert:

„Wäre Kij ein Fährmann gewesen, hätte er nicht mit einem großen Heer gegen Konstantinopel ziehen können. Doch Kij war ein Stammesfürst und bekriegte viele Länder. Er lebte in Frieden und brüderlicher Freundschaft mit dem Kaiser von Konstantinopel, der ihm, wie andere auch, große Ehren zuteil werden ließe. Als Kij mit seinem Heer gegen Bulgaren zog, gefiel ihm an der unteren Donau ein Ort, wo er eine Stadt erbau-

te. Er zog auch gegen die Wolga- und Kama-Bulgaren ins Feld und siegte“ [*Nikon-Chronik*, 4; nach Rybakow 1983, 18].

Ich hatte im Abschn. 4 schon darauf hingewiesen, dass nach dem Bericht des Prokopios Chilwud gegen „Hunnen“ gekämpft hatte, die m.E. nur **Bulgaren** gewesen sein konnten. Die *Nikon-Chronik* bestätigt meine These und damit auch meine im Bulgarien-Beitrag entwickelte Konzeption, dass die Turkbulgaren schon 528 an der unteren Donau einen Staat begründet hatten.

Rybakow [1983, 18] interessierten die hier erwähnten Bulgaren wohlweislich nur am Rand:

„Es handelt sich offensichtlich um die zahlreichen turkbulgarischen Horden, Erben des Hunnenbundes (Prokopios nennt sie einfach Hunnen), die damals in den Steppen der Schwarzmeerküste nomadisierten.“

Wichtiger war für ihn, dass nach den Angaben der *Nikon-Chronik* Kij nicht im Auftrag des Kaisers gegen die Bulgaren gezogen ist:

„Von der Schilderung Nestors unterscheiden sich wesentlich die Angaben der Nikon-Chronik in Bezug auf die Marschrouten Kij's. Nach Nestor befand sich der Fürst an der Donau, als er den Weg zurück aus Konstantinopel angetreten hatte; nach der Version Nikons jedoch erreichte er die Donau ‚im Feldzug gegen die Bulgaren‘, was historisch wahrscheinlicher ist. Es ist kaum anzunehmen, daß ein Kaiser von Byzanz um die Wende vom 5. zum 6. Jahrhundert eine Botschaft in die neue Stadt am Dnepr gesandt haben konnte. Viel wahrscheinlicher ist, daß der Poljanenfürst, der den Zug der Slawen (darunter der ‚Anten‘) nach dem Balkan anführte, tatsächlich im Krieg gegen die Turkbulgaren gestanden hatte und bis an den Unterlauf der Donau gekommen war.

Gerade dorthin hatte der **unbekannte Kaiser** (wie früher Justinian) seine Gesandten zum siegreichen slawischen Fürsten geschickt und ihm den Dienst an der Donaugrenze angeboten. Dort hat Kij die Festung Kiewez erbaut (oder eine alte römische Festung neuaufgerüstet). Dem Fürsten standen, wie seinem Stammesgenossen Chilbudi, andere slawische Stämme entgegen, die sich auf eine Invasion des Reiches vorbereiteten.“

[Rybakow 1983, 18 f.]

Rybakow erörterte auch die Möglichkeit, dass Chilwud/Kij schon früher als 530 gelebt haben könnte:

„Als Zeit der Handlung gibt Prokopios das vierte Jahr der Selbstherrschaft Justinians (d.h. das Jahr 530) an. Die obenbezeichnete Situation läßt sich mit der Epoche Justinians (527-565) durchaus vereinbaren. Bedenklich erscheint jedoch die Tatsache, daß Nestor von einem Kaiser schreibt, dessen Namen ihm unbekannt ist. Justinian aber, ein glänzender

Herrscher, der das römische Recht (*Corpus iuris civilis*) aufzeichnen und die Hagia Sophia erbauen ließ, war den russischen Chronisten bekannt. Folglich muß es sich um einen anderen Kaiser gehandelt haben. Es fragt sich nun, ob dieser **unbekannte Kaiser** ein Vorgänger Justinians, Justin I. (518-527) oder Anastasios (491-518) war.

Diese Kaiser - Anastasios oder Justin - waren dem russischen Chronisten tatsächlich unbekannt, was durchaus erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß die Kontakte unserer Ahnen mit dem Byzantinischen Reich damals gerade erst begonnen hatten. Unter Anastasios begannen die Überfälle auf die Donaugrenze des Reichs. Eine Münze des Kaisers Anastasios wurde auf dem Kiewer Schloßberg gefunden, der, wie wir weiter sehen werden, durchaus die ursprüngliche Residenz Kij's gewesen sein könnte.“
[ebd., 17 f.]

Diese These steht nicht im Widerspruch zu der in meinem Bulgarien-Beitrag vertretenen These, dass 528 die Turkbulgaren die Donau überschritten und das „Erste Bulgarische Reich“ begründet hatten. Wie ich ausführlich dokumentiert habe, erfolgten auch vor 528 bulgarische Angriffe auf Mösien und Thrakien. Jedoch hat mich die von Rybakow erwogene weitere Vordatierung des Kij nicht überzeugt. Er unterstellt dem Autor der *Nestor-Chronik*, dass dieser alles über Justinian wusste. Tatsächlich waren in der frühen Kiewskaja Rus nur griechische Übersetzungen biblischer Texte und die Chronik des Georgios Monachos, in der Justinian keine Rolle spielte, bekannt. Ohne die Berichte des Prokopios wäre Justinian wohl auch in der heutigen Geschichtsschreibung ein „unbekannter Kaiser“. Es gibt keinen Beweis dafür, dass im frühen Russland die Werke des Prokopios und die Gesetze des Justinian bekannt waren. Ich verbleibe somit, in Einklang mit Prokopios und in Gegensatz zu Rybakow, dabei, dass Chilwud/Kij **im Jahr 530** seine Festung an der unteren Donau errichtet hat.

Von dieser Grundthese ausgehend, hat Rybakow gründlich die **archäologischen Befunde** des frühen Kiew analysiert. Ich möchte hier nur seine Schlussfolgerungen zitieren:

„In der Legende aber heißt es, Kij saß vorerst auf einem Berg, wo sich heute (zur Zeit des Chronisten [Anm. von Rybakow]) der Boritschew-Hang befindet. Erst später erbaute er mit seinen Brüdern eine Stadt an einem anderen Ort neben einem Wald mit Jagdgründen. Den Archäologen ist auch der ‚Gradok‘ gut bekannt, der an einem neuen Ort errichtet worden war - eine kleine Festung auf dem Altkiewer (Andreas-)Berg, die in der Folge (Ende des 10. Jahrhunderts) in die Stadt Wladimirs I. eingegliedert wurde und ein Verwaltungs- und Kirchenzentrum der Kiewer

Rus bildete. Der ‚Gradok Kijis‘ war wirklich klein - er maß nur 120 x 150 Meter, ihn säumten ein Erdwall und ein Graben im Südosten und die unüberwindlichen Steinhänge des Berges im Nordwesten.“ [ebd., 22]

Über die Folgezeit schwieg Rybakow sich aus, wies jedoch öfters auf das auffallende Fehlen von archäologischen Funden in der Zeit vom 7. bis 9. Jh. hin. Natürlich war ihm bewusst, dass den Bauten Kijis fast unmittelbar die Bauten der ersten Großfürsten der Kiewskaja Rus folgten. Gerade hierin sahen Rybakows Gegner die Hauptschwäche seiner Konzeption, weshalb sich diese auch nicht durchsetzen konnte. Keine Seite konnte damals die Illigsche Phantomzeit-Theorie vorausahnen.

Rybakow analysierte auch andere außerrussische Quellen. Bei dem Kaukasologen Nikolai *Marr* wurde er fündig. Rybakow [1983, 15] schrieb:

„Unerwartete Hilfe kam aus Armenien. N. Marr, einer der bedeutendsten Kenner der armenischen Literatur, stellte fest, daß die von *Serob Glak* geschriebene halbepische Geschichte des armenischen Volkes [...] eine fremde eingesetzte Sage von drei Brüdern enthält, die der Forscher zu Recht mit der Kiewer Überlieferung verglich. Der älteste Bruder in der armenischen Legende heißt Kuar (Kij), der mittlere Meltej, der jüngere Chorewan (Choriw); letzterer lebte im Lande der Paluni (Poljanen). Die drei Fürsten erbauten auf dem Berg Kerkej, wo es ‚reiche Jagdgründe, üppige Wiesen und Wälder gab‘, eine neue Stadt und stellten dort zwei heidnische Götterbilder auf. Die Übereinstimmung der altrussischen mit der armenischen Überlieferung ist fast lückenlos.“

In der Tat grub der Archäologe *W. Chwoiko* im Jahre 1908 im Zentrum des Gradok von Kiew eine nach den Himmelsrichtungen orientierte heidnische Opferstätte aus [ebd., 22].

Das Werk des Serob Glak soll im 8. Jh. entstanden sein, dürfte aber tatsächlich aus dem frühen 7. Jh. stammen. Während der Regierungszeit des Kaisers Maurikios (582-602) kamen Slawen mit Armeniern in Berührung, als sie Thrakien und die Gebiete an der unteren Donau vom Reich zurückerobern wollten und Byzanz ein armenisches Korps unter Führung Smabat Bagratunis hierher schickte. Hier konnten slawische Krieger in armenische Gefangenschaft geraten sein [ebd., 15 f.]. Rybakow fasste die Ergebnisse seiner Analysen wie folgt zusammen:

„Alle von uns benutzten [...] Quellen lassen darauf schließen, daß die Chronik über Kij nur der Epoche *vom Ende des 5. bis Ende des 6. Jahrhunderts* [...] entspricht.“ [ebd., 19]

Will man die Stimmigkeit der Illigschen Phantomzeit-Theorie auch für die früh-russische Geschichte beweisen, kommt man um die hier leider fast unbekannt, doch m.E. gut begründeten Thesen Rybakows nicht herum.

Rybakow war „Antinormannist“; ihm ging es letztlich um den Beweis, dass Kiew lange vor den Warägern von Slawen begründet worden ist. Er konnte sich nicht durchsetzen, weil er nicht erklären konnte, was in Russland nach Kij und vor den Warägern, also zwischen 530 und 862 geschehen ist. Auf die auffallende archäologische Fundlücke von etwa drei Jahrhunderten in Kiew ging er nicht ein. Geht man aber von der Phantomzeit-Theorie aus, ergibt sich ein logisches Szenario der früh-russischen Geschichte; die Lücken halten sich in Grenzen.

Einer der Nachfolger des Kij dürfte um 560 der von Menandros erwähnte Mezamir gewesen sein. Ihm ging wohl sein Vater Idar voraus. Die von Theophylaktos erwähnten Antenfürsten Ardagast, Misukios und Peiragast (593/94) waren wohl nicht Fürsten von Kiew. Es gab auch andere ostslawische Stämme wie z.B. die Drewljanen und die Duleben/Wolhynier [*Nestor-Chronik* 1986, 25; Avenarius 193 ff.].

Ich halte es für möglich, dass die Eroberung Kiews durch die Waräger Askold und Dir (konv. 866) und später durch den Waräger Oleg (konv. 882) schon im späten 6. Jh. bzw. im frühen 7. Jh. erfolgt sind. Oleg soll 907 Konstantinopel angegriffen haben [*Nestor-Chronik* 38 ff.]. Diese Invasion könnte Teil der „awarischen“ Belagerung von 622 und des bulgarischen Angriffes von 923 gewesen sein [Weissgerber 2001, 239 f.]. Nach der *Nestorchronik* [1986, 50] wurde Oleg 913 von Igor, dem Sohn Rjuriks, abgelöst. Die Einzelheiten dieses Machtwechsels liegen im Dunkel. (Auf die chronologische Unzuverlässigkeit der Nestor-Chronik werde ich noch zu sprechen kommen.)

Seit dem 10. Jh. steht Kiew im vollen Licht der Geschichte. Die nunmehr reichlichen archäologischen Funde und die Berichte westeuropäischer, byzantinischer und arabischer Reisender zeigen, dass Kiew dank seiner günstigen Lage an der Flusshandelsstraße von der Ostsee zum Schwarzen Meer sich zu einer wohlhabenden Handelsstadt entwickelt hat.

Unbestritten ist, dass die Kiewer Fürsten nur lockere Tributabhängigkeiten begründet hatten [so auch Goehrke 4 ff.]. Ein Staat (im eigentlichen Sinn des Wortes) entstand erst unter Fürst Wladimir I. (Großfürst seit 988) mit Unterstützung der byzantinischen Kirche. Dieser Staat war bereits eindeutig slawisch geprägt.

In der westlichen Geschichtsschreibung hat meines Wissens nur *Goehrke* Rybakows Thesen zur Kenntnis genommen. Dessen Position ist zwiespäl-

tig. Kein sowjetischer Historiker wurde in Goehrkes Werk von 1992 so oft (und sachlich) zitiert wie Rybakow; seine archäologischen und historischen Leistungen wurden durchweg hoch eingeschätzt. Als Normannist polemisierte Goehrke aber auch gegen den Antinormannisten Rybakow, den er deshalb, allerdings nur in der stark ideologisch geprägten Einleitung, als „Nationalisten“ bezeichnete. Hierbei kam er auch zu der zugespitzten Formulierung, dass Rybakow „das Geld wert war, das der Staat in ihn investiert hat“ [Goehrke 1992, 11]. Aber auch dieser Satz beinhaltet eine gewisse Anerkennung des ideologischen Gegners!

Goehrke hatte auch von Rybakows These, dass Kij ein Antenfürst war und im frühen 6. Jh. gewirkt hat, Kenntnis genommen. Er sprach von „kühnen etymologischen Konstruktionen“ [ebd, 10], die er zunächst (in der polemisch zugespitzten Einleitung) ohne weitere Begründung als „nationalistisch“ ablehnte. Im eigentlichen Text ging er aber durchaus sachlich auf die Thesen des „unermüdlichen Boris Rybakow“ ein, wobei er besonders darauf hinwies, dass diese auf „archäologisches Material“ gestützt sind. Bemerkenswert ist Goehrkes Schlusseinschätzung: „ein Unterfangen, das zweifellos sinnvoll, aber von den Ergebnissen her immer noch nicht zwingend ist“ [ebd. 151].

Mir liegt es fern, Rybakow und Goehrke für die Phantomzeit-Theorie zu ‚vereinnahmen‘; ein gewisser tragischer Aspekt ist aber nicht zu übersehen. Beide zeigten auf, dass die Zeit vom 7. zum 9. Jh. archäologisch nicht eindeutig zu belegen ist, zogen hieraus aber nicht die m.E. einzig richtigen Schlussfolgerungen. Trotzdem hat Rybakow mit seinen archäologisch begründeten Thesen über die Frühgeschichte Kiews objektiv zum weiteren Ausbau der Phantomzeit-Theorie beigetragen.

8. Wer waren die frühen Rus ?

Nachdem die meisten Normannisten auf rassistische und nationalistische Schlussfolgerungen verzichtet hatten (es gab Ausnahmen, wie Turne Arne und Eugen Lemberg [vgl. Nitsche 515, 517], beschränkte sich der Normannenstreit im wesentlichen auf die Herkunft des Begriffes „Rus“. Die folgenden Ausführungen sollen nicht nur der ‚Abrundung‘ meines Beitrages dienen. Ich will auch darlegen, wie die Phantomzeit-Theorie zur Lösung der damit verbundenen Probleme beitragen kann.

Allgemeiner Konsens besteht insofern, dass die in das heutige Russland eingedrungenen Normannen sich selbst nicht „Rus“, sondern Waräger (russisch: warjagy; altrussisch: warjazi) nannten (die Byzantiner schrieben „wa-

rengoi“). Die hypothetische altnordische Selbstbezeichnung „waringjan“ wird mitunter mit dem isländischen Begriff „væringjar“ (Schwertbrüderschaft) in Verbindung gebracht [vgl. Goehrke 160].

Die meisten Normannisten gehen davon aus, dass der Begriff „Rus“ eine Fremdbezeichnung und nichtgermanischen Ursprungs ist. Linnenkohl [25] versuchte unlängst, ihn von „Roslagen“ (dem Namen der Küste der schwedischen Landschaft Upland) abzuleiten, verschwieg aber, dass Marquart [353] schon 1903 diese These mit dem Argument widerlegt hatte, dass der Name „Roslagen“ erst in neuerer Zeit aufgetreten ist. Das Land Schweden heißt finnisch „**Ruotsi**“ (estnisch „Rots“), der Schwede (als Volksangehöriger) „**Ruotsalainen**“ (estn. „Rotslane“). Vilhelm Thomsen hat im 19. Jh. die These aufgestellt, dass schon die Urfinnen die Waräger so genannt hätten und dass hieraus der Name der „Rus“ entstanden sei. „Ruotsi“ soll „Rudermannschaft“ bedeuten [vgl. Nitsche 511].

Diese These wird heute von den meisten Normannisten vertreten. Ich halte sie nicht für überzeugend und berufe mich hierbei auf **Marquart** [353 ff.], der sie schon vor 100 Jahren mit triftigen Argumenten widerlegt hat. Die Antinormannisten haben auch viele Deutungsversuche vorgelegt, die ebenfalls wenig überzeugend sind. Die sowjetischen Historiker übernahmen zu meist einen von **Rybakow** in die Diskussion eingebrachten Deutungsvorschlag:

„Da das altertümliche Wort ‚Ros‘ etwas anders ausgesprochen wurde, und zwar Ros, (Das Volk der Ros im 6. Jh., „roskie pismena“ [rosische Briefe; K. W.] im 9. Jh. ‚Prawda Roskaja‘ [Rosische Wahrheit, ein Gesetzbuch; K.W.] im 11. Jh.), ist das ursprüngliche Siedlungsgebiet des Stammes ‚Ros‘ am Fluß Ros (einem Nebenfluß des Dneprs unterhalb Kiews) zu suchen. Dort hat man außerdem überaus reichhaltiges archäologisches Material aus dem 5. - 7. Jh. gefunden, darunter auch silberne, mit den Zeichen der Fürsten versehene Gegenstände“ [Rybakow 1962, 65].

Auf das Volk der „Ros“ in arabischen Überlieferungen werde ich noch eingehen; die Nowgoroder Birkenholzhandschriften – roschie pismena – sind nach dem heutigen Forschungsstand in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. entstanden. Rybakow konnte sich dieses hypothetische Volk der „Rus“ nur als slawisches vorstellen, das im nördlichen Schwarzmeergebiet gelebt hat. (Bei der Darlegung der Auffassungen Marquarts werde ich hierauf noch einmal zu sprechen kommen.) Erwähnen möchte ich noch die These von **Brätz** [406], dass die Bezeichnung „Rus“ vom griechischen Namen der Wolga – Rha – abgeleitet worden sei. Bekanntlich ist Brätz der Auffassung, dass die Slawen erst im 5. Jh. u.Z. ihr ursprüngliches Siedlungsgebiet zwischen Ural und Wolga verlassen hatten und westwärts gezogen sind. Demnach wären die

„Rus“ doch Slawen gewesen. Da die Konzeption von Brätz mit dem mir bekannten frühmittelalterlichem Schriftgut nicht in Einklang zu bringen ist, kann ich ihr nicht folgen.

Ich habe bewusst die etymologischen Erörterungen über die Herkunft des Namens „Rus“ nur kurz skizziert. Wichtiger erscheint mir die Frage, was in den frühmittelalterlichen Schriftquellen über die Ethnizität der frühen Rus gesagt wurde. Meine Übersicht möchte ich mit der altrussischen *Nestor-Chronik* beginnen, auf die ich im Abschnitt 5 dieses Beitrages schon grundsätzlich eingegangen bin. Zum besseren Verständnis sind allerdings zwei Vorbemerkungen notwendig. Der überlieferte Text wurde nach der byzantinischen Zeitrechnung (ab Schöpfung der Welt) datiert. Die frühesten Daten waren offenbar in den Urtexten noch nicht enthalten und wurden später eingefügt. Schon Marquart [z.B. 34] vertrat, nach Vergleich mit griechischen und arabischen Quellen, die Auffassung, dass die frühesten in der Chronik erwähnten Ereignisse später erfolgt sein müssen ([vgl. auch Goehrke 154; Nitsche 509, 513]. Letzterer hatte wenig Verständnis für denjenigen, der „blind an die Datierung der ‚Erzählung von den vergangenen Jahren‘ glaubt“).

Weiterhin möchte ich noch einmal darauf hinweisen, dass die *Nestor-Chronik* in der vorliegenden Fassung stark kompilativ ist. Texte der ursprünglichen Kiewer und Nowgoroder Chroniken wurden später zu einem, dem damaligen Staatsverständnis entsprechenden Einheitstext zusammengefasst. Aus dem kompilativen Charakter der *Nestor-Chronik* ergibt sich, dass sowohl Normannisten wie Antinormannisten Textpassagen fanden, mit denen sie ihre jeweilige Konzeption zu stützen versuchten.

Auf die Berufungslegende, datiert auf das Jahr 6370 (= 862 u.Z.), bin ich schon eingegangen. Zu ergänzen ist, dass diese im Widerspruch zur *Nikon-Chronik* steht, nach der Rjurik mit Gewalt eingedrungen und eine Willkürherrschaft errichtet hat. Das löste einen Aufstand aus, der niedergeworfen wurde, wobei der Führer, Wadim von Nowgorod, umkam [Alpatow 160]. In dem vorliegenden Text der *Nestor-Chronik* heißt es dagegen, dass Tschuden (ein Finnvolk), Slowenen und Kriwitschen die Waräger aufgefordert hatten, über sie zu herrschen:

„Und sie zogen über das Meer zu den Warägern, zu den Russen, denn diese Waräger nannten sich Russen [im Originaltext: Rus; K.W.], wie andere Schweden heißen, andere wiederum Normannen, Engländer, andere Goten. [...] Und nach jenen Warägern nannte man Nowgorod das Russische Land.“ [*Nestor-Chronik* 31 f.]

Diese Passage ist eindeutig. Es wurde aber zwischen Rus und Schweden unterschieden. Die Erwähnung der Engländer spricht für eine späte Nieder-

schrift. In der Bekehrungslegende, die dem Jahr 6406 (= 898 u. Z.) zugeordnet wurde und die offenbar aus der Kiewer Urchronik stammt, heißt es:

„Denn dort, wo der Apostel hingegangen ist, liegt Illyrien; ursprünglich waren dort die Slawen, und somit ist Paulus auch der Lehrer des slawischen Volkes. Von diesem Volk stammen auch wir Russen. Demnach ist Paulus auch unser, der Russen, Lehrer, da er das slawische Volk gelehrt und als Bischof für das slawische Volk seinen Nachfolger Andronikus eingesetzt hat. **Das slawische Volk und das russische Volk sind eins:** Zuerst waren sie Slawen, von den Warägern her nannten sie sich jedoch Russen. Auch wenn sie Poljanen hießen, war ihre Sprache doch slawisch.“ [ebd., 38; Hvhg. K.W.]

Allerdings heißt es auch hier, dass der Name „Rus“ von den Warägern kommt. Einige sowjetische Historiker versuchten, ihre antinormannistische Position mit der Behauptung zu verteidigen, dass dieser Satz eine spätere Nowgoroder Interpolation sei:

„Spätere Untersuchungen haben gezeigt, daß die Identifizierung der Waräger mit den Rus in der ursprünglichen Fassung der Chronikentexte nicht gegeben war; diese wurde erst vom Verfasser der ‚Erzählung von den vergangenen Jahren‘ hinzugefügt, fehlt dagegen in den älteren Texten. Einige warägische Drushiren [= Gefolgschaften; K.W.] begannen sich als „Rus“ zu bezeichnen, nachdem sie eine Zeitlang als Söldner in russischen Heeren in Kiew Dienst getan hatten.

Der Ausdruck „Rus“ ist nicht skandinavischer Herkunft. Die Wikingerzeit kennt ihn nicht; in Runeninschriften und in der altnordischen Literatur wird Rußland Gardar oder Gardariki genannt.“ [Grekow 1957, 80]

Grekow stellte aber auf der gleichen Seite nicht in Abrede, dass die von Rjurik begründete Dynastie, die Rjurikiden, von Warägern abstammte. Dies wurde übrigens auch von keinem anderen sowjetischen Historiker bestritten. So verwies Alpatow [165] darauf, dass die ersten Fürsten dieser Dynastie (Rjurik, Oleg, Igor und die Fürstin Olga) germanische Namen trugen. Es ging eigentlich nur darum, ob es bereits vor den Warägern „Rus“ in Osteuropa gegeben hat. Um diesen Nachweis zu führen, berief sich Grekow [1957, 75] auf altrussische Heiligenlegenden, die recht spät entstanden sind und dubiosen Charakter tragen. In der *Vita des Stefan Suroshski* wurde z.B. angegeben, dass dieser an der Wende vom 8. zum 9. Jh. auf der Krim gelebt habe:

„Seit dem Tode [Stefans] waren wenige Jahre vergangen, da kam ein großes russisches Heer aus Nowgorod unter dem starken Fürsten Brawlin.“

[Grekow 75, Anm. 160]

Nach der *Vita des Georgi Amastridski* sollen 842 „Rus“ in das kleinasiatische Küstenland, von der Propontis bis Sinope, eingebrochen sein [ebd.]. Die

Beschäftigung mit solchen Texten bringt nichts. Ich halte es für sinnvoller, die einschlägigen *außerrussischen Schriftquellen* etwas näher zu betrachten.

Sowohl Normannisten wie Antinormannisten bezogen sich auf die *Annales Bertiniani*, einer fränkischen Reichschronik, die nach ihrem ‚Fundort‘, dem Kloster St. Bertin, so bezeichnet wird. (Sie behandelt die Zeit von 829 bis 885; als Autor für 835 bis 861 gilt der Spanier Prudentius.) Im Jahr 839 soll Kaiser Ludwig der Fromme, der Sohn Karls des Großen, in seiner Pfalz Ingelheim (am Mittelrhein) eine byzantinische Gesandtschaft empfangen haben:

„Er [der byzantinische Kaiser; K.W.] schickte mit der Gesandtschaft auch einige Männer, die sich und das Volk, dem sie angehörten, *Rhos* nannten und, wie sie sagten, von ihrem König, Chacanus mit Namen, an den Kaiser der Griechen [damals soll Theophilos regiert haben; K.W.] um der Freundschaft willen gesendet worden waren, und er [der byzantinische Kaiser; K.W.] ersuchte in dem erwähnten Brief, daß sie durch des Kaisers [Ludwig; K.W.] Güte Erlaubnis und Unterstützung erhielten, um durch sein ganzes Reich ihren Rückweg in ihr Land nehmen zu können, da der Weg, auf dem sie nach Konstantinopel gekommen waren, durch barbarische und furchtbar grausame Völker führe und er nicht wolle, daß ‚sie auf dem Heimweg sich wieder so großer Gefahr aussetzten“ [Annales Bertiniani 1883, 19 f.; zitiert nach Grekow 1957, 75].

Grekow betrachtete, bestimmt zu Recht, den Namen Chacanus nicht als Eigennamen, sondern als Herrschertitel (die awarischen und chasarischen Herrscher führten den Titel „Chagan“). Da es diesen Titel nur im Schwarzmeergebiet gab, folgerte er, dass Kiew der Sitz des „Chacanus“ gewesen sein musste. Er betrachtete den Ingelheim-Bericht als weiteren Beweis dafür, dass es schon vor 862 einen frühen russischen Staat gegeben hat.

Normannisten tippten dagegen auf Alt-Ladoga. Nur so ergibt die Bemerkung über den gefährvollen Weg, den die „Rhos“ vom Sitz des Chacanus nach Konstantinopel benutzten, einen Sinn. Grekows russischer Originaltext wurde noch in der unmittelbaren Stalinzeit (1953) veröffentlicht. So ist es verständlich (was nicht Billigung bedeutet), dass Grekow, wohl vertrauend auf die Unkenntnis des russischen Lesers, die Fortsetzung der hier zitierten Passage wegließ:

„Am Kaiserhof schaute man sich diese Rhos näher an - und identifizierte sie als schwedische Normannen. Mit den Normannen aber hatte man zu jener Zeit im Reich seine eigenen, wenig guten Erfahrungen, und so war es kein Wunder, dass die Fremden prompt unter Spionageverdacht gerie-

ten und zur näheren Untersuchung des Sachverhalts erst einmal festgehalten wurden.“ [Zusammenfassung von Nitsche 513]

Spätere sowjetische Historiker zogen es vor, die *Annales Bertiniani* nicht mehr zu erwähnen. Ihr tatsächlicher Inhalt wurde aber in einigen mir vorliegenden Monographien nicht verschwiegen. Diese Autoren beriefen sich in der Regel auf die *Nestor-Chronik*, wonach erst 862 die Waräger nach Russland kamen, also weder Alt-Ladoga noch Nowgorod Sitz des „Chacanus“ gewesen sein konnten. Die Annalen würden lediglich normannische Söldner in byzantinischen Diensten erwähnen. (Unausgesprochen wurde damit anerkannt, dass die Rhos doch Nordgermanen waren.)

Noch niemand hat m. W. bis jetzt die Bertinianischen Annalen unter dem Aspekt der Phantomzeit-Theorie beurteilt. Nach Illigs Thesen können sie, da angeblich in der Phantomzeit entstanden, nur spätere Fälschungen sein. Heinsohn [2001, 463-466] und Illig/Lelarge [2001, 467-492] haben nach Analyse des archäologischen Befundes aufgezeigt, dass es in Ingelheim keine karolingischen Funde gab. Die „Kaiserpfalz“ war ursprünglich ein römisches Bauwerk, das in ottonischer und staufischer Zeit „hergerichtet und erweitert worden ist“ [Illig/Lelarge 488].

Ich könnte somit die Bertinianischen Annalen völlig ignorieren. So einfach ist die Problematik jedoch nicht zu lösen. Immerhin wusste der spätere Fälscher (10. Jh.?), dass die frühen „Rhos“ Nordgermanen waren.

Erwähnen möchte ich noch *Liudprand*, einen langobardischen Historiker, der im 10. Jh., also in der „Nach-Phantomzeit“, lebte, Sekretär des italienischen Königs Hugo (926-948) war, mehrfach sich in Konstantinopel aufhielt (z.B. 968 als Brautwerber für Kaiser Otto II.) und als Informant des Kaisers Konstantinos VII. Porphyrogenetos gilt [Wattenbach 1885, 391-396]. Liudprand identifizierte eindeutig die „Rus“ mit den Normannen:

„Rusios, quos alio nos nomine Nordmannos appelianus“ (Rus, die wir mit anderen Worten Nordmannen nennen; zitiert nach Linnenkohl [25])

Es gibt mehrere *byzantinische Schriftquellen*, in denen die „Rus“ erwähnt wurden. Die ältesten sollen in der Phantomzeit entstanden sein und tragen (nicht nur deshalb) dubiosen Charakter. So soll 866/67 der orthodoxe Patriarch von Konstantinopel, *Photios*, in einem Rundschreiben an die übrigen östlichen Patriarchen mitgeteilt haben, dass nach den Bulgaren auch die „Rhos“ das Christentum angenommen sowie einen Bischof und Priester eingesetzt haben [Goehrke 148]. Dieses Schreiben steht im krassen Widerspruch zur *Nestor-Chronik*, nach der die Rus des 10. Jhs. Nichtchristen waren und erst unter Wladimir I. im Jahr 987 das Christentum angenommen haben.

Diese „Rhos“ sollen auch Byzanz überfallen haben. Photios nannte dieses Volk bald „Rhos“, bald „Skythen“. Es soll sich um ein großes „allgemein bekanntes Volk“ gehandelt haben, das durch die Unterwerfung der benachbarten Völker groß geworden sei. Auf die ethnische Zugehörigkeit dieses Volkes ging Photios nicht ein [Grekow 1957, 80 f.]. Ich betrachte dieses Schreiben, wie einige andere ähnliche Texte, die in der Phantomzeit entstanden sein sollen, als Fälschungen des 10. Jhs., die lediglich Geschehnisse dieses Jhs. widerspiegeln.

Deshalb möchte ich mich hier auf das Werk des *Konstantinos VII. Porphyrogenetos De administrando imperio* beschränken. Wie ich in meinen vorherigen Beiträgen schon dargelegt habe, halte ich dieses Werk für sehr glaubwürdig. Es handelt sich um eine Geheimschrift, die für den ‚inneren Dienstgebrauch‘ bestimmt war und deren Inhalt durchweg der Illigschen Konzeption entspricht [vgl. z.B. Weissgerber 2000, 427 f.]. Im 9. Kapitel seines Werkes beschrieb der Kaiser ausführlich die Stationen des „Weges von den Warägern zu den Griechen“ und bezeichnete die Stromschnellen am unteren Dnepr mit Namen. Dabei gab er deren Namen in verschiedenen Sprachen an: in „Rhosisti“, in „Sklawenisti“ und in griechischer Übersetzung.

	<i>Rhosisti</i>	<i>Sklawenisti</i>	<i>Griechisch</i>
1. Stromschnelle:	-	-	Essupi
2. Stromschnelle:	Ulworsi	Ostrowuniprach	
3. Stromschnelle:	Gelandri	-	
4. Stromschnelle:	Aeifor	Neasit	
5. Stromschnelle:	Waruforos	Wulniprach	
6. Stromschnelle:	Leanti	Werutzi	
7. Stromschnelle:	Strukun	Napretzi	[Konstantinos VII. 1967, 56-63].

Der Kaiser hat damit eindeutig bekundet, dass die „Rhos“ keine Slawen waren. Linguisten haben dargelegt, dass die Bezeichnungen in „Rhosisti“ nordgermanisch, die in „Sklawenisti“ slawisch sind [Nitsche 514]. Mir ist nicht bekannt, dass sich Antinormannisten mit diesem Text auseinandergesetzt haben.

Die sowjetische Orientalistin Nina *Pigulewskaja* [1952, 42 ff.] verwies auf die in syrischem Dialekt verfasste Kompilationsschrift des Michael Syrus, auf die ich schon in meinem Bulgarien-Beitrag hingewiesen habe [vgl. Weissgerber 2001, 80 f.]. In dieser ist auch ein ursprünglich griechischsprachiger Text (in Übersetzung) enthalten, der allgemein einem Fortsetzer des Werkes des *Zacharias Rhetor* zugeschrieben wird und im Jahr 555 entstanden sein soll. In dieser Quelle ist von einem Volk der „*Hros*“ die Rede, das damals im Nordosten des Schwarzmeergebietes gelebt haben soll. Diesen Hinweis ha-

ben alle sowjetischen Antinormannisten übernommen. Er gilt als die älteste Erwähnung des Volkes der „Rus“, lange vor dem Eindringen der Waräger. [vgl. z.B. Rybakow 1962, 65]. Normannisten sprachen dagegen von einem „Märchenbericht“, da in dieser Völkeraufzählung auch von einbrüstigen Amazonen die Rede ist. Dies hatte übrigens Rybakow [ebd.] nicht verschwiegen, Marquart [355 ff.] hält trotz der Amazonen (es wurden auch Däumlinge und Hundemenschen genannt) den Text für glaubhaft. Die Hros wurden im Text wie folgt gekennzeichnet:

„Männer mit langen Gliedern, die keine Waffen haben und welche Pferde nicht tragen können, da sie (große) Glieder haben“ [Marquart 356 f.].

Dies deutet auf Schiffshändler hin, die aus dem (germanischen) Norden kamen.

Kurz gehe ich noch auf die *islamischen (arabischen und iranischen) Schriftquellen* ein. In den Reiseberichten des 10. und 11. Jhs. wurden öfters die *ar-Rus* erwähnt, die nördlich des Schwarzen Meeres ein Reich mit der Hauptstadt Kajuba bildeten. Hierbei handelte es sich offensichtlich um Kiew. *Al-Mas'udi* (10. Jh.) schrieb, nach der Version vom Rybakow [1962, 67]:

„Der erste unter den slawischen Königen ist König Dir; er verfügt über große Städte und viele besiedelte Länder“ [nach Rybakow 1962, 67].

Nach Meinung Rybakows könnte dieser mit Dir, dem Vorgänger Olegs in Kiew identisch gewesen sein, was bedeutet, dass dieser ein „slawischer“ Fürst war. In der Übersetzung von Marquart [101 ff.] ist aber nur von einem slawischen Königreich mit dem Namen ad-Dir die Rede, dessen Zentrum nach der Meinung Marquarts [145] Krakau gewesen sein könnte. Mas'udi unterschied zwischen ar-Rus und as-Saqaliba. Nach seiner Darstellung kamen die ar-Rus mit Schiffen vom Norden. Goehrke [125] versuchte, die as-Saqaliba mit den Slawen zu identifizieren. Hierfür spricht eine gewisse Namensähnlichkeit. Marquart [95-103, 330-334] übersetzte aber stets diesen Begriff als „Chasaren“. (Goehrke verschwieg dies, obwohl er laut Anmerkung sich nur auf Mas'udi bezog.)

Ibn-Fadlan beschrieb 921/22 die Wolga-Bulgaren und kam hierbei auch auf eine gerade dort angekommene Händlergruppe der ar-Ros, die die Wolga herabgekommen war, zu sprechen. Als as-Saqaliba bezeichnete er ausdrücklich die ansässigen (wie die Chasaren turksprachigen) Wolga-Bulgaren [Togan 82-98].

Als älteste islamische Schriftquelle, in der die ar-Rus genannt wurden, gilt das Werk des iranischen Geographen *Ibn Chordadbeh* (Ibn Churdadbeh), das im 9. Jh. (846/47) entstanden sein soll. Marquart [390] hat jedoch durch Vergleich mit anderen, z.B. uigurischen Schriftquellen recht überzeugend dargelegt, dass es sich um ein Werk des 10. Jhs. handelt. Laut Rybakow [1962,

64] wies „Ibn Chordadbek“ (sic !) darauf hin, dass „die Russen ein Stamm der Slawen sind“, ohne dies näher zu belegen. Datiert man das zitierte Werk auf das späte 10. Jh., ist Rybakows Deutung kaum zu beanstanden, da inzwischen die „Kiewer Rus“ längst slawisch geprägt waren, was aber für die eigentliche Streitfrage ohne Bedeutung ist. Marquart [202 f.] hat ausführlich aus dem Werk dieses iranischen Geographen zitiert. In diesen Passagen ist allerdings nur die Rede davon, dass Kaufleute, die den ar-Rus angehörten, mit „Slawen“ Handel trieben.

Die von mir erwähnten Schriftquellen (ich könnte die Aufzählung fortsetzen) lassen m.E. nur den Schluss zu, dass die frühesten Rus Germanen gewesen sind. Im heutigen Russland gibt es allerdings wieder (oder noch) Historiker, die gegen die „klassische Normannentheorie“ auch mit bereits widerlegten Argumenten ankämpfen. Diese sollten einen Hinweis von Nitsche [511] bedenken:

„Natürlich kann man die skandinavische Herkunft von Rus akzeptieren, ohne dadurch zum Anhänger der klassischen Normannentheorie in Bezug auf die Staatsordnung zu werden.“

Josef *Marquart* hat in einem Exkurs seines Werkes [353-391] eine eigene Konzeption über die Herkunft des Namens „Rus“ vorgelegt. Wie die sowjetischen Antinormannisten ging er davon aus, dass der Name „Rus“ im nördlichen Schwarzmeergebiet entstanden ist:

„Noch immer sind es die Ufer des Pontos und der Maiotis, wo uns derselbe zuerst in der beglaubigten Geschichte entgegentritt.“ [ebd., 355]

Hierbei verwies er auch auf die „Rosomoni“, die von Jordanes in seiner *Getica* [24. Kap.], im Zusammenhang mit der Ermordung des Ostgotenkönigs Ermanarich, erwähnt wurden. Sowjetische Historiker sahen in diesen die Vorläufer der „Rus“ und ihre frühe Erwähnung als weiteren Beleg dafür, dass die frühen Rus tatsächlich Slawen waren. Marquart betrachtete dagegen den Namen „Rosomoni“ als Beinamen der (aus Dänemark stammenden) germanischen Heruler, deren Anwesenheit im Nordosten des Schwarzen Meeres im 4. Jh. gut belegt ist. (Andere Heruler zogen nach Südost- und Südeuropa.) Marquart ging davon aus, dass die Schwarzmeer-Heruler auch in den folgenden Jahrhunderten dort blieben und weiter „Ros“ genannt wurden. Hierbei bezog er sich auch auf das Völkerverzeichnis des „syrischen Anonymus“ von 555. Seine umfangreichen Darlegungen kann ich hier nicht wiedergeben. Die Schlussfolgerung lautete:

„Als Resultat der obigen Darlegungen ergibt sich somit mindest die Wahrscheinlichkeit, dass sowohl mit den Rosomoni der großen Hel-

densage als mit den Hros des syrischen Anonymus die Heruler gemeint sind, womit von selbst folgt, dass Hros eine Kurzform des Volksnamens Rosomoni darstellt.“ [ebd., 382]

Nach dieser Hypothese lebten die frühen „Ros“ doch im Süden Russlands. Ihr Name wurde später wegen rassischer, sprachlicher und ethnischer Ähnlichkeiten/Gemeinsamkeiten auf die ebenfalls nordgermanischen Waräger übertragen.

Hiergegen wurde vor allem auf die große zeitliche Differenz zwischen Herulern (zuletzt 357), Hros (555) und Warägern hingewiesen, die die Übertragung des Volksnamens unwahrscheinlich erscheinen lassen. Dieses Argument entfällt, wenn man von der Phantomzeit-Theorie ausgeht. Auch hilft diese Theorie, dubiose Schriftquellen, die dem 9. Jh. zugeordnet werden und deren Inhalt sehr umstritten ist, als das zu bewerten, was sie wirklich sind: Fälschungen des 10. Jhs., die dem Wissen dieses Jahrhunderts entsprechen!

9. Nachbemerkungen

Uwe Topper schrieb 1995 in dieser Zeitschrift:

„Carsten Goehrke [1992], Prof. für Slawistik in einem neutralen Land (Zürich), erlaubt sich darauf hinzuweisen, daß die in Rußland durchgeführte Slawenforschung mit Wissenschaft wenig zu tun hat, da sie von den Ansprüchen der Sowjetideologie geprägt ist. Zu Recht. Dennoch ist auch seine umfangreiche Arbeit nicht frei von unwissenschaftlichen Ideologien und Prämissen (,Indogermanistik’).

Die sowjetrussischen Historiographen standen vor einer ungeheuer schwierigen Aufgabe: Sie mussten hinsichtlich der Ethnogenese der Russen nicht nur die Primitivismen des marxistischen Geschichtsmodells einhalten, sondern auch noch die Entstehung von Mütterchen Russland aus den skandinavischen Rus und dem byzantinischen Christentum widerlegen und an die leere Stelle ein heidnisches slawisches Urvolk setzen, von dem es bis dato keine Anzeichen gegeben hatte. Aberwitzige Theorien und linguistisch wie anthropologisch unhaltbare, oft völlig frei erfundene ‚Ableitungen‘ mussten erhalten, um Stalins Forderungen zu erfüllen. Da auch die archäologischen Befunde und Grabungsberichte von vielfachen Fälschungen zu diesem Zweck durchsetzt sind, fehlt der heutigen Forschung der Überblick, dieses Konstrukt zu sichten. Es bliebe eigentlich nur übrig, sämtliche Veröffentlichungen - damit meist auch die davon abhängigen westeuropäischen - in Bausch und Bogen abzu-

lehnen und noch einmal bei der Situation vor 1900, also vor der Geburt des Panslawismus anzufangen.“ [Topper 1975, 463 f.]

Keine dieser Behauptungen kann ich akzeptieren (auf einige bin ich in diesem Beitrag schon eingegangen). *Panslawisten* gab es auch schon in der Mitte des 19. Jhs. und wurden z.B. auch von Marx und Engels bekämpft. Der *Normannenstreit* begann schon am 25. November 1749 mit dem denkwürdigen Streitgespräch zwischen Gerhard Friedrich Müller und Michail Lomonossow in der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften. Entschieden muss ich der *Pauschalverurteilung* der sowjetischen Archäologen und Historiker widersprechen. Ich bin überzeugt, dass Topper sich kein eigenes Bild gemacht hat (sein Literaturverzeichnis enthielt keinen einzigen sowjetischen Beitrag, obwohl es viele deutsche Übersetzungen gab). Als einzigen Gewährsmann gab er Goehrke an, wobei er anscheinend nur die (polemisch zugespitzte) Einleitung seines Werkes von 1992 zur Kenntnis genommen hat, aber die Analysen Goehrkes im Hauptteil seines Werkes, die sich vorwiegend auf Arbeiten sowjetischer Historiker stützten, völlig unbeachtet ließ. Ich fand keine Bemerkung Goehrkes, in der die Redlichkeit der sowjetischen Archäologen angezweifelt worden ist. Natürlich kritisierte er Auffassungen einiger sowjetischer Historiker (Meinungsstreit gehört zur wissenschaftlichen Arbeit), aber auch diese Polemiken trugen durchweg sachlichen Charakter.

Unbestreitbar ist natürlich, dass es den sowjetischen Historikern vor der „Glasnost“ (ab 1987) nicht möglich war, die *sowjetische Zeitgeschichte (ab 1917)* ohne ideologischen Vorgaben zu beschreiben oder gar zu analysieren. Die Verbrechen des Stalinismus wurden auf Befehl Stalins verschwiegen („Weiße Flecken“), ermordete Revolutionäre (Bucharin, Trotzki und viele andere) wurden zu „Unpersonen“.

Dieser Satz gilt aber nicht, soweit es um Probleme der *frühen russischen Geschichte* ging. Zu dieser erfolgten umfangreiche und konkrete Forschungen und es wurden auch viele *konträre* Beiträge veröffentlicht. Tiefgehende Diskussionen erfolgten vor allem bis 1934 und später wieder ab 1956 [vgl. Weissgerber 1974; 1975]. Eigentliche „Tabus“ gab es zur frühen Geschichte nur in der unmittelbaren Stalinzeit, die sich auf drei Thesen beschränkten:

- die Annahme einer „Sklaventaltergesellschaft“ zwischen Urgesellschaft und Feudalismus,
- die Marrsche (nicht: Marxsche) „japhetische Theorie“ und
- den nationalistisch bestimmten „Antinormanismus“.

Keine dieser Thesen stammte von Karl Marx. Konkret sah der Umgang mit diesen „Tabus“ so aus, dass viele Historiker formal diese Thesen ihren Aus-

fürungen voranstellten, was sie dann aber nicht daran hinderte, in der konkreten Darstellung auf Grund von Forschungen eigene Auffassungen zu vertreten, die objektiv den Grundthesen widersprachen. Es geht zu weit, hier das Problem der „*Sklavenhaltergesellschaft*“ darzulegen. Nach 1956 wurde diese von vielen Historikern abgelehnt, wie ich in meinem Beitrag von 1974/75 ausführlich dargelegt habe. (Ich schloss mich, auch mit neuen Argumenten, den Auffassungen von Prigoshin – vor 1934 – und Kobischtschanow – nach 1956 – an, dass es zwischen Urgesellschaft und Kapitalismus nur eine Gesellschaftsformation gab, die Karl Marx in den Entwürfen eines Briefes an Vera Ssassulitsch als „sekundäre Formation“ bezeichnet hat.)

Den Kaukasologen Nikolai *Marr* hatte ich in diesem Beitrag schon erwähnt. Er erbrachte bedeutende wissenschaftlichen Leistungen, lehnte aber die „Indogermanistik“ ab und behauptete allen Ernstes, dass die Sprachen Klassencharakter tragen und dass mit dem Übergang zu einer höheren Gesellschaftsformation notwendig auch neue Sprachen entstehen mussten. Aus den vielen isolierten Sprachen der „Urgesellschaft“ seien zu Beginn der Feudalzeit neue Sprachen entstanden. Diese „*japhetische Theorie*“ galt bis 1950 als obligatorisch, bis Stalin [1950 passim] selbst gezwungen war, sie wegen ihrer Unwissenschaftlichkeit zu verdammen. Ich möchte bemerken, dass Toppers Thesen in vielem (abgesehen natürlich von der „Klassenfrage“) der japhetischen Theorie entsprechen.

Ich hatte schon dargelegt, dass vor 1934 die meisten sowjetischen Historiker (wie der damalige „Geschichtspapst“ Pokrowski) *Normannisten* waren und dass nach 1956 einige sowjetische Historiker [wie Alpatow 1979] auf normannistische Argumente hinwiesen und versuchten, den Normannenstreit zu überwinden. In diesem Zusammenhang möchte ich nicht unerwähnt lassen, dass sogar der „Stalinist“ *Grekow* zunächst versuchte, normannistische und antinormannistische Positionen einander anzunähern [vgl. Nitsche 514] und dass er in seinem in diesem Beitrag erwähnten Hauptwerk, das immerhin (in russischer Originalfassung) 1953 erschien, auch normannistische Argumente vorgetragen hat.

Missverständlich sind auch Toppers Bemerkungen über die „Primitivismen des marxistischen Geschichtsmodells“. Mir liegt es fern, in dieser Zeitschrift eine Diskussion über den Philosophen und Revolutionär Karl *Marx* zu beginnen. Hier geht es um den Historiker Marx, dessen geschichtliche Analysen bis jetzt noch kein seriöser Gegner als „primitiv“ bezeichnet hat. Um sich ein richtiges Bild zu machen, muss man jedoch die Werke von Marx selbst lesen und darf seine Auffassungen nicht mit den Thesen des „Marxismus-Leninismus“ Stalinscher Prägung identifizieren. Seit mindestens 1844 hat sich Marx auch konkret und m.E. auf sehr hohem wissenschaftlichem

Niveau mit Problemen sowohl der alten und mittelalterlichen, als auch der russischen Geschichte befasst [vgl. hierzu Weissgerber 1980; 1983a; 1983b; 1984]. Karl Marx war übrigens ein entschiedener Gegner des (panslawistisch agierenden) Zarismus und betonte, Schlözer folgend, dass die russische Herrscherfamilie von Germanen abstammt [Marx 1971, 798-802; vgl. auch Berthold]. So gesehen, war Marx Normannist!

Weitere Literatur

- Berthold, Werner (2001): „A.L.Schlözer“; in: *Neues Deutschland* (Berlin), 11.8.
- Dvornik, F. (1956): *The Slavs. Their Early History and Civilization*; Boston (Druckfehlerberichtigung)
- Grekow, Boris (Hg.; 1953): *Otscherki istorii SSSR. Period feodalizma* (Geschichte der UdSSR. Die Periode des Feudalismus) Bd. I.; Moskau (Originalfassung des 1957 in deutscher Übersetzung veröffentlichten Werkes)
- Hellmann, Manfred (1968): „Neue Forschungen zur frühen Geschichte des Kiewer Reiches“; in: *Frühmittelalterliche Studien*. II, 398-414
- Linnenkohl, Erich (1995): *Die Wenden und die „Slawen“ genannten Völker. Sprachliche Widerlegung der These von den „slawischen Völkern“*; Frankfurt/Main (Dieses Büchlein sandte mir freundlicherweise Heinrich Becker zu)
- Rawdonikas, W. / Ljapuschkina, K. (1959): „Ob otkrytii w Starii Ladoge runitscheskoj nadpisi na derewje w 1950 godu“ (Zur Entdeckung einer Runen-Holzinschrift 1950 in Alt-Ladoga); in: *Skandinavskij sbornik* IV. 23-44
- Schramm, Gottfried (1981): „Gentem suam Rhos vocari dicebant. Hintergründe der ältesten Erwähnung von Russen (ca. 839)“; in: Ulrich Haustein u.a. (Hg.): *Ostmitteleuropa*; Stuttgart, 1-10
- (1982): „Die Herkunft des Namens Rus. Die Kritik des Forschungsstandes“; in: *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte* XXX, 7-49
 - (1986): „Sechs warägische Probleme“; in: *Jahrbuch für Geschichte Osteuropas*. Neue Folge. S. 363 - 373 (Diese drei Aufsätze lagen mir bis Redaktionsschluss nicht vor.)
- Togan, Ahmed Zeki Validi (1939): *Ibn Fadlan's Reisebericht*; Leipzig
- Wattenbach, W. (1885): *Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter*. Bd. I; Berlin
- Weissgerber, Klaus (2000): „Zur islamischen Phantomzeit“; in: *ZS* XII (3) 419-448
- Widera, Bruno (1962): „Zur Normannenfrage in der Frühgeschichte Rußlands“; in: *Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas*. VI. 423-432

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstraße 6

Polen im frühen Mittelalter

Der Schock bei den Arbeiten an der Yamal-Pipeline

Gunnar Heinsohn

I. Bisherige Fundlage

Polnische Historiker versuchen erst gar nicht, für Polens Epoche von 623 bis zur Geburt seines ersten Königs Mieszko vom Stamme der Polanen im Jahre 921 Geschichte zu schreiben. Der Beginn des polnischen Staates wird oft mit Mieszkos Thronbesteigung um das 963 gleichgesetzt. Da man eigene Texte aus den drei Jahrhunderten ohnehin nicht hat, begnügt man sich mit Hinweisen auf Einhards *Vita Caroli Magni* und Fredegar (typisch und leicht zugänglich für Internetnutzer etwa Szczytna [2002]). Beide Texte können mit ihren vielfältigen Details aus dem 11. und 12. Jh. nicht vor 1150 verfasst worden sein und taugen deshalb weder etwas für eine deutsche noch für irgendeine andere frühmittelalterliche Geschichte [Illig 1998; 1999; Heinsohn 2000; Heinsohn/Sidorczak 2001].

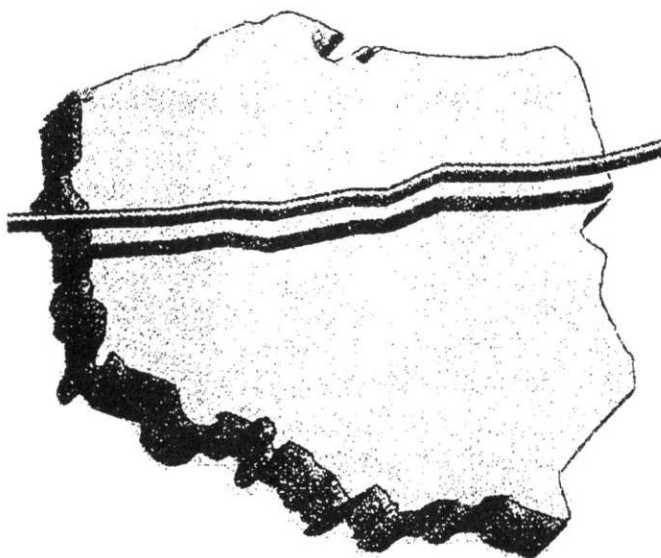
Um überhaupt etwas für diese dreihundert polnischen Jahre herausbekommen zu können, sind die lokalen Gelehrten ganz und gar auf Ausgrabungen angewiesen. Im Weichseldelta waren diese bekanntlich vergeblich geblieben, obwohl dort auf einmalige Weise die Spezialisten von zwei Nationen hintereinander – erst die Deutschen und dann die Polen – mit großem Ehrgeiz über viele Jahrzehnte hinweg den Boden durchsucht haben ist [Heinsohn 2001].

In Polens bzw. Großpolens (*Wielkopolska*) frühesten Zentralstädten Gnesen (Grab des Heiligen Adalbert) und Posen (die kürzlich entdeckte 970er Kapelle Dobrawas, der böhmischen Gattin Mieskos, unter der gotischen Liebfrauenkirche [Oljasz 1999]) liegen deutlich identifizierbare sakrale Bauten nicht vor dem 10. Jh. vor. Die protopolnischen Stämme sollen zwischen Oder und Bug zwar zwischen dem 7. und 10. Jh. eifrig herumgeschweift sein, aber überzeugende Belege dafür ließen sich bisher nicht beibringen. Für Kleinfunde sieht es ebenso düster aus. In Posens archäologischem Museum (*Skarby Muzeum Archeologicznego w Poznaniu*) wird die schmerzhaft Lücke für den Besucher besonders schnell anschaulich. Man springt dort von gut datierbaren Objekten der Römerzeit mit Münzen bis hin zu Placidus Valentianus Marcus (425-455; Fundliste in Chlodnicki [1996, 39-48]) direkt zu der

ältesten mittelalterliche Münze, die erst gut 500 Jahre später angesetzt werden kann. Sie stammt vom Engländer Ethelred (959-975). Von insgesamt 20 Denaren der Zeitspanne 959-1002, die das Museum beherbergt oder zumindest vor dem Krieg einmal im Bestand hatte, stammen allein zehn von bayrischen Fürsten (Fundliste in Chlodnicki [1996, 48 f.]).

II. Die archäologische Pipeline

Neue Hoffnung auf eine mögliche Verifizierung der Existenz des frühen Mittelalters keimte nicht nur in Polen, sondern in ganz Europa auf, als sich



Die 682-km-Trasse der polnischen Gaspipeline mit 724 Fundstätten [Adamczyk/Gierlach 1998, 16]

den polnischen Ausgräbern eine in der Geschichte der Archäologie noch nie gebotene Chance eröffnete. Es ging um die 4.000 km lange *Yamal-Europe-Gas Pipeline* von Sibirien nach Westeuropa, für die im polnischen Abschnitt ein 682 km langer Tiefgraben ausgeworfen werden musste:

„Die Idee einer so enormen Ausgrabung, die das gesamte Land von Ost nach West durchzieht, konnten sich selbst die romantischsten Köpfe unter den Archäologen Polens nicht vorstellen“ [Gassowski 1998, 9].

1993 aber begannen sie mit ihrer Arbeit und fanden dabei nach und nach 724 Fundstätten. Längst sitzen sie an den insgesamt 17 Dokumentationsbänden über ihre imponierende Ausbeute.

An den 142 größten Fundstellen wurde noch vor der Fertigstellung der Trasse professionelle Sicherungsausgrabungen durchgeführt. Weitere 166 wurden vor dem Legen der Rohre im Grabenstich stratigraphisch abgesucht. An den übrigen – durchweg kleineren Plätzen – wurden Überprüfungen beim Öffnen der Trasse vorgenommen. 314 Siedlungen, Lagerplätze und Produktionsstätten hat man lokalisiert. Bei den übrigen 410 Stätten ging es vorrangig um Räuchergruben, Vorratsräume, Kalk- und Keramiköfen, heidnische Heiligtümer sowie 28 Friedhöfe. Insgesamt 450.000 m² wurden von der anthropologischen Vermessung über die Pollenuntersuchung bis hin zur Radiokarbondatierung einer archäologischen Feinanalyse unterzogen [Adamczyk/Gierlach 1998, 18]. Und dennoch wurde man bei allem berechtigten Stolz nicht wirklich glücklich. Denn die nun schon so lange und mittlerweile beinahe verzweifelt gesuchte frühmittelalterliche Formationsperiode des polnischen Staates zwischen dem 7. und 10. Jh. ist einmal mehr fundlos geblieben. Im Bericht wird das allerdings eher diplomatisch ausgedrückt, wenn es heißt, dass die Fundstücke chronologisch

„alle *bedeutenderen* archäologischen Kulturen abdecken, die in Polen vorkommen, – von den Jägern und Sammlern der jüngeren Altsteinzeit über die ersten Landwirtschaftskulturen hin zu den Siedlungen der Bronze- und frühen Eisenzeit – zeitgleich mit der berühmten Siedlung in Biskupin – bis hoch zum Beginn des polnischen Staates. [...] Besonders spektakulär ist [...] ein Komplex von Heiligtümern der Przeworsk Kultur aus den ersten Jahrhunderten AD [...] sowie ein reicher Friedhof der Wielbark Kultur aus der Römerzeit und verbunden mit der Anwesenheit von Goten in Kowalewko“ [Adamczyk/Gierlach 1998, 20; Fettkursivdruck G.H.].

Der Schock über das Fehlen der frühmittelalterlichen Periode in der Yamal-Trasse wird dann ausführlich, aber eben doch nur indirekt dadurch ausgedrückt, dass für die Perioden *vor* dem 6. und *nach* dem 10. Jh. informationsreiche und wunderschön mit Farbfotos der besten Artefakte bebilderte Artikel

abgeliefert werden, für die Jahrhunderte *dazwischen* jedoch nobles Schweigen bewahrt wird [Chlodnicki/Kryzaniak 1998a, passim].

Was wird da berichtet? Dass die Goten bereits im 3. Jh. ihren Abzug aus dem jetzigen Polen in die Schwarzmeer-Ukraine beginnen und dort ihr ostgotisches Reich errichten, bestätigt sich. Ihr Friedhof in Kowalewko wird lediglich bis „220 AD“ genutzt [Makiewicz 1998, 55]. Spätestens im 6. Jh., in dem Jordanes sie noch für Großpolen erwähnt, haben die Goten das Weichselgebiet verlassen.

Römische Kleinfunde der Pipeline-Ausgrabung reichen sicher bis in das 4. Jh. [Bednarczyk 1998, 84-97]. Mit den jetzt schon in polnischen Museen liegenden Kaisermünzen kommt man noch ein Jahrhundert weiter. Die byzantinischen Münzen (Danzig) schließlich führen in das frühe 7. Jh. Der polnische Staat beginnt aber nun einmal nicht vor 963. Und erst für die Periode nach diesem Zeitpunkt werden die Pipelineausgräber auch wieder fündig. Vor allem der Friedhof von Danilowe Male am Narew, wo man 50 Gräber untersucht hat, brachte Überreste einer Kultur ans Licht, die man – als sogenannte Dregowicz-Siedlungen – schon aus West- bzw. Weißrussland kannte [Krasnodebski 1998]. Die Funde konnten in das 11. Jh. datiert werden. Rätselhafterweise wurden die ihnen entsprechenden weißrussischen Artefakte aber „in das frühe Mittelalter datiert“ [Krasnodebski 1998, 102]. Die Russen hatten von unten nach oben gezählt, mussten also über den Funden der spätantiken Zeit das 7. Jh. beginnen lassen, während die Polen die offenkundigen Verbindungen von Danilowe nach Westen nicht außer Acht lassen konnten und deshalb für die Dregowicz-Artefakte auf das 11. Jh. erkennen mussten. Beide gemeinsam bekommen dann – und nur dann – Recht, wenn mindestens drei Jahrhunderte aus der Chronologie herausgenommen werden.

III. Fazit

Wenn die Ausgräber der Yamal-Pipeline davon sprechen, dass die 724 Fundstätten lediglich alle „*bedeutenderen*“ [more important] archäologischen Kulturen, wie sie in Polen vorkommen“, abdecken, dann haben sie durchaus meisterhaft formuliert. Denn die frühmittelalterliche Entstehungszeit des polnischen Staates wird zwar als überaus bedeutend empfunden, aber sie kommt archäologisch in Polen in der Tat nicht vor. Das war schon bisher schwer zu ertragen. Und nun ist nach der extensivsten Ausgrabung der Weltgeschichte einmal quer durch das ganze Land – für die Zeit zwischen Gotenab-

zug/Spätantike (5.-7. Jh.) und polnischem Königtum (10. Jh.) wieder nichts gefunden worden ist.

Wuchtiger als mit der 682-km-Ausgrabung in Polen ist ein – wenn auch indirekter – Falsifizierungsversuch an der Illigschen These einer frühmittelalterlichen Phantomzeit noch nicht geführt worden. Und er wurde mit der schärfsten Waffe überhaupt, mit der stratigraphischen Grabung also, exekutiert. Die These hat standgehalten. Die gescheiterten Köpfe aus der herrschenden Lehre – der Dogmatiker sei hier lediglich mit Barmherzigkeit gedacht – werden also auf etwas Neues verfallen müssen, wenn sie ihr chronologisches Konstrukt retten wollen.

Literatur

- Adamczyk, K., Gierlach, M. (1998), „The Archaeology of the Transit Gas Pipeline: Idea – Conception – Practice“, in Chlodnicki/Kryzaniak 1998a, 15-22
- Bednarczyk, J. (1998), „Everyday Life in the Roman Period“, in Chlodnicki/ Kryzaniak 1998a, 73-98
- Chlodnicki, M. (1996), *Die Schätze des Archäologischen Museums zu Poznan*, Poznan (polnisch und deutsch)
- Chlodnicki, M., Kryzaniak, L., Hg., (1998a), *Pipeline of Archaeological Treasures*, Poznan
- (1998b), „The Pipeline of Archaeological Treasures“, in Chlodnicki/Kryzaniak 1998a, 23-26
- Galezowska, A. et al. (1999), *Muzeum Archeologiczne w Poznaniu : Pradzieje Wielkopolski*, Poznan
- Gassowski, J. (1998), „The Great Archaeological Dig“, in Chlodnicki/Kryzaniak 1998a, 9-12
- Heinsohn, G. (2000), „Kaiserelefanten des deutschen Mittelalters“, in *ZS*, 12, (2) 228-233
- (2001), „Danzig und die rätselhafte frühmittelalterliche Chronologielücke des Weichseldeltas“, in *ZS*, 13 (3) 440-462
- Heinsohn, G., Sidorczak, J.-M. (2001), „Gibt es Slawen betreffende Schriftquellen aus dem frühen Mittelalter?“, in *ZS*, 13 (2) 200-212
- Illig, H. (1998), *Das erfundene Mittelalter* (1996; Erstfassung 1992 unter dem Titel *Karl der Fiktive, genannt der Große*), München · Düsseldorf
- (1999), *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*, München
- Krasnodebski, D. (1998), „Medieval Borderland Inhabitants“, in Chlodnicki/ Kryzaniak 1998a, 99-113

- Makiewicz, T. (1998), „The Goths in Greater Poland“, in Chlodnicki/Kryzaniak 1998a, 49-72
- Oljasz, T. (1999), „Searching for Poland’s Foundations“, in *Warsaw Voice*, 22. August, S. 7
- Szczytna, L. (2002), „Notes on Polish History. Part One (623-1018)“, <http://slavic.freeservers.com/Poland1.html>

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

*

Corrigendum zu *Zeitensprünge*, Nr. 4/2001, S. 644, Abb. 11;
G. Heinsohn, „Karl der Einfältige...“

Als Abb. 11 wurde aus Versehen nicht der in der Bildlegende beschriebene merowingische Ebroin-Denar, sondern ein Pippin-Denar gezeigt, der als erste „karolingische“ Münze den eigentlichen Karolus-Münzen direkt vorausgeht. Dieser Pippin-Denar illustriert die Textpassage auf S. 656 unten. Der fehlende Ebroin-Denar wird hier – in der von Christoph Stadler beschafften – Abbildung nachgeliefert. Die beiden Gruppen von drei Punkten unter und über dem Kreuz werden als Davidstern bzw. Salomo-Siegel interpretiert.

Ebroin-Denar [aus Blanchet 1912, 246]



Neue Aspekte über das Wesen der Franken

Eberhard Schwerdtel

„Ein Historiker ist vor allem jemand, der nicht selbst dabei war.“ *Frithiof Brandt*

Thesen

1. Etymologisch kommt Franken von frank und nicht umgekehrt.
2. Die Franken sind kein germanisches Volk per se. Im Gegensatz zu den sesshaften oder wandernden germanischen Völkern der Völkerwanderungszeit entstanden frankische Völker und damit neue Franken jedes Mal automatisch, sobald sich das Römische Imperium wieder einmal ein Stück weit aus Gallien und/oder Germanien zurückziehen musste.

Bisherige Ansicht über das Wesen der Franken

Es scheint in den heutigen Köpfen die fest verwurzelte Meinung zu bestehen, dass die Franken der Völkerwanderungszeit nichts anderes waren als ein germanisches Volk wie zum Beispiel die Wandalen oder die Goten auch. Diese Franken haben ihre Heimatgebiete in der Gegend von Friesland [Pu. = Putzger 38, 41] verlassen, sind in die Gebiete des heutigen Frankreich eingedrungen und haben dort ihr Reich (ihre Reiche) errichtet, gleich wie die Westgoten beispielsweise ihres im heutigen Spanien. Diese Reiche bzw. das dominierende dieser Reiche münden bzw. mündet schließlich – nach herrschender Lehre – ein in das umfassende Reich Karl des Grossen. Das Ende kommt dann mit dem Zerfall des umfassenden Reiches und dessen Aufteilung unter die Söhne. Hierbei wird stets vorausgesetzt, dass die Franken die Oberschicht der Wohnbevölkerung waren und allein das Sagen hatten.

Als Beispiel hierzu zitiere ich die *Brockhaus Enzyklopädie* [1996]. Diese schreibt unter dem Stichwort »Franken« Folgendes:

„»Kühne«, später »Freie«; germ. Stammesverband oder Großstamm, gebildet durch den Zusammenschluss von Kleinstämmen der Rhein-Weser-Germanen, wie Chamaven, Chattuarier, Brukterer, Ampsivarier, Usipeter, Tubanten, Chasuarier u.a. Dieser Stammesbund wurde erstmals zw. 257 und 260 fassbar, als fränk. Gruppen immer wieder nach Gallien vordrangen . [...]

Teile des fränk. Teilstammes der Salier (salische F.) vom Niederrhein setzten sich um die Mitte des 4. Jahrh. in Toxandrien (Nordbrabant) als Bundesgenossen (Foederaten) Roms fest. Daneben dienen F. nach 360 als Söldner im Spätrom. Heer und wurden zahlreich in N-Frankreich und Belgien angesiedelt.

Bis zu CHILDERICH I. (bis 482) als Foederaten Roms dienend, waren sal. F. wesentlich an der Expansion nach N-Gallien beteiligt (Ende 5. Jh.), die den Grund zur Bildung des Fränkischen Reiches unter CHILDERICHS Sohn und Nachfolger CHLODWIG I. (bis 511) legte. Unter CHLODWIG I. erfolgte der Übertritt zum Christentum . [...]

Die heutige französisch-dt. und französisch-fläm. Sprachgrenze ist das Ergebnis einer Rückbildung des germ. Sprachelements in Gallien (Re-romanisierung), eines Ausgleichvorgangs, in dem sich die zahlenmäßige Unterlegenheit der fränk. Eroberer gegenüber der gallorom. Bevölkerung widerspiegelt .“

Etymologische Aussagen über die Stichworte »frank« und »Franken«

Ausgehend von der heute kaum noch verwendeten Alliteration bzw. tautologischen Formel „frank und frei“, bin ich der Frage ob »Franken« mit »frank« zusammenhängt, nachgegangen. Beginnend zeigte sich, dass in neueren Nachschlagewerken, z.B. dem *Duden Herkunftswörterbuch* [1997] »frank« als von »Franken« abgeleitet bezeichnet wird.

Im *Etymologischen Wörterbuch des Deutschen* findet sich unter dem Stichwort «frank» wesentlich ausführlicher unter anderem Folgendes:

„Adj. offen, frei; Entlehnung von afrz. franc (als Gegensatz zu hörig, untergeben); frei, kühn, edel von Geburt, freimütig, offenherzig; das voraussetzende germ. Adjektiv bildet die Grundlage für den Volksnamen der Franken (spätlat. Franci). Nimmt man Verwandtschaft mit frech an, so verstehen sich die Franken als die Mutigen, Kühnen. Sie gelten als Oberschicht im frk. Reich, als die Freien im Gegensatz zur hörigen galloroman. Bevölkerung.“

Sehr ausführlich wird das Stichwort »frank« von den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm [*Deutsches W.*, 1860] abgehandelt. Unter diversen anderen Zitaten steht Folgendes:

„Möser 6, 139 schreibt: bei dem grössten fortgange ihrer waffen schickten die niederrheinischen völker eine botschaft nach Cöln, um dieser stadt glück zu wünschen, dasz sie nunmehr f r a n k unter f r a n k e n völkern sein könnte.“

Dieses Zitat erschien mir, vor allem wegen des Plurals »völkern« so wichtig, dass ich dieses im Originaltext von Möser aus dem Jahre 1780 nachlesen wollte, was wegen einer vollständigen Neuausgabe von 1965 keinerlei Schwierigkeiten verursachte. Möser schreibt eine Menge über die Franken [Möser 186 ff.]. Ich zitiere:

„§19 Vermutlich entstehen darin die Franken

Die Unternehmung des Claudius Civilis setzte ganz Deutschland in Erstaunen a), und die Verbundene mogten nach ihrer Befreiung von dem römischen Joche zuerst Franken genannt werden, in der Folge aber diesen Namen denjenigen von ihren Bundesgenossen lassen, welche ihre Freiheit zuletzt behaupteten. Der Ursprung der Franken kann wenigstens füglich in diese Zeit gesetzt werden, obgleich die Römer ihnen die Freiheit und den Namen davon nicht eher zugestehn konnten, bis die Zeit dessen Ursprung verdunkelt hatte. Bei dem grössten Fortgange der Waffen schickten die niederrheinischen Völker eine Botschaft nach Köln, dessen sich die Römer seit langer Zeit zu ihrem Waffenplatze hier unten bedienten, um dieser Stadt Glück zu wünschen, dass sie nunmehr *frank* unter *franken* Völkern sein könnte; zugleich aber auch, um die Niederreissung ihrer Stadtmauern zu fordern, damit ein ehrlicher Deutscher, ohne seine Waffen abzulegen, wie auch ohne Zoll und ohne Wache über den Rhein gehen könne. Man erkennet daraus ungefähr ihre weitesten Absichten und wird durch die Folge überzeugt, dass die Gefangenschaft der Vellede keine schlimme Veränderung in unserer Gegend und dem bisherigen System hervorgebracht habe.

a) *Magna per Germanias Galliasque fama, liberatis autores celebrabantur.* Tac. Hist. IV. 17. Man kann dieses übersetzen: sie wurden als Franken gepriesen. Ich weiss zwar wohl, dass der Namen der Franken zuerst beim Vopisco in Aurel. c. 7 und ums Jahr 253 oder 255 vorkömmt. Allein, da unter demselben ganz unstreitig die Chatten, Sicamber, Tenkter und andere benachbarte Völker verstanden sind, wie Grupe in obs. de primis Francor. sedibus I §2 ausser allen Zweifel gestellt, mithin ein Zeitpunkt angenommen werden muss, worin diese Völker als liberati sive exempti (denn frank und frei bezeichnet keinen liberum originarium) haben erscheinen können, so finde ich in der Geschichte keinen bequemern als diesen, dessen Entfernung hinreicht, jene Völker in den ruhigen Besitz dieses Namens zu setzen. Denn so wenig die Spanier *freie Niederländer* kennen wollten, ebensowenig mogten die Römer in den nächsten Provinzen am Niederrhein *Franken* wissen wollen. Es gehörte einige Zeit dazu um ihnen diese Benennung geläufig zu machen, und wenn sie beim Vopiscus zuerst vorkömmt, erscheinen sie schon mit allem Ruhme der freien

Niederländer; und man kann von jenen alten wie von diesen neuen Franken sagen: gens est non tam lata quam valida [...] Man erkennt auch schon ihren Ton in ihrer Anrede an die Stadt Köln: liberi inter liberos eritis. Tac. Hist. IV. 64.

§20 Und behaupten sich die Chatten als Franken

Die Chatten schienen zuerst den Namen der Franken zu behaupten a). Sie fielen auf die Cherusker und verjagten deren König Chariomer, weil er zu mächtig und mit der Zeit ein gefährlicher Nachbar werden konnte . [...]

a) Die Chatten zeigten dem Domitian, dass sie wirklich Franken waren. [...] Allein, die Wahrheit lautet also: Ergo (Catti etc.) sustulerant animos et jugum excusserant (ils s'etoient *affranchis*) [...] und die Römer hatten das diesseitige Ufer des Rheins gewiss verloren [...] und aus der grossen Verlegenheit, worin sich Domitian nach der markomannischen Niederlage befand, leicht zu schliessen ist. Unter jenen *affranchis*, oder Franken, sind nach allen Umständen die Chatten, Usipeter, Tenkter und Sicamber zu verstehen . [...] Wie sie denn 170 Jahre später den Namen der Franken von den Römern erhielten.“

Primäre Beurteilung

Nach meiner Beurteilung der Zitate scheint Möser in seiner Gesamtaussage wohl sehr kompetent zu sein, jedoch weicht seine Meinung erheblich von der heute gültigen ab. Nach ihm „entstehen die Franken“, „wurden sie als Franken gepriesen“, „sie erscheinen (bei Vopiscus) schon mit allem Ruhme der freien Niederländer“, schreiben als stolze Franken Briefe an die Stadt Köln, wobei sie den Plural „franke Völker“ benützen. Diese Aussagen von 1780 wurden in den seitdem verflossenen mehr als 200 Jahren aus mir unbekanntem Grund nicht oder wenigstens kaum ins Bewusstsein der Geschichtswissenschaft aufgenommen. Da dies ein gewichtiger Faktor ist, bleibt die etymologische Frage nach dem Namen der Franken vorerst quasi in einer Pattsituation ungelöst.

Geschichtliche Beurteilung

Um aus der Pattsituation heraus zu kommen, wurde das Problem «Franken» von mir weiter geschichtlich vergleichend angegangen. Hierbei wurden unter der Annahme, dass Möser recht hat, die Ereignisse des Übergangs vom Römischen Imperium zum Reich Karl des Großen bezüglich der geschichtlichen

Kontinuität und Sinnggebung überdacht und mit den bisherigen Darstellungen verglichen. Hierzu benutzte ich den *Historischen Weltatlas* von Putzger.

Für den angegebenen Vergleich wurden, abgeleitet von Möser, folgende Kriterien als gegeben angesehen:

- »frank und frei« bedeutet frei gemacht, befreit, und zwar vom Joch des Römischen Imperiums;
- »Franken« ist von »frank« abgeleitet; die Franken sind daher kein germanisches Volk per se. Franken ist vielmehr ein Sammelbegriff für alle diejenigen, denen es gemeinsam ist, dass es ihnen irgendwann gelungen ist, das römische Joch abzuschütteln. Gemeinsam haben diese franken Völker demnach nur das vorhergehende Los als Wohnbevölkerung einer von den Römern bezwungenen und unterjochten Gegend;
- Die Franken unterscheiden sich auf Grund der vorhergehenden Annahme zwangsläufig bezüglich Volkszugehörigkeit, Abstammung, Sprache, Kultur;
- Die Franken bilden im Allgemeinen keine Oberschicht, sondern bezeichnen die jeweils vollständige Wohnbevölkerung eines Gebietes, auch eine romanisierte gallische.

Erstes Auftreten der Franken (1. Test)

Die Situation am Niederrhein zur spätrömischen Zeit sieht wie folgt aus: Das Römische Imperium beherrscht als zentralistische Macht den Rhein als wichtigste Verkehrsader. Links des Rheins besteht die allgemeine Wohnbevölkerung aus abhängigen Germanen verschiedener Stämme (GERMANIA INFERIOR), rechts des Rheins aus freien Germanen (Friesen, Sachsen, weiter südlich Chatten; GERMANIA MAGNA). Etwa zwischen dem heutigen Leiden und Rotterdam liegen parallel zur Nordseeküste ein Grenzwall Fossa Corbulonis und zwei römische Auxiliarskastelle (Abb. 1 [Pu. 34 f.]), was Hinweis für einen kritischen Grenzabschnitt im Rheindelta ist.

Gerade hier an diesem Grenzabschnitt treten nach der bisherigen Meinung etwa im Jahr 258 die ersten Franken auf und wandern ab 455, etwas südlicher ab 350 gegen Südwesten (Abb. 2 [Pu. 38]). Diese Wanderung wird durch Pfeile angegeben, gleich wie die Wanderungen der anderen Germanen (Angeln, Burgunder, Goten usw.) auch. Später, beim Entstehen des Gebietes des Syagrius und des Frankenreiches unter Chlodwig werden die Stammländer der Franken im Gebiet der Friesen und Sachsen geräumt (Abb. 3 [Pu. 41]).

Unter den oben angegebenen Kriterien sieht der Sachverhalt anders aus. Danach gelingt es ersten im Deltabereich des Rheins ansässigen Germanen, insbesondere Friesen und/oder Batavern, sich von den Römern zu befreien.

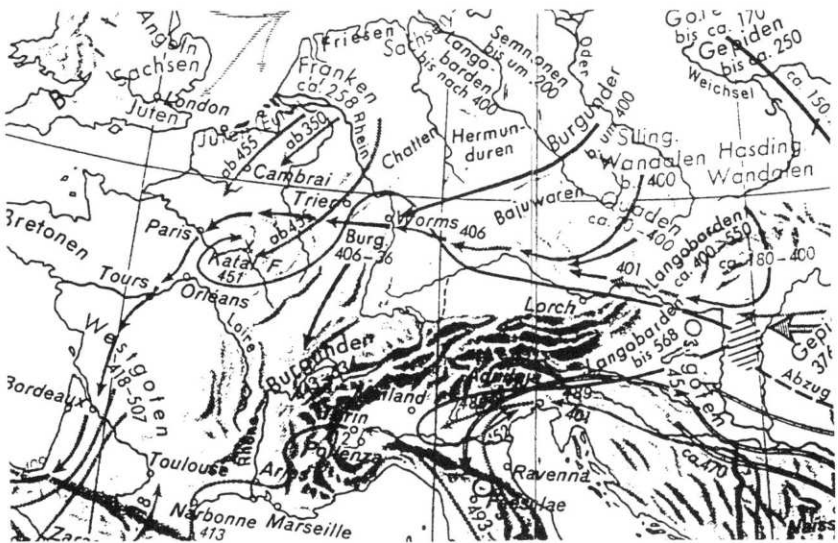
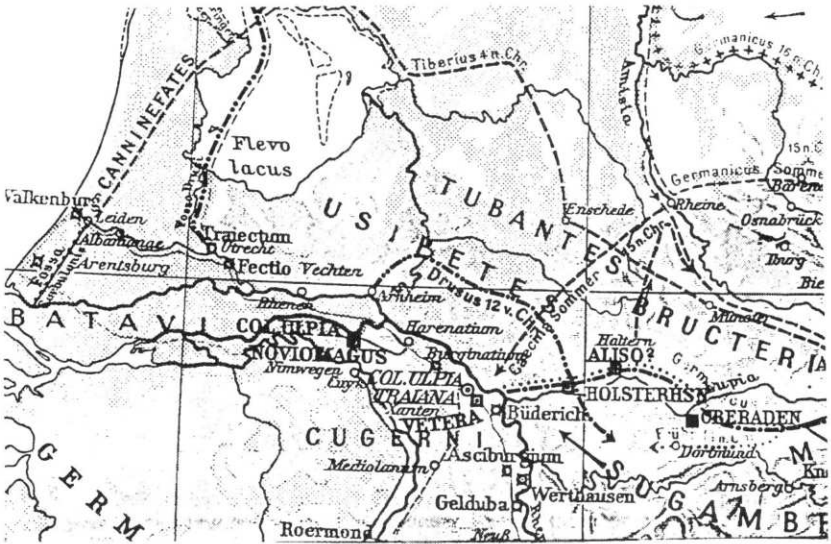


Abb. 1: Römisches Vordringen zur Zeitenwende [Pu. 34]
 Abb. 2: Germanische Völkerwanderung [Pu. 38]

Sie erhalten deswegen die Bezeichnung Franke(n). Die Befreiungsbewegung der ansässigen Germanen schreitet im Laufe der Zeit fort, wodurch weitere franke Gebiete entstehen, die bei falscher Interpretation eine Ausbreitung der ersten Franken vortäuschen. Da diese Ausbreitung der franken Gebiete jedoch nur durch den jeweiligen Rückzug der Römer, nicht jedoch durch eine eigentliche Verschiebung der Germanen geschieht, erübrigt sich die Annahme der Räumung von angeblichen ehemaligen Stammländern im rechtsrheinischen Friesland und Sachsenland.

Entstehung der Franken im Rhein-Main-Gebiet (2. Test)

Das Gebiet zwischen Rhein, Donau und Limes wird in der Karte „Das Römische Weltreich seit Caesar und Augustus“ [Pu. 27] als kaiserliche Provinz ausgewiesen. In der Karte „Die Römer in Deutschland“ [Pu. 34 f.] ist es der Provinz GERMANIA SUPERIOR zugewiesen.

Die Karte „Ende des weströmischen Reiches 476“ (Abb. 4 [Pu. 38]) ordnet das Gebiet weitgehend den Alamannen zu, während nördlich davon das Reich der Franken angegeben ist, bestehend aus Saliern, Ripuariern und den in der Karte in Klammern gesetzten Burgundern.

Die Karte „Europa beim Tode Theoderichs d. Gr. 526“ [Pu. 39] ordnet das angegebene Gebiet zwischen Rhein, Donau und Limes vollständig dem Reich der Franken zu, und zwar als Eroberungen Chlodwigs bis 511. Diesem Reich der Franken steht das germanische Bündnissystem Theoderichs d. Gr. gegenüber, d.h. die Reste des ehemaligen Weströmischen Reiches.

Die Karte „Erneuerung des Römischen Reiches durch Justinian 527-565“ [Pu. 39] zeigt schließlich das Reich der Franken im vollen, ehemals römischen Gebiet Galliens und Germaniens nördlich der Alpen. Dieses Reich soll durch Eroberungen vorwiegend Chlodwigs zusammen gekommen sein.

Dies bedeutet nach der bisherigen Meinung, dass gleich wie die anderen Gebiete des Frankenreiches das Gebiet der Main-Franken von der ursprünglichen Abhängigkeit von den Römern in eine weitere Abhängigkeit, und zwar diejenige von Chlodwigs Franken gekommen ist.

Unter Annahme der obigen Kriterien sieht der Sachverhalt wesentlich einfacher und unblutiger aus. Danach entstanden die Franken im heutigen Deutschland schrittweise, insbesondere beim Wanken der römischen Macht im Rhein-Main-Gebiet. Diese Franken sind befreit von den Römern und stehen nicht unter der Oberherrschaft eines weiter westlich angesiedelten, erobernden Herrscherhauses. Sie haben keine stammesmäßigen Bindungen mit den gallischen Franken, sind jedoch gleich wie diese durch die Jahrhunderte

lang wirkende römische Kultur und Zivilisation geprägt. Dies bedeutet, dass sie gegenüber ihren freien, germanischen Nachbarn einen erheblichen bildungsmäßigen Vorsprung besitzen. Es verwundert daher nicht, dass das spätere Herzogtum Franken die ersten deutschen Herrscher stellt.

Nicht ohne weiteres erklären können die angegebenen Kriterien, warum nicht alle Herzogtümer des späteren deutschen Reiches, die wenigstens teilweise ehemals römisches Gebiet umfassen, nicht auch Franken sind. Das wichtigste dieser Herzogtümer ist Schwaben. Es umfasst das Elsass sowie die Gebiete des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg [Pu. 46 f.], also sehr wesentliche Teile zwischen Rhein, Donau und Limes. Hier möchte ich die Antwort geben, dass dieses Gebiet langsam und schrittweise von den ehemals nordöstlicher siedelnden, freien Sueben Semnonen, Germanen bzw. Allemannen (Alamannen) besiedelt wurde [Pu. 34 f.], die sich stets als frei empfunden haben und deshalb auch nicht frank werden konnten.

Abschließende Beurteilung

Die beiden dargestellten Beispiele deuten nach meiner Meinung eindeutig darauf hin, dass die von Möser vertretene Meinung über das Wesen der Franken die richtigere ist im Vergleich zur heute gültigen Lehrmeinung. Diese sollte daher notgedrungen revidiert werden, was sicherlich nicht leicht fallen dürfte.

Es gibt natürlich eine große Menge weiterer Testfragen. Ich versuchte mich an der nach den Teilungsverträgen von Verdun 843, von Meerssen 870 und von Verdun und Ribemont 879/80 [Pu. 41], die u.U. nichts anderes sind als vertragliche Interessenabgrenzungen zwischen franken, gleichberechtigten Nachbarländern kurz nach der in Gallien vergangenen Römerzeit. Dabei muss aber die postulierte Phantomzeit und die Frage nach Karl dem Großen in die Betrachtung mit einbezogen werden. Hierzu fehlt mir aber das notwendige Spezialwissen, so dass ich diese Fragen offen lassen muss.

Nachrede

Ich bin weder Geschichts- noch Geisteswissenschaftler, sondern an geschichtlichen Fragen interessierter Physiker und Patentanwalt. So habe ich vor einigen Jahren Illigs *Erfundenes Mittelalter* mit Erstaunen und bleibendem Interesse gelesen. Was mich dabei der Ansicht von Illig zuneigen ließ, war vor allem die recht polemisierende Reaktion der etablierten Fachwelt, denn „Beleidigungen sind die Argumente derer, die unrecht haben“ [Rousseau]. Ich habe

mir aber erlaubt, mit den mir zur Verfügung stehenden geringen Hilfsmitteln nach Schwachstellen von Illigs Argumenten zu suchen. Dabei habe ich bisher nichts gefunden. Im Gegenteil: ich bin auf den – wie mir scheint, bisher in der Diskussion völlig unberücksichtigten – oben dargelegten Tatbestand gestoßen. Ich wage mich daher mit meiner Arbeit auf einem mir doch recht unbekanntem Terrain an die Öffentlichkeit. Ich tue dabei jedoch nichts anderes als jeder technische Erfinder, der seine Erfindung zwangsläufig beim Anmeldeverfahren amtlich auf Neuheit und Qualität prüfen lassen muss.

Literatur

- Grimm, Jakob und Wilhelm (1860): *Deutsches Wörterbuch*; Leipzig
Möser, Justus (1780): *Sämtliche Werke, Dritte Abteilung, Osnabrückische Geschichte und historische Einzelschriften*; Oldenburg (Neudruck 1965)
Pfeifer, Wolfgang (1989): *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*; Berlin
Putzger, F.W. (⁹⁵1974): *Historischer Weltatlas*; Berlin

Dr. phil. nat. Eberhard Schwerdtel, CH-3032 Hinterkappelen, Unterdettigenstr. 37

Nomen est omen

Ergänzungen zu CAROLUS SIMPLEX

Ein Leserbrief von Monika Falkenrath

Bestimmt bin ich nicht die einzige, die bei der ersten Bekanntschaft mit den Namen der „Pippi-niden“ am liebsten vor Lachen aus der Schulbank gekippt wäre. Damals konnte ich ja noch nicht ahnen, dass sowohl diese Namen als auch deren angebliche Epoche reine Erfindungen sind.

Seitdem ich mich mit der Chronologiekritik befasse, kam mir immer wieder der Gedanke, dass es doch unter den an der „Großen Fälschungs-Aktion“ aktiv beteiligten (Ab-)Schreibern und Chronisten sicherlich auch ‚aufrechte‘ Menschen gegeben haben müsste, die das ganze schäbige Spiel durchschauten und nur zwangsweise – z.B. gebunden an ihr Gehorsams-Gelübde – diesen Irrsinn mitgemacht haben.

Wäre es nicht denkbar, dass sie uns *absichtlich* Fingerzeige hinterlassen haben, die dem, der sie zu deuten weiß, Hinweise auf den Fälschungscharakter ihrer Texte geben?

Kammeier hat ja schon auf die Vielzahl von regelrecht dümmlichen Fehlern beim Erstellen mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Texte hingewiesen. Er interpretiert bekanntlich diese Fehler als Beweise für den Fälschungscharakter dieser Texte: mit Recht.

Da stellte sich mir seit langem schon die Frage, ob nicht so manch ein Fehler, so manche Auslassung und so mancher Widerspruch *absichtlich* eingeschmuggelt worden sein könnte, sozusagen als ‚Sabotage‘ einer aufrechten, intelligenten Seele ...?

Lange Zeit dachte ich mit Bedauern, dass sich diese Vermutung ja leider niemals verifizieren oder falsifizieren lassen würde – bis ich den jüngsten Artikel von Gunnar Heinsohn [2001] las! Bei der Lektüre seiner faszinierenden Ausführungen ging mir plötzlich ein Licht auf: „SIMPLEX“ kann man genau so gut als Gegenteil von „DUPLEX“ verstehen – und dann hat es die Bedeutung von EINZIG, EINMALIG (im Gegensatz zu allem, was doppelt, mehrfach oder sonst wie häufiger vorkommt). Heinsohn [635] ist ja dankenswerterweise von dem Missverständnis, „CAROLUS SIMPLEX“ müsse ein „einfältiger“ Karl gewesen sein, abgerückt und hat ihn zu einem „einfachen“ Karl rehabilitiert.

Mein Vorschlag und mein Verständnis geht darüber hinaus: Auf Grund der exakten Argumentation und sauberen Beweisführung von Heinsohn behaupte ich, dass „CAROLUS SIMPLEX“ den EINZIGEN (echten), EINMALIGEN KARL kenntlich machen sollte – im Gegensatz zu allen anderen, die reine Erfindun-

gen und Phantomfiguren sind! Dafür spricht auch, dass SIMPLEX als Beiname nicht zu seinen Lebzeiten, sondern erst Ende des 10. Jhs. auftritt. Damit behält Heinsohn recht mit seiner scharfsinnigen Analyse: an Hand dieses „EINZIGEN“ Karls hat man all die anderen kurzen, kahlen u.s.w. Karl-Männer zurecht konstruiert

Übrigens nennt auch „der kleine Stowasser“ beim „simplex“ an 2. Stelle: einmalig, einzig. Das Wortverständnis von „Simplicitas“ als EINFÄLTIGKEIT und NAIVITÄT knüpft also nur an *einer* der möglichen Bedeutungen von „simplex“ an.

Nun ist neben der Freude an intellektueller Redlichkeit, wie sie aus den Bemühungen der Chronologie-Kritiker spricht, auch noch die (Orts-)Namensforschung eines meiner Hobbies. Dass sich z.B. im „*Taschenwörterbuch des althochdeutschen Sprachschatzes*“ von Gerhard Köbler auch nicht ein einziges Stichwort finden lässt, das hilfreich sein könnte bei der Erklärung des Namens „Pippin“, wundert nach allem bisher Gesagtem sicherlich niemanden mehr. Den Namen gab es nämlich gar nicht. Anders sieht es da bei dem Namen „Karl“ aus. Da kann man in jedem beliebigen Wald- und Wiesen-Vornamen-Buch nachlesen, dass der Name „Karl“ übersetzt (aus welcher Sprache denn?) „der freie Mann“ bedeute. Das macht stutzig. Schließlich wird ja auch die angebliche Stammesbezeichnung der „Franken“ als „die Freien“ gedeutet. Karl, ein Karolinger aus dem Volk der Franken wäre demnach ein „freier Mann aus dem Geschlecht der freien Männer aus dem Stamm der freien Männer“ – gewissermaßen Triplex-Karl. Offenbar waren die Chronologie-Fälscher reichlich einfallslos beim Erfinden der erforderlichen Phantom-Namen. Dummlicher (und auffälliger, s.o.!) geht es doch wohl kaum noch!

Ines Shill [141] gibt immerhin etwas präzisere Auskunft und leitet den Namen KARL von ahd. „karal“ = Mann, Ehemann und dem mittelniederdeutschen „kerle“ = freier Mann nichtritterlichen Standes ab. Dann hätte die herkömmliche Geschichtsschreibung in Karl d.Gr. also einen „Großen Ehemann“ bzw. einen Riesen-Kerl von niedriger Herkunft verehrt!? Man kann es drehen und wenden wie man will: „Karl“ gibt als *Namen* gar keinen Sinn und widerspricht allen Gepflogenheiten der damaligen Namensgebung.

Da stellt sich doch die Frage, was denn unsere Zeitfälschungsaktivisten zu so einer albernem Namensgebung veranlasst haben könnte. Meine Theorie von der *absichtlichen* ‚Konterkarierung‘ (s.o.) bietet sicherlich *ein* Erklärungsmuster. Aber könnte nicht irgend eine Art von ‚Eselsbrücke‘ den Fälschern dabei auf die Sprünge geholfen haben?

Die Antwort auch auf diese Frage springt einem nach der Lektüre des Heinsohn-Artikels in die Augen: Bekanntlich hat ja unser „SIMPLEX“ 911 die

Normannen mit der Normandie belehnt. Damit wurde er auch für die Normannen zu einer politischen Größe. Bei den Normannen hießen die Herzöge „JARL“. Ganz gleich, wie unsere einzigartiger, einmaliger „Karl“ vorher geheißen haben mag – entweder war er nun für die Normannen ein „Jarl“ oder er erhielt den Beinamen „Jarl“ wegen seines friedlichen Arrangements mit den Normannen.

Von der französischen Aussprache des „Jarl“ („j“ wie in „Journal“ gesprochen), also von „scharl“ zu „scharl“ = „Charles“ = franz. Karl, ist ja nun wahrlich kein weiter Weg.

Da in der „Phantomzeit“ alle Daten und Personen gefälscht worden sind, müssen auch die entsprechenden Genealogien gefälscht sein. Wer weiß, vielleicht war unser „einziger Karl“ tatsächlich ein Jarl!? Dann hätte der französische Adel ein wichtiges Motiv zur tatkräftigen Unterstützung der ganzen Aktion gehabt.

Benutzte Literatur

- Heinsohn, Gunnar (2001): „Karl der Einfältige – Imitator oder Urmuster?“, in: *ZS* 13 (4) 631-661
- Köbler, Gerhard (1994): *Taschenwörterbuch des althochdeutschen Sprachschatzes*; Paderborn
- Shill, Ines (1998): *4000 Vornamen aus aller Welt*; Niedernhausen
- Stowasser, Der kleine (1963); München

Monika Falkenrath, 54673 Falkenauel, Nr. 33, Tel. 06550/1896

Mörtel mit Zuschlag

Ein Diskussionsbeitrag zu Ingelheim und Aachen von Heribert Illig

Mörtel ist ein hervorragendes Bindemittel, das Jahrtausende lang seinen Dienst leisten kann. Mittlerweile wird er auch als Scheidemittel benutzt, wenn es darum geht, Zeiten und Baumeister auseinander zu halten. Im *Zeitensprünge*-Heft 3/2001 haben sich Gunnar Heinsohn, Günter Lelarge und ich mit Ingelheim auseinandergesetzt. Heinsohn hat auf einen *FAZ*-Artikel verwiesen, in dem für die „karolingische“ Pfalz von opus signinum die Rede ist, also von dem römischen Mörtel mit Ziegelkleinbeimengung. Daraus ergab sich Karl als König der Maurer und Maurer der Könige, hätte er doch (sicher selbst, mit hochgekrepelten Ärmeln) einen der haltbarsten Mörtel überhaupt neu entdeckt.

Heinsohn, Lelarge und ich haben eine Reihe von guten Indizien vorgelegt, denen zufolge Ingelheim zu einem Gutteil römisch ist, fortgeführt in ottonischer Zeit. Ein wesentliches Argument war der „karolingische“ Aquädukt, der in römischer Technik, mit römischem opus signinum und sogar mit römischen Steinen für nichts anderes als für die Römer bürgen kann. Wir haben hervorgehoben [484], dass wir bei der Aula dem römischen Mörtel in der Literatur nicht begegnet sind, da die stellenweise rötliche Mörtelfarbe nicht von Ziegelbeimengungen stammen soll. Mittlerweile ließ sich in Erfahrung bringen, dass tatsächlich opus signinum gefunden worden sei: in der Aula, aber auch in anderen Ingelheimer Gebäuden.

Mit diesem – nicht autorisierten – Befund schiene es um so klarer, dass die gesamte Anlage von römischen Baumeistern stammt und erst im 10. Jh. um die Kirche und verschiedene Gebäude respektive Gebäudeteile erweitert worden ist.

Doch damit brach eine ältere Wunde auf. Heribert Klages hat sich bei seinem Nachweis für ein römisches Corvey bereits auf das opus signinum gestützt. Er hat dort an dem „Ur-Westwerk“ rötlichen Mörtel festgestellt, während die Klostergebäude und spätere Teile der Kirche mit Luftkalkmörtel erbaut worden sind. Dieser Luftkalkmörtel entsteht durch Brennen von Kalkstein bei rund 900°-Holzkohlenfeuer. Nach dem Löschen und Beimengen von rauem Wesersand bildet sich aus Calciumhydroxid das witterungsanfällige Calciumcarbonat. Erst beim Zusatz von gestampftem Ziegelklein

„entsteht eine überaus schwer von der Witterung angreifbare, durch den Hydraulfaktor Ziegelklein ausgelöste Silikaterhärtung des Calciumhydroxids“ [Klabes 80].

Klabes spricht zur deutlichen Unterscheidung von „Kalk-Ziegelklein-Mörtel“. Er spricht aber auch davon, dass die Aachener Pfalzkapelle „aus gegebenen Voraussetzungen“ mit diesem römischen Mörtel gebaut worden ist [Klabes 82]. Er betont nicht speziell für Aachen, wohl aber für andere „karolingische“ Bauten – etwa in Seligenstadt oder Lorsch am Rhein –, dass sie aus vorhandenem römischem Baumaterial gemauert worden sind, dem zwangsläufig römischer Mörtel anhaftete, der ‚automatisch‘, von den Bauleuten ungewollt, zu einer Verbesserung des Kalk-Luft-Mörtels führte.

„Die Annahme, daß die Karolinger allgemein auch die römische Mörteltechnik angewendet hätten, ist darum nicht haltbar. Dieses dürfte auch der Hauptgrund sein, daß sich so wenig karolingische Bauwerke erhalten haben“ [Klabes 82].

An diesem Punkt gehen die Ansätze von Klabes und mir freilich deutlich auseinander.

So Aachen tatsächlich den Kalk-Ziegelklein-Mörtel hat, stellt sich natürlich die Frage, ob nicht Aachen selbst ein römisches Bauwerk ist – so etwa auch für Jan van der Meulen, der eine gallo-römische Kuppel erwogen hat [1997, 495]. Mich hat das schon 1991 beschäftigt, andere seitdem, weshalb Für und Wider heute leichter zusammenzustellen sind:

- Aachens Oktogon ist unrömisch eng und steil [vgl. Illig 1996, 240, 289 f.]. Aber es besteht die Möglichkeit, dass das gesamte Obergeschoss samt Oktogonkuppel später hinzugefügt worden ist. Dagegen spricht wiederum die tiefe Fundierung mit ihrem Mauerring [vgl. ebd., Abb. S. 27], der darauf ausgelegt scheint, ein Oktogon samt schwerer Kuppel zu tragen.
- Der Grundriss mitsamt der Aula enthält fünf Konchen, die auch römisch sein können.
- Das Pfalzensemble, also Kapelle mit Anbauten, Aula (heutiges Rathaus) und Verbindungsgang könnte in seiner rechtwinkligen Formation als römisch bewertet werden, zumal es Nord-Süd, Ost-West orientiert ist.
- Die Ausstellung „Die Künste am Hofe Karls des Großen“ in Aachen, 2000 zeigte einen Bohrkern aus der Pfalzkapelle, der wie durch römischen Beton oder Mörtel gebohrt aussieht – so die Beurteilung in unserem Kreis durch Ewald Ernst und Horst Nitz. Leider sprach der Katalog [Jansen/Pohle] das Exponat nicht an, so dass nicht einmal klar ist, aus welcher Wand der Bohrkern stammt. Ansonsten ist für das 9. und 10. Jh. nur von

Kalktraß- oder Traßmörtel [ebd., 116], nicht aber von Kalkziegelkleinmörtel die Rede.

- Doch steht das Pfalzensemble auf einem römischen Stadtgrundriss, der jedoch – eher unrömisch – gegen Nordosten orientiert ist (exakt wie Stonehenge). Wenn die Pfalzanlage römisch wäre, müssten die Römer ihre erste Stadtanlage komplett abgeräumt und neu orientiert aufgebaut haben – ein von keiner römischen Stadt her bekannter Vorgang. Obendrein ist unter der Pfalzkapelle eine viel kleinere Kapelle nachgewiesen, die dann auch ein römisches Bauwerk sein müsste. Die Exedra von Ingelheim ist im übrigen genau so orientiert wie der erste Stadtplan von Aachen – ein weiteres Argument für ein römisches Ingelheim.
- Die Pfalzkapelle kann architekturgeschichtlich in der romanischen Entwicklung eingeordnet werden [vgl. Illig 1996, 222-287].

Nach der rudimentären Beweisführung von 1991 habe ich mich gegen eine römische „Pfalzkapelle“ ausgesprochen und ihre Entstehungszeit ins spätere 11. Jh. und beginnendes 12. Jh. verlegt – eine selbstverständlich nachzuprüfende Einschätzung. Nachdem mir Rainer Friebe in einem Manuskript bereits unterstellt, ich würde nur vermeiden, die Pfalzkapelle als römisch zu bezeichnen [Friebe i.V.], will dieser Punkt umso gründlicher geprüft werden. Was würde nun „römischer“ Mörtel in Aachen bedeuten?

Dazu gibt ein interessantes Argument. Es wurde im Rahmen einer später publizierten Diskussion gebracht, die 1984 um die vorgotischen Bauten VI und VII des Kölner Doms kreiste. Die damaligen Positionen lassen sich so definieren: Die Urkundenbewahrer plädieren für eine Bauzeit um 830 oder um 870, während der Architekturhistoriker Günter Binding zunächst für die Zeit von Bischof Bruno (953-965) und des Baus St. Pantaleon I (966-980) plädierte [Wolff 138], unterstützt von Willi Weyres, da die dort gefundene Pingsdorfer Keramik erst ab den letzten Jahren des 9. Jhs. datiert wird [ebd., 142; auch 181]. Die Urkundenkenner engten dann auf „die Jahre von 888/89 bis ca. 942“ ein [ebd., 170], als wenn die spärlichen und widersprüchlichen Nachrichten irgend einen Anspruch auf strikten Realitätsbezug hätten. So schrieb Franz-Josef Schmale eine Fußnote zu der Schlussfolgerung, der karolingische Erzbischof Hildebold sei der Erbauer einer Bischofskirche gewesen:

„Die Unterstellung, eine vom Umfeld her eindeutig tendenziöse ‚Nachricht‘ des ausgehenden Mittelalters, müsse gleichwohl auf eine zuverlässige Tradition zurückgehen, erscheint recht kühn angesichts eines Zeitraums von ca. 600 bis 700 Jahren, in dem von solcher Tradition nicht die geringste Spur existiert und angesichts der methodisch noch nicht wirklich gezügelten Erklärungsbereitschaft des Spätmittelalters; sich bei sol-

chen Erklärungen herausragender Persönlichkeiten zu bedienen, d. h. hier Karls des Großen und seines Kaplans Hildebold, des ersten Kölner Erzbischofs, lag nahe und mußte besonders plausibel erscheinen. Echter Quellen bedurfte es für derartige Kombinationen und Fiktionen nicht“ [ebd., 171].

In der Diskussion ließ sich Binding davon beeindruckt, dass Bruno von der Schriftlage her als kraftvoller Bauherr ausscheide – obwohl selbst Rudolf Schieffer betonte, dass die schütterten Quellen nicht ausreichen, um über die Tatkraft eines Bischofs zu urteilen [ebd., 182] – und sah zunächst [ebd., 173] eine vor- oder nachbrunische Bauzeit, schließlich eher eine vorbrunische [ebd., 191].

In unserem Zusammenhang ist folgende Äußerung von Willi Weyres von großer Bedeutung. Bei Beschäftigung mit einer Mauer 343, die gegen das Querschiff stößt, ergab sich folgender Befund:

„Darin [in der aufgehenden Mauer] ist *der Wechsel* zwischen grauem Kalkmörtel in den unteren Schichten und Ziegelsplittmörtel in den Lagen darüber zu beobachten, *wie es alle Mauern von Bau VII haben*. Ich habe früher schon gesagt [1983], daß dieser Mörtelwechsel weder mit einer Planänderung etwas zu tun hat noch mit einer Bauunterbrechung. Jedoch bleibt festzuhalten, daß er nicht in der gleichen Höhe bei allen Mauern vorkommt.“ [Weyres in Wolff, 146; Hvhg. HI].

Albert Verbeck bestätigte, dass „der Mörtelwechsel baugeschichtlich überhaupt keine Rolle spielt“ [ebd., 179], also tatsächlich so beobachtet wird. Somit ist für die Anfänge dieses Dombaues – die Wände sind nur bis zu 2 m Höhe noch unterm gotischen Dom erhalten – ein Mörtelwechsel bewiesen, und zwar vom Kalk- zum Ziegelsplittmörtel!

Damit wird vieles klarer. So wird verstehbar, dass man heute in Aachen gar nicht an Ziegelsplittmörtel interessiert sein kann. Denn wenn er für diesen Bau bereits um 790 verwendet worden ist, wäre ganz unverständlich, warum die nötige Fertigkeit die 70 km bis Köln weder bis 830, noch bis 870 oder 940 oder 965 zurückgelegt haben sollte.

Zum zweiten wird klar, dass es einen wirklichen Neubeginn mit dem Ziegelsplittmörtel gegeben hat. Seine Neuentdeckung wäre gerade in Köln gut motiviert. Schließlich standen dort genügend Römerbauten, denen ein Maurer ansehen konnte, dass sie durch rötlichen Mörtel gut zusammen gehalten wurden. So lag es für ihn nahe, an einem Mörtelrest zu kratzen und Ziegelklein zu Tage zu fördern. Die Frage ist nur, in wie weit die Nachahmer verstanden, dass die Ziegeloberfläche möglichst groß, das Ziegelmaterial also genügend zerstampft sein musste. Wir haben bereits für Ingelheim gehört, dass der dortige rötliche Mörtel keinem echten Ziegelsplittmörtel entspricht [vgl. Illig 2001,

484]. Horst Nitz sagte mir, dass er mehrfach rötlichen Mörtel in mittelalterlichen Bauten beobachtet habe, dessen Ziegelbeigaben jedoch viel zu großteilig sind, als dass sie die Haltbarkeit gegenüber ziegelfreiem Kalkmörtel erhöhen würden. (Ich erhoffe seinen eigenen Beitrag.) Das spräche für einen nachgeahmten Baustoff, bei dem die Imitatoren noch nicht verstanden haben, was eigentlich zu der enormen Festigkeit führt.

So lässt sich ein positives Resümee ziehen. In Anbetracht des Kölner Mörtelbefundes kann Ingelheim tatsächlich ein Römerbau sein, obwohl der dortige rötliche Mörtel nicht allein von den Römern herrühren muss. Aachen braucht weiterhin nicht als Römerbau gesehen werden. Und ein Teil der von Heinsohn [465] gestellten Fragen ist beantwortet: Das Wissen um diesen Mörtel hat nicht überwintert, sondern ist per Nachahmung neu entfacht, aber schlecht verstanden und deshalb auch nicht wirklich neu gewonnen worden. Das Mittelalter hat sich nicht bemüht, die römische Technik verfeinernd nachzuempfinden und zu konservieren – so ist es bei den geläufigen Kalkmörteln geblieben. Und mangels wissender Maurer brauchten solche vom großen Karl auch nicht eigenhändig erwürgt zu werden.

Literatur

- Heinsohn, Gunnar (2001): Maurer der Kaiser und Kaiser der Maurer. Eine Glosse zum karolingischen Ingelheim“; in: *ZS* 13 (3) 463-366
- Illig, Heribert (1999): *Das erfundene Mittelalter*; München (Tb-Ausgabe)
- Illig, Heribert / Lelarge, Günter (2001): „Ingelheim – karolingisch oder römisch?“; in: *ZS* 13 (3) 467-492
- Jansen, Michael / Pohle, Frank (2000): *Die Künste am Hofe Karls des Großen*. Ausstellungsbelegter; Aachen
- Klabes, Heribert (1997): Corvey. Eine karolingische Klostergründung an der Weser auf den Mauern einer römischen Civitas; Höxter
- Meulen, Jan van der (1997): „Die Grabeskultstätte Saint-Denis“; in: *Ethik und Sozialwissenschaften* 8 (4) 493-506, als eine von neun Stellungnahmen zu der Anfrage von H. Illig: „Enthält das frühe Mittelalter erfundene Zeit?“
- Wolff, Arnold (Hg. 1996): *Die Domgrabung Köln. Altertum · Frühmittelalter · Mittelalter*. Kolloquium zur Baugeschichte und Archäologie 14.-17. März 1984 in Köln. Vorträge und Diskussionen; Köln

Hinterweltler aller Art

Eine zuweilen widerwärtige Mittelalter-Diskussion

Heribert Illig

Manches hat sich zugetragen. Nachdem der letzte Bericht ausgefallen ist, gibt es nun einiges zu berichten. Der auffälligste Medienauftritt verlangt Vortritt.

Johannes Fried als Nestbeschmutzer

In unserem fast staatstragenden Organ, also dem SPIEGEL, werden in einer langen Serie jene Gestalten und Ideen beleuchtet, die Europa ausmachen. Da lag es auf der Hand, dass ein ausgewiesener Kenner über Karl den Großen schreiben muss. Dafür wurde jener Professor aus Frankfurt ausgewählt, der die laufende Frühmittelalterdebatte selbst angestoßen hat. Er schildert Karl als ausgesprochen polare Figur: halb dumpfer Krieger – halb geistiger Ziehvater einer ganzen Renaissance. Dabei betonte Fried [2002a] den wüsten Haudegen so stark, dass zu Aachen die Bevölkerung aus allen Wolken fiel. Nicht nur Prof. Max Kerner zeigte sich sehr betroffen, nachdem man dorten von dieser Nachtseite ‚ihres‘ Karls noch gar nicht unterrichtet worden war [Stoffels].

Noch härter wurde es, als Fried sein eigentliches Anliegen vortrug. Für ihn hat der große Karl überhaupt keinen Begriff von Europa gehabt, obwohl er doch von seinen Zeitgenossen bereits als „Vater Europas“ und als „Leuchtturm Europas“ bezeichnet worden ist, als er noch gar nichts in dieser Richtung vollbracht hatte.

„'Europa' war keine herrschaftliche, geistige oder konzeptionelle Größe im Denken Karls und seines Hofes.“ [Fried 2002a, 132]

Da war es für Fried zwangsläufig, den großen Ex-Europäer schon in der Überschrift als „einen dunklen Leuchtturm“ zu bezeichnen und die selbstgestellte Frage, ob Karl der große Europäer gewesen sei, zu verneinen. Auch dieses machte Fried in Aachen keine neuen Freunde, denn auf einmal schien der Europa umspannende Karlspreis falsch benannt zu sein [Stoffels]. Was nicht weiter bemerkt wurde, ist im Grunde noch fataler.

Das kollektive Gedächtnis ist nun einmal kurz. So erinnerte sich niemand mehr daran, unter welchem Motto die fünf Ausstellungen standen, die von 1999 bis 2001 in Paderborn, Barcelona, Brescia, Split und York zum höheren Ruhme des großen Karls abgehalten worden waren: „Charlemagne – The Making of Europe“ stand unübersehbar in den Ausstellungsräumen und in den

Katalogen. Im ersten Band des Paderborner Katalogs wird das Gemeinschaftsprojekt auf neun Seiten begründet [Stiegemann/Wemhoff XXXIII-XLI].

„Alle Ausstellungen finden in ehemaligen ‚Randregionen‘ des Karolingerreiches statt. Gerade in diesen Regionen ist offenbar das Bewußtsein um die gemeinsamen Wurzeln der europäischen Kultur, die in die Zeit Karls des Großen zurückreichen, besonders lebendig“ [ebd., XXXIII].

Das zugehörige Multi-Media-Projekt „Charlemagne – The Making of Europe“ wurde großzügig von der Europäischen Kommission gefördert. Damals war Europa noch in Ordnung. Doch dann kommt mit Fried ein Wissenschaftler, der sich als einer von sicher nur wenigen Mediävisten gar nicht an diesen Ausstellungen und Katalogen beteiligt hat, und teilt seinen KollegInnen lapidar mit, dass sie sich an einer Irreführung der Bevölkerung beteiligt hätten. Wie konnte so ein böser Patzer passieren, zumal Karl es „bloß zum Heros der Franzosen und der Deutschen“ brachte?

„Kein Däne, kein Pole, kein Ungar, Grieche oder Russe feierte ihn, obgleich bei den Slawen sein (oder seines gleichnamigen Urenkels) Name zum Herrschertitel ‚Krol‘ umgeformt wurde. Wie also verwandelte sich der Franke in einen ‚Europäer‘? Wann bemächtigte sich die Idee ‚Europa‘ des großen Karl?“ [Fried 2002a, 138]

Fried kennt die Antwort:

„Wie es scheint, hat erstmals Friedrich Schlegel, der deutsche Romantiker, das Bild von Karl dem Europäer, dem ‚Gesetzgeber für das ganze abendländische Europa‘, in seinen Wiener Vorlesungen von 1810 ‚Über die neuere Geschichte‘ skizziert. Der große Korse mag heimlich Pate gestanden haben. [...] Erst das Nazitum verschmolz diesen Helden in neuer Weise mit der Europa-Idee. Für Hitler war Europa ein ‚blutsmäßig bedingter Begriff‘ [...] Die Hymnen auf den ‚Vater Europas‘, die ‚Kontinentalisierung‘, die Karl bewirkt haben soll, sind Relikte eines Mythos, der schließlich sogar politisch ausgenutzt wurde, als Hitler Europa in einem mörderischen Krieg zertrümmerte. Indes, wer gedenkt dessen noch heute?“ [ebd., 139 ff.]

Das ist harter Tobak. Eine ganze Disziplin hat nicht bemerkt – unter anderem die rund 150 Wissenschaftler, die am Paderborner Katalog mitgearbeitet haben – dass sie immer noch Nazi-Ideen und -Ideale propagiert. Das wäre der klare Beweis, dass wir Menschen aus der Geschichte nichts, aber auch gar nichts lernen können. Wenn es nicht einen einzelnen, unerschrockenen Kenner gäbe, der dies durchschaut hat: Johannes Fried.

Dieser überlegene Meister zitiert auch den Historiker Theodor Mayer, der den Nazi-Mythos mit Substanz gefüllt hat. Der sprach auch diese Erkenntnis aus: „Der Sinn des gegenwärtigen Weltkrieges ist ein positiver, aufbauender.“

[ebd., 141]. Hier stocke ich jedoch, denn diese Terminologie ist mir von Fried selbst bekannt.

Als er mich 1995/96 attackierte, brauchte er mich als Negativhintergrund für seinen Schreibstil, an dem Kollegen wie Gerd Althoff bemängelt hatten, dass er zu phantasievoll sei. Flugs führte er eine Trennung ein, die von vornherein sinnlos war, da er kein passendes Trennkriterium kannte:

„Phantasie und Phantasie, vergangene und gegenwärtige, konstruktive und illusionäre, verschlingen sich zum Bund der Geschichte.“ / „Wo endet konstruktive Vorstellungskraft und beginnt destruktive Illusion?“ / „Karl der Große hat gelebt. Die ‚Karlsruhe‘ ist eine in die Irre führende, unzulässige Illusion.“ / „Ein Patentrezept der Wahrheit gibt es nicht. Phantasie bleibt ambivalent. Sie ist ein unabdingbares Erfordernis jeder Wissenschaft und unseres Dasein und, zur Illusion verkehrt, eine große Gefahr. Jede Epoche sei unmittelbar zu Gott. So etwa hat Ranke gelehrt. Es mag gelten. Aber die Geschichte ist nur unmittelbar zu dem, der sich ihr zuwendet, und damit zur Gegenwart. Hüten wir uns, beide Unmittelbarkeiten einander gleichzusetzen. Es führte, wie hier, in Deutschland, schon einmal geschehen, zur Katastrophe.“ [Fried 1996, 311-316]

Damals wollte er mich mit diesem bezugsgestörten Schlusssatz und mit seinem permanenten Begriffspaar „Karlsruhe“ und „Karlsruhe“ in die rechte Ecke drängen. Nun sehe ich, dass er damit alle ‚beglückt‘, gesellt er mir doch praktisch alle seiner Kollegen zu, um sich schlussendlich mit seiner konstruktiven, positiven Phantasie, also Sinngebung auch noch selbst in diese Ecke zu manövrieren, in die er schon einmal wegen des Grabert-Verlags geraten ist [vgl. Illig 2000c, 627]. Weniger wäre da mehr.

Jüngst hat er wieder dargelegt, wie schlecht Zeitzeugen als Zeugen taugen – diesmal im Zusammenhang mit dem mutmaßlichen Mord an Bayernkönig Ludwig II. im eher neuzeitlichen Jahr 1886 [Fried 2002b]. Die von ihm beschworenen Verformungstendenzen des Gedächtnisses – wir begegnen ihnen unten bei Laudage – sind allerdings jedem Krimi-Fan und jedem Kriminalisten vertraut. Nur urkundenfixierte Mediävisten können davon noch verblüfft werden. Ein solcher vergisst da sogar seine analytische Logik.

Skeptiker

Analytische Logik ist in der Zeitschrift *Skeptiker* reichlich vorhanden, steht sie doch für „Wissenschaft und kritisches Denken“. Hier kämpfen vorwiegend Naturwissenschaftler gegen Parawissenschaftler aller Couleur. Als solchen hatte mich Prof. Dieter B. Herrmann [2000] ausgemacht und ‚widerlegt‘. Die Retourkutsche war nicht schwer, worauf er diesen sechsten Anlauf zu meiner

Widerlegung nicht mehr fortsetzte. Dafür warf sich Redaktionsleiter Stephan Matthiesen in die Bresche. Da ihm als Physiker der Zugang zur Kunstgeschichte fehlte, attackierte er mich lieber unter der Gürtellinie. Es müsse ja einen Grund haben, warum die Redaktion keinen Mediävist fände, der mir antworten wolle, worauf er ‚zeigte‘, dass dies ausschließlich an mir läge....

Auf dieses gerüttelte Maß an Verdrehung durfte ich im *Skeptiker* direkt antworten. Es ließ sich aufzeigen, dass gerade ein skeptischer Physiker seinen eigenen Projektionen glaubt. So warf er mir „grobe Oberflächlichkeit“ und manches Fehlende vor, hatte aber darauf verzichtet, mein zweites Mittelalterbuch oder gar die *Zeitensprünge* auch nur zu bemerken, sonst hätte er die vermissten Ausführungen über den Islam, über Bulgaren oder Slawen gar nicht anmahnen müssen. Auch den Unsinn, bei der Phantomzeit hätten byzantinische oder chinesische Würdenträger für den abendländischen Kaiser fälschen und erfinden müssen, hätte er mit einem Minimum an aufmerksamer Lektüre vermeiden können. Aber er misst durchwegs mit zweierlei Maß, bringt deshalb gegenüber altehrwürdigen wissenschaftlichen Theoriegebäuden keinerlei Skepsis auf, sondern nur gegen den, der ihre gravierende Schwächen aufzeigt. So arbeitet er wie der Ausputzer beim Fußball, den nicht Balltechnik und Spielwitz, sondern harte Sekundärtugenden wie Bissigkeit, Härte und Konsequenz auszeichnen. Das war zum Teil schon Thema im Bulletin [IIIig 2000d], zum Teil ist es im *Skeptiker* 4/2001 nachlesbar.

Doch dort ist Wesentliches nachzutragen, kam doch mein zweiter Beitrag „leicht gekürzt“. Ich war gespannt, was der Zensur zum Opfer gefallen war, und wurde wirklich überrascht. Die Schere ist drei Mal zum Einsatz gekommen – immer dann, wenn mir Historiker direkt oder indirekt Recht gegeben hatten. Der *Skeptiker* schützte also die Professorenschaft nicht nur vor mir, sondern auch vor ihren eigenen Äußerungen. Wann immer sie sich eine scheinbare Blöße gab, war Matthiesen mit einem Feigenblatt, nein, mit der Schere zur Stelle. Ich trage das Kuptierte wenigstens hier nach, nachdem beim *Skeptiker* mein Protest kein Gehör gefunden hat. So hatte ich Folgendes in meinem Text geschrieben:

„Darauf hatte Herrmann anfangs vertraut, aber feststellen müssen, dass dieses Netz [von allen Sonnenfinsternissen und historischen Quellen] nicht hält. Er weiß, dass von insgesamt rund 250 Nachrichten über antike Sonnen- und Mondfinsternisse mehr als 80 Prozent entweder ungenau oder sogar falsch sind. Das ‚solide Bild‘, das Matthiesen vorschwebt, ist nur ein mühsam zusammengezurrt Flickwerk,“

Hier setzte die Redaktionsschere an und kastrierte diese Fortsetzung:

„das ‚die Mehrheit derer, die sich gegenseitig Kompetenz zuschreiben, für das Zutreffendste halten‘, wie der Neurobiologe W. Singer [2000] den

Historikern die Wahrheitsfindung beschrieben hat. Deren Quellengläubigkeit wurde auf dem Aachener Historikertag – gerade auch durch J. Frieds Abschlussvortrag [Pappert 2000] – arg strapaziert.“

Das ließ die Redaktionsleitung dem Neurobiologen und dem Mediävisten nicht durchgehen. Selbst wenn sie den Historikern öffentlich die Leviten lesen, geht das keinen *Skeptiker*-Leser etwas an.

„Es folgt bei Matthiesen eine Mängelliste zu dem, was alles von mir noch behandelt worden sei. Wir sind leider nicht schneller als die herrschende Lehre, die bald von vorn beginnen muss, weil ihr Geschichtsbild immer noch zu widersprüchlich ist.“

Diese meine Aussage sollte als Leeraussage hingestellt werden. Dafür kippte der *Skeptiker* ein fünf Jahre altes Fried-Zitat in den Papierkorb, das *Zeitensprünge*-Lesern natürlich vertraut ist:

„Fried gestand als führender deutscher Mediävist, in guter Kenntnis meiner These: ‚Ist vielleicht, eine schreckliche Vision, die ganze und, gestehen wir es uns ruhig ein, seit den ‚Regesta Imperii‘ für abgeschlossen gehaltene Arbeit der Quellensichtung, weil nur aus einem Fenster gewonnen, von vorne zu beginnen, mit Konsequenzen für das Geschichtsbild, die noch kaum auszumalen sind?‘ [Fried 1996, 59] Dem ist nur anzufügen, dass die Quellensichtung bereits seit etwa 1650, intensiv seit 1815 betrieben wird.“

Wenn Fried glaubt, dass er einfach so aus dem Nähkästchen plaudern könne, dann täuscht er sich. So etwas lässt der *Skeptiker*, dessen Selbstbezeichnung mählich zur Farce mutiert, nicht zu.

Nicht zuletzt wollte ich erklären, warum der *Skeptiker* angeblich keinen Mediävisten findet, der gegen mich auftritt. Es gibt ja beispielsweise einen Boykottaufruf von Prof. Borgolte gegen mich, der zu einer „damnatio memoriae“ führen sollte. Das anzuführen war offenbar noch tolerabel. Aber die nächsten Zeilen waren für den *Skeptiker* inakzeptabel:

„Da braucht jede weitere Äußerung Charakter. ich habe großen Respekt, wenn sich bei einer Podiumsdiskussion ein Professor, Th. Vogtherr öffentlich für die Angriffe entschuldigt, die seine Kollegen gegen mich ‚ad personam‘ vorgetragen haben [vgl. Illig 2000b, 491].“

Das fehlte noch, dass ein Mediävist einräumt, dass seine Zunft gegen mich unfair, ja gar böswillig kämpft. Da schlägt der *Skeptiker* unmittelbar drein und lässt den Nestbeschmutzer Vogtherr außen vor.

Um dem ganzen die Krone aufzusetzen, gab es auch noch eine inoffizielle Begründung vom *Skeptiker* für den Gebrauch der Schere. Demnach würde es

sich jeweils um irrelevante, ja eitle Abschweifungen handeln, um name dropping und um Autoritätsargumente. Solches bedenkend muss festgestellt werden: Es gibt also genügend unbedarfte Hirne, die mit aller Hartnäckigkeit bereit sind, jeden wirklichen Durchbruch, vielleicht gar Paradigmenwechsel im Ansatz zu verhindern. Sie tun alles, was in ihrer Macht steht, um eine neue Idee zu ersticken, und zensieren im Zweifelsfall sogar etablierte Wissenschaftler, so sie sich wirklich skeptisch äußern. Wessen rühmt sich der *Skeptiker* in seinem Impressum?

„Aus einer interdisziplinären Perspektive hinterfragt er den Wahrheitsgehalt von parawissenschaftlichen Behauptungen kritisch, undogmatisch und mit wissenschaftlichen Methoden [...] Seine Ziele sind die Verbreitung sachlicher, möglichst unvoreingenommener, sorgfältiger und fundierter Untersuchungen, die Förderung kritischen Denkens und die Popularisierung wissenschaftlicher Methoden.“

Matthiesen Auslassungen haben bewiesen, dass er weder unvoreingenommen noch sorgfältig noch fundiert argumentieren will oder kann; er ist rein dogmatisch, unkritisch und unwissenschaftlich. Indem selbst bereits veröffentlichte wissenschaftliche Äußerungen unterdrückt werden, verhindert der *Skeptiker* kritisches Denken und prolongiert eine Wissenschaft, die diesen Namen nur bedingt verdient. Diese Gruppierung wirkt, so wie sie sich mir gegenüber verhalten hat, ziemlich reaktionär. Kein Wunder, dass die Wissenschaft dank solcher ‚Verteidiger‘ und ‚Freunde‘ immer mehr Ansehen verliert.

Johannes Laudage

Die beiden Hochschulpfarrer in Düsseldorf hatten im Gegensatz zu Matthiesen keine Probleme, einen Mediävisten zu finden, als sie eine Podiumsdiskussion veranstalten wollten. Prof. Johannes Laudage war sofort bereit, ausgewiesen durch seine kurz zuvor erschienene Otto d. Gr.-Biographie [= L.]. In der Einleitung kommt er dort auf die Quellsituation zu sprechen und zeigt sich stark von Fried beeinflusst, dem jetzt viel daran liegt, die verformenden Tendenzen der Chroniken herauszustellen.

So kann Laudage die Erzählung Ekkehards von St. Gallen kaum als sachgerechtes Protokoll eines Kaiserbesuchs bezeichnen, obwohl sie nicht ganz aus der Luft gegriffen sei [L. 10 f.]. Das 10. Jh. wird als fast unfähig beschrieben, Individuelles zu beobachten [L. 13]. Auch die Beschreibung Widukinds von Corvey wirke nicht allzu geschult, zeuge aber doch von einer guten Beobachtungsgabe, was im 10. Jh. ziemlich einmalig war – „aus der Karolingerzeit könnte man freilich einige prominente Beispiele nennen“ [L. 14].

„Am Konstruktionscharakter aller historischen Erkenntnis läßt sich nichts ändern“ [L. 18], so scheint sich das gesamte Hochmittelalter hindurch „das Bild Ottos verformt zu haben“ [L. 12], das anfänglich so stilisiert wurde, „daß man einen zweiten Karl den Großen vor Augen hatte“ [L. 14]. Die Verformungstendenz bei Widukind wird uns noch mehrmals nachgewiesen [L. 56]. Schilderungen sind stets interpretierend verändert [L. 58], „neben absichtlichen Verformungen gab es auch unbewußte“ [L. 61], so dass sich die Forschung „stets durch mehrere Schichten der Verformung hindurcharbeiten muß“, weshalb Widukind nicht mehr als zuverlässigen Beobachter eingestuft“ wird [L. 62], obwohl er „nur selten mit bewußten Fiktionen arbeitete“ [L. 63]. Die orale Traditionsbildung verformte das Geschehen im nachhinein fiktional [L. 76].

Bei einem so kritischen Chronikkritiker war ich gespannt, wie er sich in der Diskussion zu seinen Quellen stellen würde. Doch das war durchaus enttäuschend. Laudage hatte extra einen Kubikmeter an Ausgaben der *Monumenta* auf einen Tisch häufen lassen, um zu demonstrieren, dass solche Massen unmöglich gefälscht sein können. Der Tisch für die auf dem Fälschungskongress der *Monumenta* von 1986 behandelten Fälschungen hätte allerdings in diesem Saal gar nicht Platz gehabt.

So entspannt sich zwar ein schneller Schlagabtausch, der für die über 200 Zuhörer spannend gewesen sein muss, aber am Frontverlauf nichts geändert hat. *Hier*: Die Quellen sind von der Archäologie widerlegt, außerdem von den Historikern zunehmend bezweifelt – *dort*: Die Quellen sind sicher problematisch, aber über jeden Zweifel erhaben; das Gewicht von Archäologie, Kalenderrechnung, C14 oder Dendrochronologie ist für den Historiker von wenig Bedeutung, nimmt er von ihnen doch gar nicht hinreichend Notiz.

Von Bedeutung schien mir, dass Laudage hervorhob, dass in der Zeit Ottos ganz langsam die Illiteralität des frühen 10. Jhs. überwunden worden sei – „speziell in Sachsen scheint die Schriftlichkeit fast zum Erliegen gekommen zu sein“, heißt es in seinem Buch [L. 43]. Auch Gerd Althoff [2002] spricht in seiner Rezension davon,

„wie man die Darstellungsweisen und -absichten namentlich der ‚ottonischen‘ Historiographie zu verstehen habe, mit deren Werken die Erinnerung einer oralen Gesellschaft in Schriftlichkeit überführt wurde.“

So hakte ich nach, wie man das verstehen könne: Nach der glanzvollen karolingischen *Renovatio* mit – wie massiv demonstriert – Unmengen von Schriften ein derartiger Rückfall in den Analphabetismus? Könnte man diesem karolingischen Schriftgut trauen, wenn der Aufbruch aus der Schriftlosigkeit ohnehin erst im 10. Jh. vonstatten ging? Doch das ist für einen gestandenen Mediävisten allenfalls Gelegenheit für einen Scherz. Natürlich gab es diesen – nicht weiter zu hinterfragenden – Einbruch nach der karolingischen Zeit – und

schließlich hätte er deshalb über Otto und nicht Karl d. Gr. geschrieben, weil im 10. Jh. der auszuwertende Schriftbestand so angenehm klein sei.

Die Zuhörer hatten dann noch selbst eine knappe Stunde Zeit, Verständnisfragen oder auch prüfende Fragen zu stellen. Der schlussendliche Ausgang hatte einen tragischen Beigeschmack, fuhr doch das Auto den Bücherberg noch in der Tiefgarage gegen die Wand.

Kerner und Kölzer

Zwei andere Mediävisten sollen nicht in Vergessenheit geraten. Am 18. 12. erschien in den *Aachener Nachrichten* von mir ein Leserbrief. Er würdigte eine nun ein Jahr zurück liegende, großspurige Ankündigung von Prof. Max **Kerner**. Damals hatte er sich mächtig ins Zeug gelegt:

„Kerner wäre nicht Kerner, würde er sich die einmalige Gelegenheit entgehen lassen, dem ‚Privatgelehrten aus dem fernen Bajuwarien‘ den Marsch zu blasen und dessen ‚seltsamen Thesen‘ den Garaus zu machen. [...] ‚Was Illig behauptet, ist eine Sünde wider den Heiligen Geist, das wird in Aachen nie und nimmer vergeben.‘ Damit er in seinem frevlerischen Tun vielleicht doch noch einhält, bekommt der Mann aus München baldmöglichst ein Exemplar des Kerner-Werks – mit Widmung.“ [Stoffels 2001]

Kerner wäre wohl nicht Kerner, wenn er seinen Verbalattacken auch noch Taten folgen ließe – aber mangels Bucheingang brauche ich in meinem ‚frevlerischen Tun‘ nicht einzuhalten, wofür ich mich gerne bei Kerner bedanke. Wie viel er selbst von dem durch ihn entschleierte Karl hält, illustriert folgende Äußerung Kerners in Geilenkirchen, die ich Jürgen Schlemm verdanke:

„Nach den Gebeinen zu urteilen war er etwa 1,85 Meter groß, wenn alle 94 erhaltenen Knochen von ihm sind“, berichtete Kerner. So sei auch ein „Stück Frau mit drin“, das aber von der Heiligen Korona stamme. Dennoch sei es nicht auszuschließen, dass die Überreste tatsächlich von Karl dem Großen stammen.“ [an-o]

Gewissermaßen zum Ausgleich ist kürzlich in der Domschatzkammer zu Reims ein „Stückchen“ vom rechten Arm Karls d. Gr. entdeckt worden, wohl ein Geschenk Aachens an Kaiserin Josephine [Riemig].

Auch Prof. Theo **Kölzer** aus Bonn erinnert sich ungerne an frühere Äußerungen. Jüngst gingen Lobeshymnen auf diesen Fälschungsentlarver durch die Presse [z.B. Marszk, sueddeutsche.de oder Bild der Wissenschaft.online]. Konnte er doch die Edition der merowingischen Königsurkunden aus dem Jahre 1872 endlich durch eine neue ersetzen. Es geht um 196 Diplome (13 moderne Fälschungen

nicht mitgezählt). Von ihnen gelten 38 Diplome als Originale, die von Kölzer nicht bezweifelt werden. Doch insgesamt spricht er davon, dass fast zwei Drittel der Urkunden Fälschungen seien. Er ist stolz darauf, dass er in 20 Forschungsjahren fast 200 Texte untersucht hat und dabei 30 Fälschungen ‚entlarven‘ konnte. Anders gesagt: Schon 1986 lag die Anzahl der erkannten Fälschungen bei fast 100.

Kölzer lässt sich ob dieser Leistung landauf, landab als ‚König der Entlarver‘ feiern; das hatte schon 1998 im SPIEGEL begonnen [Schulz], lange vor Abschluss der Edition. Noch ein Jahr früher hatte Kölzer [1997, 491] sich etwas anders geäußert, als er gebeten wurde, zu meiner These Stellung zu nehmen:

„Die Anfrage von EuS verwundert mich sehr, denn die Thesen von Herrn Dr. Illig sind so abstrus, daß eine Zeitschrift mit wissenschaftlichem Anspruch Gefahr läuft, sich lächerlich zu machen. An dieser Diskussion werde ich mich jedenfalls nicht beteiligen, obwohl ich Herrn Illig dankbar sein müßte: Durch seine Eliminierung größter Teile der frühfränkischen Geschichte wäre ich eigentlich der Mühe enthoben, die kritische Edition der merowingischen Königsdiplome fertigzustellen, die vor dem Abschluß steht. Über diese vermeintlichen Phantome mag Herr Dr. Illig ein weiteres Buch schreiben.“

So ändern sich die Zeiten. Nun hat Kölzer das Buch vorgelegt und brüstet sich mit eben diesen vermeintlichen, immer zahlreicher werdenden Phantomen und gibt den Fälschungskenner, der genau weiß, dass nicht nur sehr viel, sondern auch warum so viel im Mittelalter gefälscht worden ist.

„Seit dem 12. Jahrhundert war ohne besiegelte Urkunde nichts zu machen‘, sagt Kölzer“ [Marszk].

„Wenn in einem Kloster für ein beanspruchtes Recht keine Urkunde existierte, griffen die Betroffenen häufig selbst zu Feder und Pergament“ [dpa 2002a].

Kölzer schwenkt damit auf die Linie von Konstantin Faußner ein, der ab dem Wormser Konkordat von 1122 die Rechtsgrundlage so verändert sieht, dass vielfach Kirchenbesitz über Generationen zurück mit Fälschungen ‚beglaubigt‘ werden musste. Ganz kann er Faußners Idee allerdings nicht übernehmen, sieht dieser doch vor 1122 keine einzige echte Königsurkunde [Faußner 1997], während Kölzer nun rund 60 Merowingerdiplome ‚abgesegnet‘ hat und die älteste echte Königsurkunde des Abendlandes auf 628 datiert [dpa 2002a].

Er ist nun wie Faußner der Ansicht, die meisten Fälschungen seien im 12. und 13. Jh. angefertigt worden und bringt Leben in die Diplomatiker, die bislang viele Fälschungen nicht für ihre Entstehungszeit, sondern für die Zeit bürgen ließen, für die sie fabriziert worden sind.

„Die gefälschten Urkunden müssten nun als mittelalterliche und merowingische Dokumente neu interpretiert werden. „Sehr viele Mosaiksteine der mittelalterlichen Kirchengeschichte müssen an neue Plätze gerückt werden“ [ebd.]

So erfreulich es ist, dass einmal mehr verkündet wird: „Skrupellose Mönche fälschten im Mittelalter Urkunden und erschwindelten sich damit Sonderrechte und Besitztümer“ [ebd.], so spannend wird die Frage, ob der neue ‚Fälschungskönig‘ weiterhin so tun kann, als ob er als erster und ganz im Alleingang das mittelalterliche Fälschungsunwesen aufdecken würde. Das wäre dann gleich die nächste Fälschung.

Diethard Sawicki

Die Kontrahenten werden immer jünger. Gehören Fried oder Kerner zu den 50ern, Kölzer und Laudage zu den 40ern, so rangiert Sawicki mit seinen Ko-Autoren Tilman Bendikowski und Arnd Hoffmann in den 30ern. Der frisch promovierte Historiker repräsentiert also den wissenschaftlichen Nachwuchs.

Diese drei Autoren haben ein Büchlein über „*Geschichtslügen*“ [= G.] vorgelegt, das sich in guter Gesellschaft sieht, stellt es sich doch in eine Reihe mit Georg Simmel, Friedrich Nietzsche und Hannah Arendt [G. 147 ff.]. So ist die Latte hoch gelegt. Wer allerdings die gemeinsame Einleitung studiert, bemerkt schnell, dass hier keine Linie gefunden worden ist, geschweige denn durchgehalten oder gar zu einem – fehlenden – Resümee gebracht worden wäre. Es gelingt nämlich dem zornigen Nachwuchs nicht, eine Definition von Geschichtslüge zu finden. Da ist von der moralisch gewerteten Lüge die Rede [G. 7], von der „Lebenslüge“, insbesondere nach 1945 [G. 8], da ist mit Wilkomirski von einem veritablen Betrüger die Rede, von dem man aber nicht weiß, ob er „vorsätzlich ‚gefälscht‘“ oder eine „kognitive Fehlleistung“ vollbracht hat [G. 8 f.], da geht es um justifiable Lügen wie „die sogenannte ‚Auschwitzlüge‘“ [G. 9], um „echte Lügen“ deutscher Historiker nach 1945 [G. 10] und vielleicht sogar um Lügen der historischen Wissenschaft [G. 13]. Doch steht schon fest, dass „in den historischen Wissenschaften die Lüge wenig Chancen“ hat [G. 8] und sie sich „trotz ihrer kühlen methodischen Rationalität [nur dann] mit Lügen auseinandersetzen muss, wenn namhafte Historiker“ wegen ihrer Biographie in Verdacht geraten [G. 11].

Dementsprechend bunt und fleckig ist die Palette der einzelnen Kapitel. Es geht um die Bedeutung von Lüge und Fälschung in der Geschichtswissenschaft, um „protestantische Geschichtslügen“ des späten 19. Jhs., um den „Lügenkaiser Karl der Große?“, über die Bundestagsdebatte zur „Wehrmachts-

Ausstellung“ von 1997 und um Gedanken von Prof. Hans Mommsen. Hoffmann will als erstes klären,

„was unter ‚Lügen‘, und im besonderen auch unter ‚Fälschungen‘ überhaupt verstanden werden soll, und zweitens, was eine Lüge zu einer ‚Geschichtslüge‘ qualifiziert“ [G. 16].

Er zitiert u.a. Augustinus, für den die Lüge von drei Dimensionen der Unwahrheit gekennzeichnet wird:

- Die materielle Unwahrheit, bezogen auf die objektiv falsche Aussage;
- die formelle Unwahrheit, als bewusst unwahrhaftige Diskrepanz zwischen Aussage und Gedanken;
- die diskursive Unwahrheit, als Absicht, den Hörer zu täuschen [G. 21].

So beschäftigen Hoffmann zunächst Fälschungen und ein Phänomen:

„Die Fälscher aller Epochen sahen und sehen sich grundsätzlich vor das Problem gestellt, Zeit zu simulieren, oder metaphorischer ausgedrückt: Zeiteinsparungen zu machen“ [G. 30],

um in der zugehörigen Fußnote anzufügen: „Andere Zeiteinsparungen sicherlich als die von Gunnar Heinsohn und Heribert Illig gemeinten“ [G. 30, 49]. Sein Resümee ist erhellend:

„Fälschungen sind insoweit zu historisieren, als deren Entstehungs- und Motivationskontexte, aber sicherlich auch die Entwicklung der jeweiligen Techniken, die Bedeutung und Funktion von Fälschungen bedingen.“ [G. 32]

Daraufhin wird neuerlich der Fall Benjamin Wilkomirski angesprochen. Ein Bruno Dössekker veröffentlichte unter falschem Namen seine fingierten Kindheitserinnerungen als Zeuge bzw. Überlebender von Auschwitz und wurde „unmittelbar zum Shootingstar der Erinnerungskultur“ [G. 33]. Es war kein Historiker, sondern ein Journalist, der die Täuschung entlarvte. Wegen ihr

„scheint die Bedrohung des historischen Arbeitens, Denkens und Erinnerns im Sinne der Aufklärung durch solche Täuschungsmanöver auf der Hand zu liegen“ [G. 35].

Ob dieser massive Betrug überhaupt eine „Geschichtslüge“ ist, bleibt für das Dreigespann offen, will doch der Ägyptologe und aktuelle Mode-Epistemologe Jan Assmann das Buch nicht als Fälschung verstehen, sondern „einen besonders schweren Fall von Gedächtnisstörung“ diagnostizieren [G. 50].

Ab da geht es um eine „kleine ‚Phänomenologie‘ der Geschichtslügen“, um Echtheits- und Faktizitätsbewertungen bei den „Protokollen der Weisen von Zion“, beim „Anne-Frank-Tagebuchs“, bei Lidice 1942, Katyn 1940 oder Marzabotto 1944 und um vieles andere, bis hin zur „‚Vergangenheitsbewältigung‘ der Deutschen“ [G. 36 f.]. So entsteht ein qualitativer Begriff der ‚Ge-

schichtslüge', mit dem die Geschichtswissenschaft „schwerlich arbeiten und forschen kann“ [G. 38]. Das hindert aber Hoffmann nicht daran, auch noch Lebenslügen von Historikern des 20. Jhs. „als eine Facette des Begriffs der ‚Geschichtslüge‘“ [G. 40] zu behandeln. Er möchte aber die umstrittenen Historiker weniger moralisch als Lebenslügner verurteilen [G. 41], weil:

„Bei der Analyse von Vergangenheiten darf das normative Werturteil über vergangene Entwicklungen, Ereignisse und Personen nicht zur Leitperspektive der historischen Forschung werden. Nicht nur, weil sich die methodisch-theoretische Arbeit des Historikers mit Rückgriff auf moralisch-ethische Fragen rational schwer begründen ließe, sondern auch, weil die Gefahr der Ideologisierung bzw. Instrumentalisierung durch moralische Werte unüberwindbare Schranken zwischen historischen Interpretationen aufbauen könnte, die durch die historische Arbeit und deren intersubjektive Geltungsansprüche nicht mehr zu überwinden sind.“ [G. 40]

Wir werden sehen, dass dies alles nicht gilt, wenn es gegen meine These, gegen meine Person geht. Das geschieht nach einem Kapitel über die wechselseitigen Vorwürfe von Protestanten und Katholiken, Geschichtslügen zu verbreiten, wie etwa die, dass Martin Luther ein Säufer, Schürzenjäger und Selbstmörder gewesen sei. Im Rückblick darauf ging ein evangelisches Lexikon „*Religion in Geschichte und Gegenwart*“ so weit, dass es das Problem der Geschichtslüge paradox dahin zuspitzte, „daß alle Geschichte G.[eschichtslüge] ist“ [G. 67]. Hier aber bremst Bendikowski erschrocken: „Das wäre freilich absoluter Skeptizismus und das Ende der Historie.“ [G. 67]

Vor diesem wollte aber Sawicki noch mit mir als einem „Wilden“, „Bauern“ und „Provinzler“ abrechnen, von dem das Motto zu seinem Kapitel spricht [G. 75]. Sein Anspruch ist hoch: Durch

„Anwendung des theoretischen und methodischen Instrumentariums der von ihm [Illig] attackierten Geschichtswissenschaft wird schließlich sichtbar, auf welcher Ebene die spektakuläre These vom erfundenen Mittelalter wirksam angreifbar ist. Für eine Historiographie, die jenseits reiner Polemik kritisch in die Öffentlichkeit wirken will, ist solches Wissen unverzichtbar. Es geht daher nicht darum, einen unliebsamen Außenseiter zu demontieren, sondern um eine produktive Auseinandersetzung, an deren Ende weiterführend theoretische Erkenntnisse stehen sollen.“ [G. 78]

Daran wird Sawicki speziell zu messen sein. Doch sogleich wird sichtbar, dass es sich nur marginal um die Kritik eines Historikers handelt, sondern um das Psychologisieren eines Mannes, der über Geistesheerei und Spiritismus im 19. Jh. promoviert hat und auch ansonsten den Bereich von Aberglauben

und Okkultismus kaum je verlassen zu haben scheint. Und so psychoviviseziert er mich nach Kräften.

Dieser ‚Mittelalter-Spezialist‘ befindet als erstes, dass mich „Außen-seitertum als fixe Idee“ plage [G. 78], worauf die rhetorische Frage folgt: „Waren es eigene Erfahrungen des Scheiterns im akademischen Betrieb?“ [G. 79]. Wir folgen also den Gedanken eines streng wissenschaftlichen Denkers. ‚Konsequenterweise‘ folgt unmittelbar mein Bezug zu einem offensichtlich Verrückten: zu jenem Velikovsky, dessen

„kosmische Theorien auf einem ähnlich psychedelischen Erregungs-niveau anzusiedeln sind wie das Spätwerk von Wilhelm Reich“ [G. 79].

Ihn kennzeichnete eine „obsessive Beschäftigung mit Problemen der Chronologie“ [G. 79], eine „Kombination aus Astrologie [!], Chronologie und Erdgeschichte“ [G. 86]. Das führte bei mir zu einem „Bekehrungserlebnis“ [G. 83] – und indem der Analytiker meine eigentlichen Wurzeln bei Jean Hardouin, Peter F. J. Müller und Wilhelm Kammeier findet, gewinnt er endlich Bezug zu ihm vertrauten Gebiet:

„Offenbar sind alle drei Gedankenkonstrukte an weltanschauliche Positionen religiöser oder quasireligiöser Natur gebunden, die sich den rein methodologischen Kritikverfahren des historiographischen Diskurses entziehen. Dieses metaphysische Moment ist ein essentieller Bestandteil der Fälschungstheorien von Hardouin bis Illig“ [G. 82].

Weniger gespreizt ausgedrückt, denkt Sawicki an den archimedischen Punkt, von dem aus ich „gleich die gesamte Chronologie und den fachwissenschaftlichen Konsens“ aushebeln kann [G. 82].

„Allem Anschein nach ist Heribert Illig weder überzeugter Katholik noch teilt er das von einem Ursprungsmythos ausgehende Geschichtsbild Müllers [...] Wo aber liegt dann der Stützpunkt, den Illig braucht?“ [G. 82 f.]

Die Hinterweltler

Da der Nachwuchsmann nur alten Aberglauben kennt, präsentiert er eine verstaubte Trumpfkarte, das Buch „*Verkappte Religionen*“ von Carl Christian Bry (1892-1926), eigentlich Carl Decke, aus dem Jahre 1924. Dort steht:

„Religion sagt: Der letzte Sinn deines Daseins liegt j e n s e i t s deines Lebens, liegt ü b e r deinem Leben [...]“

Verkappte Religion hingegen sagt: H i n t e r deinem gewöhnlichen Leben und h i n t e r der gewöhnlichen Welt liegt etwas bisher Verborgenes, [...] Der Anhänger der verkappten Religionen glaubt an etwas h i n t e r der Welt. Man kann ihn kurzweg den Hinterweltler nennen.“ [Bry 62]

Ausgerüstet mit diesem seltsamen Trennmechanismus attackiert Bry seine ihm erbärmlich vorkommende Zeit: den Shakespeare-ist-Bacon-Forscher und den Antisemit, den Vegetarier und den Fakirzauber, den Hass gegen Freimaurer, die Sexualreformer oder die Zahlenspekulanten an der Cheopspyramide. Wäre demnach jede engagierte, gar obsessive Beschäftigung – siehe Velikovsky – bereits Hinterweltlertum, jede Spezialisierung eine Gefahr? Das dann doch nicht: Denn der seriöse Wissenschaftler wird durch

„die genauere Kenntnis seines Spezialgebietes [...] davor bewahrt, alles zu verschlucken und monoman zu werden [...] Das Spezialgebiet des Hinterweltlers tut gerade das Gegenteil. Es schluckt den ganzen Kosmos mit- samt allen Konkurrenzmonomanien.“ [Bry 67]

So darf vor Bry der Sinologe mit seiner alleinigen Kenntnis der 5. Dynastie bestehen [ebd., 67], Oswald Spengler mit seiner weiten Gesichtssicht dagegen nicht [ebd., 168], genauso wenig wie Frank Wedekind [ebd., 115] oder die Sozialisten [ebd., 169] oder Freud [ebd., 235 ff.] und viele andere.

Die zum Teil scharfsinnigen Beobachtungen eines jungen Konservativen, der früh die Hitlerdiktatur vorausgesehen hat, haben mich als 15-Jährigen auch beeindruckt, zumal ich damals mit der Witwe von Bry und seinem zweiten Verleger, also mit dem Gräfelfinger Ehepaar Helene und Dr. Edmund Gans darüber reden konnte. Mit 20 war ich ein Stück weiter, indem ich merkte, dass Brys Unterscheidung starken religiösen Glauben voraussetzt.

Ebenso könnte gelten: Es gibt ein gewöhnliches Leben, das teils verständlich, teils unverständlich abläuft. Doch da sagen einige: ‚Diese gewöhnliche Welt ist uninteressant; es zählt allein das, was hinter, über, jenseits diesem Leben liegt. Dass es so etwas überhaupt gibt, musst du uns einfach glauben.‘ So hätten wir die Scheidung zwischen der realistischen, meinetwegen materialistischen und der religiösen Weltsicht – und Religion wäre mit verkappter Religion identisch. Ähnlich hat das Julius Levin schon 1926 gesehen:

„Religion und Verkaptheit – zweieinig sind sie, nicht zu trennen. [...] Die Religion – verkappter Glaube – kümmert sich um die Andern: sie fabriziert Dogmen, fabriziert Neophyten, fabriziert Verketzerungen und fabriziert, sobald sie kann, Märtyrer. [...] Man darf den von Bry stigmatisierten und belächelten verkappten Religionen unserer Zeit, wie peinlich zu tragen sie auch sein mögen, nachsagen, daß sie verhältnismäßig unschuldig sind. Ich ziehe die Begeisterung für Esperanto, Faust-Exegese und Rhythmische Gymnastik den Dogmen der Konzile und der Reformationskongresse aller Art und aller Zeiten weit vor. Unse verkappten Religionen, besonders der Pazifismus und die Psychoanalyse, haben noch nicht angestrebt, Menschen, die ihre ‚Ergebnisse‘ [...] nicht anerkennen, auf den Scheiterhaufen zu senden. Und selbst wenn in ihrer Macht stünde,

es zu tun, würden sie auf Mord verzichten, eben das, wodurch die verkappten Religionen anderer Epochen zu ‚wirken‘ nicht müde werden, und was ekelhaft bleibt trotz der den Opfern nachgeweineten Krokodilstränen, ja durch diese Krokodilstränen doppelt ekelhaft wird.“ [Levin 301]

Zurück zu Sawicki

Unser junger Aberglaubenforscher weiß davon nichts, will nichts davon wissen, weil er diffamieren will, sowohl meine Person wie alle meine Mitstreiter. So wird Gunnar Heinsohn als nächster ‚bedient‘. Seine „Publikationen oszillieren auf irritierende Weise zwischen akademischer Welt und weltanschaulicher Subkultur“, er ist zwar „*Leiter eines Raphael-Lemkin-Instituts für Xenophobie- und Genozidforschung*“ [G. 86].

„Es stimmt aber doch nachdenklich, dass er sich an ein so sensibles Thema wie die Ursachen des Holocaust wagt und sich dabei auf die gleiche Argumentenlogik wie im Falle seiner Neandertaler-Thesen beruft“ [G. 87], nämlich auf die Methode der parallelen Rätselkumulation (auf die Robert Zuberbühler in diesem Heft zu sprechen kommt). Wir lernen, dass somit die Logik je nach Rätsel eine andere sein soll und wundern uns nicht über die Schlussfolgerung:

„Die Geisteswissenschaft könnte bei konsequenter Anwendung von Heinsohns Methode endlich mit wirklich schillernden Resultaten aufwarten – etwa, wenn das Verschwinden des Bernsteinzimmers, der SS-Kultraum auf der Wewelsburg und die ersten Sichtungen Fliegender Untertassen als ‚benachbarte Rätsel‘ erkannt würden, die ein bislang unentdeckter Zusammenhang verbindet [...]. Die innere Logik der ‚Rätselkumulation‘ gehorcht den Gesetzen der Dramaturgie, nicht denen der wissenschaftlichen Argumentation.“ [G. 87]

Letztere ist bei Sawicki zu finden, bei dem allerdings die „Freude am Kuriosum jedoch nach und nach einem Gefühl aufsteigenden Zornes“ weicht [G. 88]. Er findet bei mir – und er hat viele meiner Schriften zur Hand genommen, die ägyptologischen und die *Zeitensprünge* ausgenommen –

„keine weiten Aussichten, keine straffe Argumentation, sondern wird durch ein Labyrinth stickiger Vorzimmer und gewundener Korridore geschleust, aus dem Illig nur zwei Ausgänge kennt: den Verweis auf vermeintliche Gesetzmäßigkeiten historischer Abläufe und die Berufung auf Handlungswahrscheinlichkeiten, die er aus einer für den Hausgebrauch entworfenen Psychologie historischer Subjekte gewinnt“ [G. 88].

„Illigs These vom zusammengefälschten Mittelalter ist zudem so konstruiert, dass sie auf der rein 'fakten'bezogenen Ebene, auf der er die Historikerzunft herausfordert, nicht widerlegt werden kann“ [G. 89].

Auf klassischen Zirkelschlüssen aufbauend,

„greift dann ein von Illig zu seiner Bequemlichkeit entdecktes ‚Gesetz der architektonischen Evolution‘. Demnach kann sich die Komplexität architektonischer Leistungen nur durch einen langsamen, über Generationen verlaufenden Lernprozess steigern. Gehen diese handwerklichen Kenntnisse verloren, müssen sie wiederum erst ‚über mehrere Generationen hinweg‘ erlernt werden. [...] Wo Heribert Illig mit Antworten wie dieser aufwartet, beginnen eigentlich erst die Fragen – und zwar solche höchst diffizilen theoretischen Charakters. Inwiefern ist es überhaupt angemessen, bei Kulturphänomenen mit Konzepten evolutionär bzw. gesetzmäßig verlaufender Entwicklungen zu operieren?“ [G. 89 f.]

So also löst sich das Rätsel von Aachens Wölbung! Es ist erstaunlich, was heutige promovierte Historiker alles nicht lernen, indem sie sich auf Aberglauben spezialisieren und wie die Hinterwäldler herumtappen. Es ist zwar großzügig, Grundprinzipien der Kunstgeschichte als mein Gesetz auszugeben, verrät aber doch massive Ignoranz. Hat Sawicki wirklich noch nie von der Bauentwicklung der gotischen Bauidee gehört, oder von der Entwicklung der Wolkenkratzer? Alles meine Erfindung? Zu viel der Ehre.

Die Kunstgeschichte wird maßgeblich von der typologischen Reihung geprägt, also von dem geduldigen Zusammenstellen möglichst vieler Objekte einer Kunstgattung – ob vorgeschichtliche Bügelfibel oder gotische Hallenkirche – und ihrem Anordnen auf einer Zeitskala, wobei jeweils minutiös hinterfragt wird, ob Abstammung (Filiation) vorliegt oder Parallelentwicklung, wie sich zum Beispiel die Romanik im Elsass, im Rheinland und im Scheldegebiet auseinander entwickelt hat und schließlich voneinander unterscheidet. Erst jetzt – aber das dreht sich im hermeneutischen Kreis – setzen Überlegungen ein, ob primär Formwille oder technisches Können die Weiterentwicklung vorangetrieben hat, inwieweit sie sich ergänzt oder auch behindert haben. Erst jetzt liegt das Material vor, auf dem alle weiterreichenden Theorien fußen. Das kann jeder in einem Buch über Baustilkunde [z.B. Koch 1988] erfahren, auch wenn selbst dort das zu Grunde liegende Prinzip stillschweigend vorausgesetzt und nicht beschrieben wird.

Das ist zugleich meine Antwort auf den bequemen Vorwurf, ich sei Objektivist, Positivist und theorieresistent [G. 97 f.]. Ich zeige, dass und wie das zu Grunde liegende Material ganz anders anzuordnen ist. Damit entziehe ich allem Theoretisieren über die frühere Anordnung den Boden. Meine Arbeit ist

zu einem Großteil nicht mit dem feingesponnenen Instrumentarium zu leisten, das nicht zuletzt ersonnen worden ist, um den Widersinn zu erklären, der durch die jetzt als falsch erkannte Anordnung in ‚die Geschichte‘ geraten ist [s. a. G. 98]. Ich wage einen paradigmatischen Vergleich, nachdem mich Sawicki bereits zu Archimedes gestellt hat [G. 82]: Es wäre völlig sinnlos, Kopernikus vorzuwerfen, er beherrsche das raffinierte Epizykel- und Exzentermodell des Ptolemaios nicht, war es doch zu dem einzigen Zweck ersonnen, das geozentrische Weltbild mit den faktischen Beobachtungen in Einklang zu bringen. Bei neuem Bezugspunkt entfällt so ein theoretisches Gebilde ersatzlos.

Nun könnte sich der höchst diffizile Theoretiker zum Beispiel die Frage stellen, ob es nicht ausschließlich im Geistesleben eine Evolution gibt, dann nämlich, wenn erlernte Fähigkeit bewusst weitergegeben werden kann, während bei einer biologischen Evolution ohne derartigen Rückkopplungseffekt ‚die Evolution‘ Jahrtausende blind herumstochern soll. Aber dazu müsste der Historiker auch noch die Biologie kennen, in der ihm sein luzides Wissen um Aberglaube, ihm adäquater formuliert: seine superstitiösen Aversionen, noch weniger weiterhelfen.

Dann macht sich der Bock zum Gärtner, indem er mir beibringen will, wie man „den persönlichen Angriff möglichst elegant in eine scheinbar sachbezogene Kritik zu hüllen“ im Stande ist [G. 91] – das lehren seine 30 Seiten nun wirklich nicht, brilliert er doch mit der Tücke des Giftpfeils. Mit ihr bewältigt er meine Registrierung als Verschwörungstheoretiker, immer nach dem effizienten Primitivraster der Zwickmühle: Würde ich mich als Historiker bezeichnen, würde mich die gesamte Zunft als Hochstapler bezeichnen; nenne ich mich folglich Außenseiter, weist mir Sawicki dies als fixe Idee nach [G. 78]. Nenne ich keine ‚Verschwörer‘, „blieb er diese Antwort weitgehend schuldig“ [G. 92]. Im zweiten Buch nenne ich Protagonisten, ergo:

„nachdem die vermeintlichen Täter einmal namhaft gemacht sind, wird die Nähe der Thesen Illigs zum Genre der Verschwörungstheorien deutlich erkennbar“ [G. 95].

Das passt aber gar nicht, denn: „Üblicherweise erklärt eine Verschwörungstheorie ein Gutteil der Missstände der Gegenwart und verspricht eine grundlegende Besserung“ [G. 96]. Weil das fürs Mittelalter so schlecht greift, hätte ich es nur zur „Schwundstufe einer Verschwörungstheorie“ gebracht [G. 96]. Und weil die „allgemeine Anerkennung seiner Theorie durch die Wissenschaft für die Lebenswelt eigentlich irrelevant wäre“ [G. 97], ist endlich erkannt, dass die Wissenschaft nicht der Lebenswelt angehört, und zudem:

„Es geht nicht um Karl den Großen, nicht um die Geschichte, nicht um die Zukunft, sondern darum, Heribert Illig als den Außenseiter berühmt

zu machen, der durch seinen Scharfsinn die bornierten Zunfthistoriker blamiert“ [G. 97].

Das also ist des Illigs Kern, mein Stütz- und Orientierungspunkt, an dem ich meinen archimedischen Hebel ansetze: Blanke Ruhmsucht als Argumentationsbasis! Was für ein jämmerliches Pseudo-Ergebnis nach 30 Seiten Gefigte. Und selbst diese historikferne Niete hält nur zwei Seiten, denn Sawicki endigt seine ‚Analyse‘ mit dem furchtbaren Satz: Illigs „Bücher über die ‚Karlsruhe‘ bleiben autistisch“ [G. 99]. Dieser Befund stimmt mich melancholisch. Schließlich kannte ich bislang ausschließlich autistische Bücher: Sie stehen still im Regal, reagieren nicht auf Außenreize, agieren nicht, bleiben stumm. Und nun wären meine Bücher wie alle anderen? Wo bleibt da mein Ruhm? Oder meint Sawicki, dass vielmehr der Autor dieser Bücher autistische Züge hätte, unfähig, „diese Selbstreferentialität aufzubrechen“ [G. 99]? Aber dann wäre ich die Quadratur des Zirkels, der erste Autist, der Beifall und Ruhmbekundungen von seiner Mitwelt braucht – also in Sawickis perfid verformter Logik sicher ein doppelt Verkrüppelter? Wohl deshalb reicht es bei mir nur zu „haltlosen psychologischen Spekulationen“ [G. 91].

Dieser sublimen Menschenkenner hat auch meine anachronistische Ansicht bemerkt, dass zu allen Zeiten „Macht und Einfluss, Hass und Liebe, Neugier und fundamentalistische Absichten“ die Gemüter der Menschen bewegt haben [G. 90]. Dabei sei es seit Foucault geläufiger Wissensstand, „dass das vermeintlich allgemein Menschliche ebenfalls historischem Wandel unterworfen ist“ [G. 91]. Da stutze ich. Der subtile Logiko-Theoretiker hat eine Kleinigkeit nicht bemerkt. Wenn ich mehrere Jahrhunderte eliminiere und zerstöre, nur um Ruhm zu ernten, dann unterstellt mir Sawicki ausgerechnet ein Motiv, das sich trotz Foucault seit Jahrtausenden nicht verändert hat: Um ewigen Nachruhm zu erringen, hat ein gewisser Herostrat -356 den Artemistempel zu Ephesos angezündet und zerstört. Wenn doch frischpromovierte Historiker außer Superstition und Vulgärpsychologie auch noch ein bisschen Historie kennen würden...

Bezeichnend ist, dass Sawicki es gar nicht für nötig erachtet, den Lügner dingfest zu machen: Sind nun Karls-Fälscher die Lügner oder bin ich der Geschichtslügner, weil ich eine Fälschung aufdecke? Ist der „Lügenkaiser“ ein erlogener, oder habe ich die „Geschichtslüge“ des „Lügenkaisers“ in die Welt gesetzt, im Sinne von Fried als „Karlsruhe“ die „Karlsruhe“ erfunden? Sawicki hält im übrigen die „Hypothese einer ‚Karlsruhe‘“ für eine „herrliche Vorlage“ [G. 92]. Er möge sich diese ‚Unschuld‘ besser nicht bewahren. Der Begriff wurde bewusst geprägt, um die Assoziationen mit „Auschwitzlüge“ und „Auschwitzlügen“ aufsteigen zu lassen. Dasselbe gilt für

unser Trio: Ohne erkennbaren Zusammenhang steht hier die „Karlsruhe“ zwischen lauter Disputen zur „Auschwitzlüge“, als ob auch die „Karlsruhe“ allmählich den justitiablen „Geschichtslügen“ [G. 9] zugerechnet werden solle.

Ohnehin ist dunkel geblieben, warum die Mittelalterthese zwischen lauter Zeitgeschichte des 20. Jhs., zwischen Calic-Fälschungen und Wilkomirski platziert worden ist. Sawicki hat in keiner Weise klargestellt, ob und wo bei mir die Lüge beginnt, wie – siehe Augustinus (s.S. 160) – meine objektiv falsche Aussage lautet, wo die bewusst unwahrhaftige Diskrepanz einsetzt und wo die Täuschungsabsicht. Ist nun Wilkomirski oder bin ich der größere „Geschichtslügner“? Da wird ein übler Eindruck erweckt, wie beispielsweise ein Leserbrief im jüngsten *Skeptiker* bestätigt [4/2001, 210].

Doch Sawicki könnte sich sogar darauf hinausreden, er habe mich gar nicht als Verbreiter einer „Geschichtslüge“ angeprangert, sondern nur als unfähigen Wissenschaftler und unliebsamen Außenseiter, obwohl er gerade das explizit nicht gewollt hat (s.S. 161). Wenn solche grobporige Schwammigkeit Resultat des methodischen Instrumentariums der Zunft ist, dann ist es dringend reformbedürftig, genau so wie ihre Pädagogik.

Der eingangs präsentierte Anspruch, mit bestem Handwerkszeug aufzuzeigen, „auf welcher Ebene die spektakuläre These vom erfundenen Mittelalter wirksam angreifbar ist“ (s.S. 161), ist eingelöst worden: Es geht offensichtlich nur auf der polemischen Ebene, mit der die Historiographie gerade nicht in die Öffentlichkeit wirken sollte (ebd.). Und weiterführende theoretische Erkenntnisse sind auch nicht präsentiert worden, sondern nur altbekannte. Etwa:

„Es macht den besonderen Reiz und die besondere Schwierigkeit der Geschichtswissenschaft aus, die Spannung zwischen subjektiver, gegenwartsbezogener Erschaffung von Erzählungen und den objektiv vorhandenen Spuren vergangenen menschlichen Handelns und Leidens zum treibenden Prinzip der Forschung zu machen.“ [G. 98]

Hehre Worte, doch was täte ich anderes? Ich betrachte die „objektiv vorhandenen Spuren“, aber nicht nur Quellen, sondern auch archäologische Spuren, und kontrastiere den resultierenden Widerspruch mit den heutigen Geschichtserzählungen der Historiker. Für diese ‚Spannungsbewältigung‘ werde ich von Sawicki ‚des Platzes verwiesen‘. Mich interessiert nicht, ob Sawicki vielleicht protestantisch oder latent okkultistisch, aschblond oder leptosom ist, sondern die Stringenz seiner Argumentation. Gegen seine erklärte Absicht ist ihm nur eine Polemik gelungen. Ein Historiker, der kaum ein mediävistisches Argument bringt, wenn es ums frühe Mittelalter geht, sondern lieber psychologisiert, beleidigt und diffamiert, ist kein Wissenschaftler. Wenn in der Einleitung des Buchs gesagt wurde, dass die moralische Wertung für den Wissen-

Wertung für den Wissenschaftler nicht statthaft ist, dann hat diese Erkenntnis nicht alle drei Verfasser dieses Vorworts erreicht.

Nun mag ein Sawicki sein, wie er will, aber wie steht es mit seiner Fakultät, mit der Universität? Will sie derartige Doktoren züchten? Sieht so der angestrebte Junior-Professor aus? Wird Diffamierung zum Königsweg für eine schnelle Habilitation? Schämt sie sich nicht ob solcher polemischer Druck- und Machwerke? Ist die üble Nachrede gegenüber unbequemen ‚Ausenseitern‘ bereits Pflicht? Steht da niemand auf, um einen zur Raison zu bringen, der sich wie ein ‚akademischer Heckenschütze‘ benimmt, um keine härtere Formulierungen zu bemühen? Und wird aus der Universität Bochum, von der das Triumvirat stammt, allmählich die ‚Bochumer Schule‘, die auch schon einen ‚Spezialisten‘ wie Sepp Rothwangl gegen mich munitioniert hat [vgl. Illig 2000d, 672]?

Paderborn und neue Hoffnung?

In Paderborn geschah – im Zeichen knapper öffentlichen Kassen - etwas Rares: Es ist ein *Institut zur interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens* gegründet worden. Schon einige Monate aktiv, ist es nun offiziell eröffnet worden. Ihm stehen die Professoren Ernst Bremer, Jörg Jarnut und Matthias Wemhoff vor, wobei letzterer nicht zuletzt wegen der Ausstellung von 1999 in den Professorenrang erhoben worden ist.

„Ausgerechnet Karl der Große war wohl irgendwie der Initiator für das neue Institut“ [dpa 2002b; auch im Folgenden]. Im Gefolge ‚seiner‘ Ausstellung drängten sich die Geldgeber: Universität, Stadt und Kreis Paderborn, Landschaftsverband Westfalen-Lippe, das Land Nordrhein-Westfalen und private Sponsoren. Zu den drei Vorständen gesellen sich weitere elf Professoren und zwei feste Mitarbeiter in der Geschäftsführung. Weiter gehört ein Mittelalterkolleg dazu („Kloster und Welt im Mittelalter“), das als Graduiertenkolleg geführt wird. Bereits sieben Doktoranden sind an der Arbeit. „Großgeschrieben wird das Fächer übergreifende Arbeiten“, mit Blick auf die ganze Welt. Bremer kommt zu einem überraschenden, antizipierend wirkenden Schluss:

„Die so genannte dunkle Zeit ist zu einer lichten und hellen Epoche geworden.“ [...] Das Institut soll die dunkle Zeit noch etwas heller machen – und zwar umfassend.“

So stellte der Geschäftsführer bereits spannende Themen vor: „Wie wurde damals Mathematik betrieben? Wie kommunizierten Menschen miteinander?“ Wir können also beruhigt sein. Grundlegende Forschung wird interdisziplinär und international auch noch die letzten schattigen Winkel des Mittelalters ausleuchten, auch wenn unter den Professoren kein Chronologiespezialist zu

finden ist. Wir werden sehen, ob dort kritisch geforscht oder nur die herrschende Lehre immunisiert wird.

Immerhin hat Johannes Fried in Leipzig auf Einladung von McKinsey neue Richtlinien für die Forschung vorgestellt, die Sawicki und seine Ko-Autoren unglückseligerweise noch nicht kannten:

- „Wißbegier läßt sich nicht aufhalten und kontrollieren schon gar nicht“;
- „Universitäten ohne wissenschaftlichen Wettstreit verkümmern“;
- „Keine Warnung vor der curiositas, der Neugier, zügelte diese – immer gab es einen Triumph des Verbotenen über die Verbieter“;
- „Der Mediävist „sollte den Zufall, das Spiel, die Muße ernster nehmen“;
- „Es gibt keine Ethik des Wissens – die Ethik der Forschung heißt Forschen (nach Max Weber)“ [aus Kemmerer].

Demnach wäre der Nachwuchs genauso wie der *Skeptiker* gut beraten, sich nicht von vornherein als vorzeitig gealterte Bremser und Verhinderer zu sehen, sondern doch wenigstens modest wissbegierig.

Literatur, soweit nicht in den anschließenden Nachträgen zur Phantomzeitdebatte enthalten

- Althoff, Gerd (2002): „Der Herrscher badet gern lau. Kaum ist Otto der Große in archaische Ferne gerückt, da holt Johannes Laudage ihn wieder zurück“; in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, vom 9. 2. 2002
- an-o (2001): „Der Historiker Max Kerner zum Mythos um ‚Karl den Großen‘. Im Heiligen ist ein Stückchen Frau drin“; in: *Aachener Nachrichten*, vom 22. 10. 2001
- Bendikowski, Tillmann / Hoffmann, Arnd / Sawicki, Diethard (2001): *Geschichtslügen. Vom Lügen und Fälschen im Umgang mit der Vergangenheit*; Münster
- Bry, Carl Christian ([†]1964): *Verkappte Religionen*; Lochham – München
- dpa (2002b): „Mittelalter fasziniert die Menschen. Paderborner Forschungsinstitut wird heute eröffnet“; in: *Lippische Landes-Zeitung*, vom 31. 1. 2002; auch <http://hrz.uph.de/ieman/>
- dpa (2002a): „Mittelalterliche Mönche fälschten Urkunden. Dokumente sollten Ansprüche auf Sonderrechte und Besitztümer belegen“; in: *sueddeutsche.de* vom 11. 1.
- Faubner, Konstantin (1997): *Königsurkundenfälschungen Wibalds von Stablo im bayerisch-österreichischen Rechtsgebiet*; Sigmaringen
- Fried, Johannes (2002b): „Freispruch für eine Majestät. Wurde Ludwig II. zum Mörder seines Arztes? Die historischen Zeugnisse lassen diesen Schluss nicht zu – Über Erinnerung, Überlieferung und historische Wahrheit“; in: *SZ*, vom 2. 3. 2002
- (2002a): „Karl, der große Europäer? Ein dunkler Leuchtturm“; in: *Der Spiegel*, 3/2002, 132-141, vom 14. 1. 2002

- (1996): „Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte“; in: *Historische Zeitschrift* CCLXIII (2) 291-316
- G. = *Geschichtslügen*, s. Bendikowski et al.
- Herrmann, Dieter B. (2000): „Die Legende vom erfundenen Mittelalter. Astronomische Argumente gegen die Phantomzeit des Heribert Illig“; in: *Skeptiker* 4/2000
- Illig, Heribert (2001b): „Vergebliche Abwehr“; in: *Skeptiker* 4/01,184-187
- (2001a): „Warum sollte Kerner die Diskussion voranbringen?“; in: *Aachener Nachrichten*, vom 18. 12. 2001
- (2000d): „Astromanie und Wissenschaft“; in: *ZS* 12 (4) 662-679
- (2000c): „Den Mythos erinnern, Karl vergessen“; in: *ZS* 12 (4) 626-638
- (2000b): „Naturwissenschaftler verteidigen ‚ihren‘ Thron“; in: *ZS* 12 (3) 476-492
- (2000a): „Brennpunkt Phantomzeit. Ein Situationsbericht“; in: *ZS* 12 (1) 126-147
- (1997): „Von Wenden und schrecklichen Visionen. Die Mittelalterdebatte wird umfassend“; in: *ZS* 9 (2) 260-285
- (1996): „Von der Karlslüge. Über die Fortsetzung einer wissenschaftlichen Debatte“; in: *ZS* 8 (3) 327-336
- Kemmerer, Alexandra (2002): „Wir kennen die Geschichte. Vor Edelgard war Karl: Johannes Frieds Bildungsreform“; in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, vom 23. 1.
- Koch, Wilfried (1988): *Baustilkunde. Europäische Baukunst von der Antike bis zur Gegenwart*; München
- Kölzer, Theo (1997): „Brief statt Kritik“; eine von neun Stellungnahmen zu der Anfrage von Heribert Illig: Enthält das frühe Mittelalter erfundene Zeit?“ in: *Ethik und Sozialwissenschaften* 8 (4) 491
- L. = Laudage, Johannes (2001): *Otto der Große. Eine Biographie*; Darmstadt
- Levin, Julius (1926): „Verkappte Religionen“; in: *Weltbühne*, vom 23. 2. 1926, 300 ff.
- Marszk, Doris (2001): „Zwei Drittel der Merowinger-Urkunden sind Fälschungen“; in: *bild der Wissenschaft online*. Newticker 10.12.2001, abrufbar unter http://www.wissenschaft.de/sixcms/detail.php?id=108740&template_id=518&
- Matthiesen, Stephan (2001): „Erfundenes Mittelalter – fruchtlose These!“; in: *Skeptiker* 2/01, 76-79
- Riemig, Annette (2001): „Karls Arm per Zufall in Reims wiederentdeckt“; in: *Aachener Nachrichten*, vom 10. 10. 2001
- Schulz, Matthias (1998): „Schwindel im Skriptorium“; in: *Der Spiegel*, vom 13. 7. 98
- Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (1999): *799 · Kunst und Kultur der Karolingerzeit · Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn*; Band I des Katalogs, Mainz
- Stoffels, Alfred (2002): „Rundumschlag gegen den armen Kaiser Karl“; in: *Aachener Nachrichten*, vom 15. 1. 2002
- (2001): „Der große Karl – entschleierte“; in: *Aachener Nachrichten*, vom 16. 11.

Nachträge zur Phantomzeitdebatte

- ◆ 18. 12. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* – Walter Klier: Der Fortschritt ist Emeritus. Die Wissenschaft behütet ihr Welterklärungsmonopol: ein Text zum Frühstück ◆ 18.12. *Aachener Nachrichten* – H. Illig: Warum sollte Kerner die Diskussion voranbringen? ◆ Dezember, München · Innsbruck · Bozen – Walter Klier: Zum Geleit. Selber dabei gewesen ist niemand; in *Berg 2002. Alpenvereinsjahrbuch*, Bd. 126, S. 6 ff. ◆ 29.12. *Gräfelfing* – Vortrag H.I. ◆ 31.12. *Usinger Anzeiger* – Friedebert Volk: Illig: Das Jahr 802 hat es so nie gegeben. Historiker bezweifelt erste Erwähnung Usingens – Urkunde könnte unecht sein – Jubiläum ohne Hintergrund ◆ 7.1. *Pannon Radio*, Budapest – Gespräch mit Prof. Gábor Pap über das fiktive Mittelalter ◆ 10.1. *Katholische Hochschulgemeinde Düsseldorf*: Podiumsdiskussion Prof. Johannes Laudage – HI; Moderation durch H. Willhardt, Leiter der Pressestelle der Heinrich-Heine-Universität ◆ Januar, Heft 4/01 *Der Skeptiker. Zeitschrift für Wissenschaft und kritisches Denken* – Erfundenes Mittelalter. Schluss der Debatte mit dem Artikel von H.I.: Vergebliche Abwehr, 184-187 ◆ 14.1. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* – Walter Berschin: Europas Ruhm. Hrotsvit von Gandersheim und ihre Handschrift ◆ 21.1. *Rhein-Zeitung, Koblenz* – (uk) Antwort auf die Frage: Wurde Karl der Große auf einer Burg in der Eifel geboren ◆ 22.1. *Dresden, Urania* – Vortrag mit Diskussion, von Dr. Dr. Dietmar Richter: Phantomzeit ◆ Februar, *Mensch und Maß* – S.K.: Mönche als Urkundenfälscher entlarvt ◆ 15.2. *Mainz*, Universitätskinderklinik, Vortrag HI auf Einladung von Prof. Reinhard Schumacher ◆ 18.2. *Berliner* Geschichtssalon: „Geschichte zwischen Fakten und Vorstellungen“. Dazu Ulf Heinsohn: „Selbstreferentialität“ als Schlupfloch jeder Geschichtsschreibung; Christian Blöss: „Diskurs“-Parcours der „Postmoderne“; Hans-Ulrich Niemitz: Zum Verständnis von Konstruktion und Rekonstruktion ◆ *Linz* – HI: Zum städtischen Zeitverlust im frühen Mittelalter; in: Willibald Katzinger (Buch-Hg.): *Zeitbegriff. Zeitmessung und Zeitverständnis im städtischen Kontext*, im Auftrag des Österreichischen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung, 1-20 ◆ 21.2. Stadtmuseum/Rathaus *Hildburghausen* – Vortrag HI ◆ 1.3. *Darmstadt* – Vortrag HI ◆

Ein schlagendes Argument

Bernhard von Angers bekommt Bildergläubigkeit eingebläut

Franz Siepe

Vorab: Im Folgenden ist etwas über den groben Umgang der Kirchenmacht mit kritischen Intellektuellen und über den verschlafenen Umgang der Mediävistik mit ihren Quellen zu erfahren. Im Wesentlichen aber wird ein – nicht nur kunstgeschichtlich bedeutendes Zeugnis – vorgestellt, das von einem echten, handfesten „Bilderstreit“ berichtet. Demgegenüber sind die *Libri Carolini*, die man gemeinhin der ikonoklastischen Periode des 8./9. Jhs. zuordnet, ein Dokument des sprichwörtlichen Streits um Kaisers Bart, worauf ich in dieser Zeitschrift [XIII (1) 138] in anderem Zusammenhang bereits hingewiesen habe. Denn die *Libri Carolini* polemisieren gegen die Idolatrie von Christus-, Madonnen- und Heiligenbildern; jedoch:

„Alle drei Bildthemen kommen zur Zeit Karls d. Gr. kaum vor. Natürlich gibt es Ausnahmen, etwa in der Elfenbeinskulptur, aber das plastische Kultbild monumentalen Formats, idolatrieverdächtiger als andere, fehlt in karolingischer Zeit“ [*Belser-Kunstgeschichte* V, 74].

Anlass für den folgenden Beitrag war die Ausstellung des Schatzes der Abteikirche von Conques im Louvre, die auch das berühmteste Stück des Kirchenschatzes: die Sitzstatue der Heiligen Fides, präsentierte. Noch heute weiß man nicht, ob diese sonderbare Goldschmiedearbeit

„dem bereits für das neunte Jahrhundert bezeugten Reliquienbehälter entspricht, der damals die Schädeldecke der im vierten Jahrhundert ermordeten Märtyrerin enthielt, oder ob das bis heute überlieferte Reliquiar eine völlige Neuschöpfung der Zeit um die Jahrtausendwende ist.“ [Platthaus]

Die Fidesstatue aus Conques gilt als die älteste vollrunde Monumentalskulptur des Mittelalters überhaupt [*Kunst des frühen Mittelalters* 157], nachdem der Strom der Produktion solcher Bildwerke im Frühmittelalter versiegt war [Illig 195 ff.]. Hier liegt wohl die unmittelbare Bedeutung des Themas für die Chronologiekritik, das ich mit dem Fokus auf die frühesten großformatigen Marienfiguren (Essen, Paderborn) in einem demnächst erscheinenden Buch über die Marienverehrung im ersten Jahrtausend ausführlicher angehen werde.



Statue der hl. Fides in Conques [Bildarchiv Foto Marburg, Nr. 1.035.047]

Seit je war das Verhältnis der Christenheit zu den Bildern gespannt. Die frühe Kirche grenzte sich vom römischen Staatskult energisch qua Ablehnung des Bildgebrauchs ab. Kritik am polytheistischen Götzendienst in der Tradition des mosaischen Bilderverbots stand im Zentrum der Polemik gegen die heidnische Umwelt.

„Sie vertauschen die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit Bildern, die einen vergänglichen Menschen und fliegende, vierfüßige und kriechende Tiere darstellen“,

rügt Paulus im Römerbrief [1,23]. Nach dem Sieg des Christentums durchzog die Kontroverse um Recht oder Unrecht der Bilderverehrung das eigene Lager. Der – bekanntermaßen strittige – frühmittelalterliche Bilderstreit demonstriert die Brisanz dieser Frage ebenso wie später die Debatten der reformatorischen und postreformatorischen Zeit. Während Luther für die Entfernung der Bilder nur für den Fall plädierte, dass sie angebetet werden

(„wie woll ich wolt, sie weren in der gantzen weldt abgethann von wegen jres myßbrauchs, welchen mann jo nichts läügen kann“ [Luther X/3, 31]),

bezogen die Reformierten eine konsequent bilderfeindliche Position: 1535 wurden die Bilder in Genf entfernt. Selbst die prononciert bilderfreundliche Gegenreformation sah die Gefahr, die sich am unkontrollierten Bilderkult entzünden kann, und unterstellte das gesamte Bildwesen der Aufsicht der Bischöfe mit dem apostolischen Stuhl als letztentscheidender Instanz.

Vergleichsweise harmlos sind die Bilder als Medium der Andacht, Stimulus der Kontemplation oder Wegweiser zum rechten christlichen Leben; riskant aber werden sie als Objekte kultischer Verehrung, als Gegenstände der zeichen- und wunderdürstenden Volksfrömmigkeit. Hier währte die Oberhirtlichkeit schon immer das Einfallstor des Aberglaubens, weshalb Volkswallfahrt, sofern geduldet, mit Argwohn beäugt und Gnadenbild-Verehrung mit gelegentlich skurrilem dogmatischem Aufwand ins theologisch Korrekte transformiert wurde. Die Frömmigkeitgeschichte ist reich an Indikatoren für die Kluft zwischen Amtsträgern und Theologen mit ihrer Ermahnung zur Exklusivität der Gottesanbetung und dem Glauben der einfachen Leute, der „Religion zweiter Ordnung“ [v. Hamack 274, FN 1], mit all der Sehnsucht nach unmittelbar sinnlicher Präsenz des Heils- und Heilungsverbürgenden gerade auch in Gestalt der Bilder.

So verdächtig die Kultbilder also auch im Hinblick auf Aberglauben waren – wenn die Catholica die Formen ihrer Verehrung aber nur einigermaßen orthodox gestalten konnte, bezog sie daraus einen zweifachen Vorteil: Erstens kanalisierte sie den Strom des religiösen Bedürfnisses der Massen hin zur Stärkung der eigenen Sache; zweitens brachten die Pilger und Wallfahrer

beträchtlichen ökonomischen Gewinn. Bilderskeptiker waren also zu maßregeln, wie es mit exemplarischer Wucht der junge Kleriker Bernhard von Angers erfahren musste. Sein *Liber miraculorum Sanctae Fidis*, das Buch über die Wundertaten der heiligen Fides von 1013, ist laut Hans Belting [335] „die interessanteste Quelle über mittelalterliche Skulptur überhaupt“. Doch hat seine Außergewöhnlichkeit auch diesen Text nicht davor bewahrt, gründlich missverstanden zu werden.

Der problematische Inhalt der hier interessierenden Passage: Bernhard bereist mit seinem Freund Bernerius Zentral- und Südfrankreich, wo die – geradezu heidnischen – Usancen des einheimischen Bilderkults seinem vernunftgeübten Geist zunächst zum Skandal werden. „Schüler des berühmten Fulbert von Chartres, der er war, tat er sich etwas auf seinen kritischen Sinn zugute“, bemerkt Hubert Schrade [52] in seinem höchst instruktiven Beitrag „Zur Frühgeschichte der mittelalterlichen Monumentalplastik“ mit gutem Recht. Wenn Schrade aber weiterhin meint: „In Conques sollte er [Bernhard von Angers] jedoch aller seiner Verständigkeit ledig werden“, so ist dem hier zu widersprechen.

Der „kritische Sinn“ Bernhards hatte sich schon in Aurillac am Kult um die goldene Statue des Geraldus gestoßen, die ihn an eine Jupiter- oder Marsfigur erinnerte. Und nun in Conques, im Heiligtum der Fides, wäre der Schüler Fulberts wirklich, überwältigt von den Mirakeln, plötzlich zum naiven Bilderglauben konvertiert? „Er kam als Skeptiker und schied als Bekehrter“, notiert Belting im Unisono mit der einschlägigen Literatur; selbst mit der ansonsten so scharfsinnigen Ilene H. Forsyth [111], die vermutet, das Vorhandensein von Reliquien in der Heiligenfigur habe Bernhard zu einem orthodoxen und frommen („loyal and devoted“) Anhänger des Fideskults werden lassen.

Frappierend, dass all diese Autoren die wirklich Aufschluss gebende Stelle übersehen oder übergehen: Zwar gibt Bernhard in der Tat zu erkennen, dass er Grund dazu hat, seine anfänglichen Spöttereien über „*vetus mos et antiqua consuetudo*“ und seine Verhöhnung der ganz und gar unvernünftigen Bildverehrung der ländlichen Bevölkerung jetzt zu bereuen. Aber nicht etwa „die Wunder brachen seinen kritischen Sinn und seinen Widerstand gegen Heiligenstatuen“ [Schrade 54], sondern Androhung von Gewalt. Denn – und das ist die entscheidende Kausalkonstruktion – neben anderen Wunderberichten hatte ihm der Kloostervorsteher Adalgerius auch erzählt, wie es dem Kleriker Odalricus einmal ergangen sei, der die Stirn gehabt hatte, die Heilige despektierlich zu behandeln. Dieser Frevel sei dem Odalricus wahrlich schlecht bekommen. Nachts nämlich erschien ihm die heilige Fides, rief ihm

zu: „Auch du, Oberschurke, warum hast du es gewagt, mein Bild zu miss-handeln?“ [Bernhard von Angers 48; Übers. F.S.] und verprügelte ihn ganz fürchterlich.

Bernhard von Angers zieht aus diesem schlagenden Argument die Lehre: „Also bleibt kein Platz für Streit darüber, ob dem Abbild der heiligen Fides Verehrung gebühre“ [Bernhard von Angers 49; Übers. F.S.]. Kurzum, er büßt in Conques nicht sein Urteilsvermögen, sondern den Mut ein, aufgezwungenen Glaubenslehren offen zu widersprechen. Dies ist seine wirkliche – nur leicht verschlüsselte – Mitteilung. Bemerkenswerterweise nehmen heutige Wissenschaftler an der Publikation ihres mittelalterlichen Kollegen eher den Konventionalismus der Wundergläubigkeit wahr als die Botschaft eines widerständigen Geistes im Augenblick erzwungener Anpassung.

Literatur:

- Belser-Kunstgeschichte*, Bd. 5 (1991): *Kunst des frühen Mittelalters*; Stuttgart · Zürich (Sonderausgabe)
- Belting, Hans (²1991): *Bild und Kult*; München
- Bernhard von Angers (1897): *Liber miraculorum Sancte Fidis* (Hg. A. Bouillet); Paris
- Forsyth, Ilene H. (1972): *The Throne of Wisdom*; Princeton
- Harnack, Adolph von (⁸1991): *Dogmengeschichte*; Tübingen
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Kunst des frühen Mittelalters* (1991), Sonderausgabe der *Belser Stilgeschichte*. Bd. 5; Stuttgart · Zürich
- Luther, Martin (1883 ff.): *Werke*; Weimar
- Platthaus, Andreas (2001): „Vor dem Furor der Revolution gerettet“; in: *FAZ* vom 15. 12. 2001, S. 41
- Schrade, Hubert (1957): „Zur Frühgeschichte der mittelalterlichen Monumentalplastik“; in: *Westfalen* XXXV 33-64
- Siepe, Franz (2001): „Muttergottes in dunkler Zeit“; in: *ZS* XIII (1) 132-161

Franz Siepe, 35039 Marburg, Wilhelm-Busch-Straße 25

Die Gründung mittelalterlicher Städte

Gründungsakt contra kontinuierliches Wachstum.

Die Forschungsarbeit von K. Humpert und M. Schenk

Hanjo Schmidt

Im Oktober 2001 erschien eine Forschungsarbeit über mittelalterliche Stadtplanung mit dem Titel: *Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Das Ende vom Mythos der ‚Gewachsenen Stadt‘*. Autoren sind Klaus Humpert, langjähriger Ordinarius für Städtebau an der Universität Stuttgart, und sein wissenschaftlicher Mitarbeiter Martin Schenk. Ausgehend von der Altwegeforschung über die Suche nach der römischen Straßenverbindung über den Schwarzwald, die Humpert mit seinem Sohn durchgeführt hatte [J. Humpert 1991], gelangte er zur Verfolgung dieser römischen Straße im historischen Stadtbild von Freiburg und entdeckte Erstaunliches, nämlich die ersten Ansätze zum Verständnis von Prinzip und Vorgehensweise der mittelalterlichen Stadtplaner.

Die gängige Auffassung und Lehrmeinung geht von einer evolutionären Entwicklung der Siedlungen aus. Erst eine Wegkreuzung bzw. ein Flussübergang, dann eine Raststätte, später eine Schmiede, dann eine Kapelle und so weiter, bis sich die Ansiedlung soweit vergrößert hat, dass es sinnvoll erscheint, sie mit einer Mauer zu umgeben und einen Antrag auf Stadtrechte zu stellen. Der krumme und scheinbar willkürliche Verlauf von Straßen und Gassen in mittelalterlichen Stadtkernen, ihre pittoresken Erweiterungen zu langgestreckten Plätzen oder Marktstraßen scheinen diese Ansicht zu bestätigen und eine Entstehung aus ‚Trampelpfaden‘ nahe zu legen.

In Freiburg dagegen zeigte sich, dass Straßenverläufe nicht nur einer Parallelität unterlagen, sondern auch gleichen Abständen untereinander. Diese gleichmäßigen, immer wiederkehrenden Maßreihungen ließen sich mit Hilfe transparenter Schablonen im gesamten Stadtgrundriss relativ mühelos nachweisen und zeigten deutlich einen modularen Aufbau. Besonders auffällig jedoch waren die großen Straßenbögen, die sich als nicht irgendwie gerundet, sondern als praktisch exakt auf der Linie eines Kreisbogens verlaufend herausstellten. Auch diese Exaktheit der Kreisbögen ließ sich mit transparenten Kreisschablonen leicht nachweisen. Zudem wurde deutlich, dass sie in großer Zahl im Stadtgrundriss auftauchten. Die häufige Wiederholung der gleichen Radien, die nach Umrechnung ins Fußmaß durchgehend gerade Maße aufwie-

sen, führten schließlich zur „Ersteinmessungsthese“. Vergleichende Untersuchungen in anderen Zähringerstädten zeigten überall ähnliche Ergebnisse. Geometrische Kreisbögen sind in großer Zahl und ebenfalls sehr oft mit den genau gleichen Radien nachzuweisen. Die Forschungsarbeit wurde in langjähriger Arbeit schließlich über Süddeutschland hinaus ausgedehnt und deckt mittlerweile ein breites Feld an mittelalterlichen Städte ab: von Speyer bis Danzig, von Lübeck bis Siena.

Übereinstimmendes Merkmal aller Stadtplanungen ist, bis auf wenige Ausnahmen, bei denen es sich um Erweiterungen römischer Castra handelt, wie z.B. Strassburg oder Regensburg, die Einmessung ‚auf grüner Wiese‘, wie Klier spöttisch anmerkt [Klier 2000, 496] bzw. ‚wilder Wurzel‘, wie Pfister verwundert zitiert [Pfister 2000,152]. Der Grund dafür ist der zwingende Gebrauch langer Messeile, ohne die die Einmessung derartiger Kreisbögen unmöglich wäre. Seilschläge im Gelände aber sind nicht durchführbar, wenn es bebaut oder bewachsen ist. Voraussetzung für jede Stadteinmessung war ‚tabula rasa‘, die Rodung bzw. das Abreißen etwaig vorhandener Vorbebauung. Dies ist unter anderem der Grund dafür, dass vorhandene Siedlungen nicht erweitert oder ausgebaut, sondern wenige Kilometer entfernt völlig neu ausgemessen werden, wie z.B. Rottweil oder Villingen. Die Untersuchung widerlegt auch die Annahme, Vorstädte seien, ganz im Sinne einer evolutionären Fortentwicklung, spätere Erweiterungen der Kernstadt. Da die Ausgangspunkte der Seilschläge für Mauerkanten und Tore der Vorstädte, innerhalb der Kernstadt liegen, muss alles in einem Atemzug eingemessen worden sein, bevor eine Bebauung der Kernstadt dies unmöglich machte. Sehr deutlich ist dies z.B. in Esslingen nachzuweisen.

In der Zusammenschau, nach Analyse und Rekonstruktion des Einmessungsvorgangs bei fast allen wichtigen Städten Mitteleuropas, zeigt sich zum einen die virtuose Beherrschung der ‚Darstellenden Geometrie‘ durch die Vermesser. Zum anderen der Ehrgeiz, diese Virtuosität durch immer raffiniertere Ableitungen unter Beweis zu stellen. Es lassen sich geradezu ‚Handschriften‘ erkennen, die von der Einmessung verschiedener Städte durch die selben Vermesser zeugen. Auch wenn dieser Aspekt noch nicht abschließend analysiert ist, so lässt sich auch eine stilistische Entwicklungslinie erahnen, die Hinweise auf die relative Chronologie der Einmessungen ermöglicht.

Die von den Autoren dokumentierte Entdeckung, führt zur Klärung des Begriffs der Stadtgründung. Sie ist nicht gleichzusetzen oder zu verwechseln mit einem Beginn der Besiedlung. Schon gar nicht mit dem Anfertigen oder Aushändigen von irgendwelchen Urkunden. Es ist ganz mit Faust gesprochen nicht das Wort, welches den Anfang macht, sondern die Tat. Stadtgründung

ist ein Begriff, der wortwörtlich genommen werden will als ein ‚die Stadt auf den Grund zeichnen‘. Der Gründungsakt ist eine Einmessaktion von nur wenigen Tagen, bei der die äußeren Abmessungen, Verlauf der Mauer, die Lage der Tore, die innere Struktur von Straßen und Plätzen und der Reserveflächen für den Belagerungsfall (sogenannte Vorstädte) festgelegt werden. Im Feldversuch maß Humpert mit Hilfe seiner Studenten auf einem abgeernteten Acker die Gründungslinien Freiburgs in nur zwei Tagen aus. Dieser Feldversuch bestätigte vor allem die vorher doch sehr bezweifelte Möglichkeit, Radien von 1.400 Fuß und mehr mit Hilfe von Seilen auszumessen. Auch zeigte sich, dass die Dehnung des Seils vernachlässigbar ausfiel. Bei großen Radien war es lediglich nötig, dass zwei bis drei Helfer das Seil mit Stöcken unterstützten und über Bodenhindernisse hoben.

Wie sieht nun das Prinzip der Stadteinmessung aus? Den Anfang macht immer eine sogenannte Gründungssachse, die wichtige Punkte des Geländes aufnimmt, wie etwa eine Furt oder einen wichtigen Altwegpunkt, die man z.B. mit einer Brücke oder einem Tor treffen möchte. Auf diese Achse wird jedes Mal mittels des pythagoreischen Dreiecksverhältnisses von 3 : 4 : 5 Maßeinheiten (3 und 4 als Katheten, 5 als Hypotenuse) ein rechtwinkliges Dreieck konstruiert. Viele dieser Dreiecke zeigen Maßverhältnisse in 200-Fuß-Schritten, also: 3 = 600 Fuß, 4 = 800 und 5 = 1.000 Fuß. Diese exakt rechtwinkligen Dreiecke werden dann zum Rechteck ergänzt. Die Einmessung eines solchen Rechtecks als erster Schritt ist nicht nur bei allen untersuchten Städten bis weit zurück in die Antike zu finden, sondern auch bei allen untersuchten Gebäuden, ja sogar bei den Aufrissen der Buchmalerei. Es handelt sich dabei also ganz offensichtlich um ein generelles Vorgehensprinzip, und Humpert schuf dafür den neuen Fachbegriff des „campus initialis“. Oftmals bildet dieses erste Rechteck bereits das Basisrechteck für die weitere Einmessung, ansonsten wird es durch verschiedene geometrische Schritte so erweitert, bis es den Planungsvorstellungen der Vermesser entspricht. Diese Basisrechtecke sind rein geometrische Ausgangskonstruktionen und im Stadtgrundriss wenigstens der mittelalterlichen Städte selbst nicht direkt abzulesen. Sie konnten nur durch Rückverfolgung der sichtbaren Konstruktionen wiederentdeckt werden, deren Einmessungsgrundlage ja das Basisrechteck ist.

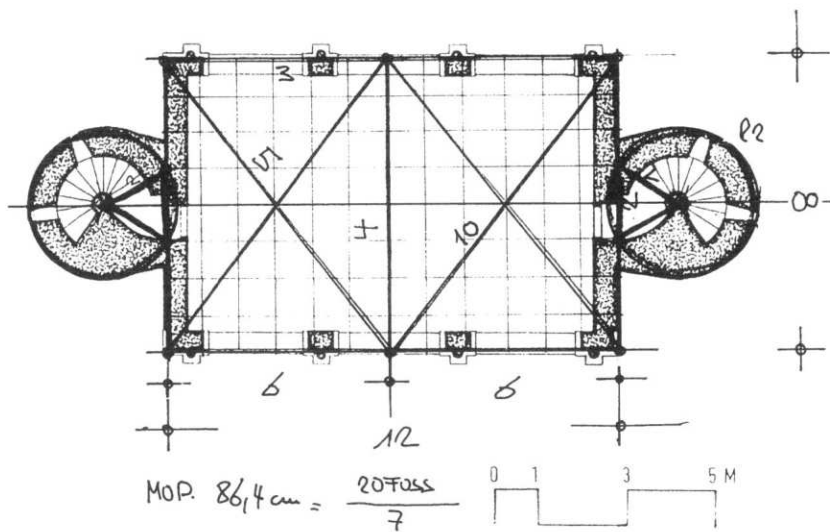
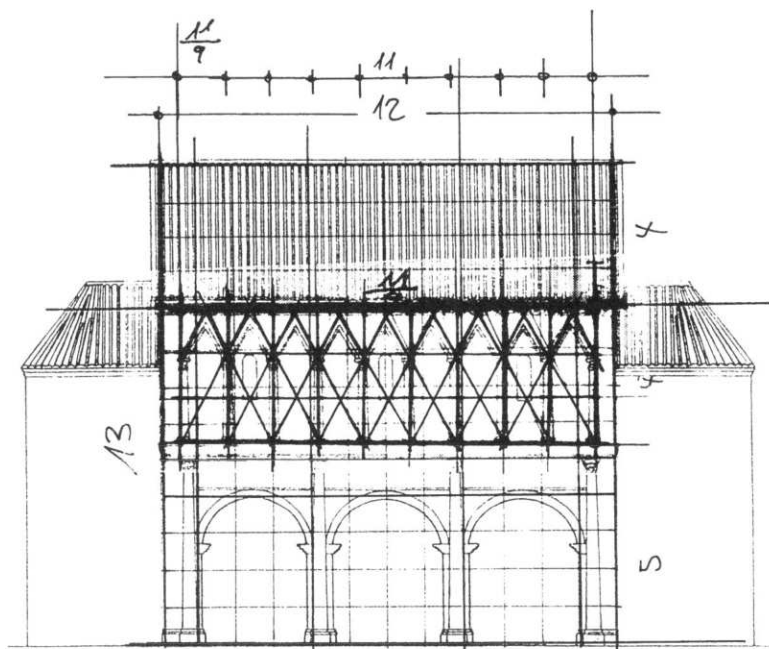
Als nächster Schritt wird dieses Basisrechteck anhand des sich aus den Maßverhältnissen des Rechtecks ergebenden Moduls in gleichmäßige Streifen unterteilt. Die Eckpunkte des Basisrechtecks, sein durch die Diagonalen festgelegter Mittelpunkt sowie die Schnittpunkte der Streifenlinien mit den Seitenkanten des Rechtecks bilden die ersten und wichtigsten Ausgangspunkte

für die weitere Einmessung. Schon dieser Anfang zeigt, dass es sich bei der Gründungseinmessung um einen sehr abstrakten Vorgang handelt. Hier wird kein konkreter, Straßen, Plätze und Mauern zeigender Vorentwurf auf den Boden übertragen, sondern ein mathematisches Prozedere.

Diese Möglichkeit, vermittels geometrischer Figuren zu einer konkreten Stadtfigur zu gelangen, muss die Vermesser ungeheuer fasziniert haben. Sie müssen sich als Praktizierer der fortgeschrittensten Wissenschaft nachgerade als im Besitz des Schlüssels zu den Geheimnissen der Welt gefühlt haben. Anders sind die hin und wieder bewusst eingebauten Abweichungen von der exakten Figur nicht verständlich. Abweichungen, die keine Fehler, sondern mittels Hilfskonstruktionen erzeugte Schiefheiten sind. Diese ‚menschlichen Fehler‘, die sich übrigens auch in sehr vielen Kirchengrundrissen als Achsknicke oder aus der Achse gerückte Querwände zeigen, scheinen als Demutsgeste verhindern zu sollen, dass sich die Vermesser ‚vermessen‘ zeigen und zu tief ins Wirkungsgefüge der Welt, in den Schöpfungsplan, eingreifen, der, so zeigt es beispielsweise eine Miniatur aus einer illustrierten Bibel aus dem Umfeld Ludwigs des Heiligen [Bible moralisée, Cod. Wien 2554, Fol. 1v] vom Schöpfer ganz auf dieselbe Art und Weise ausgezirkelt wurde. Ehe man eine derartige Haltung belächelt, sollte man sich allerdings die gegenwärtige Gentechnologiedebatte vor Augen halten, die von immer noch denselben Ängsten begleitet wird. Auch für dieses häufig anzutreffende Phänomen hat Humpert einen neuen Fachbegriff kreiert, den „gestus humilitatis“.

Nun gibt es besonders in der Kunstgeschichte seit langem so genannte Proportionsschemata, die Kreise, Dreiecke, Diagonalen etc. über die Fassaden legen, um dem Entwurfsprinzip auf die Spur zu kommen. Als Beispiel mag uns hier die Umschlagzeichnung der Zeitensprünge 2/97, der Lorsch ‚Torhalle‘ dienen. Dieses von Albrecht Kottmann 1981 [Illig 1997, 245] veröffentlichte Schema besticht vor allem durch seine Esoterik. Ein in seiner Ableitung recht undurchsichtiges Muster überzieht die Fassade und heischt Plausibilität durch die Berührung gewisser Gliederungspunkte, die allerdings selten oder nie die konstruktiv entscheidenden Bauteile sind. Derartige Ansätze, die es in nahezu unendlicher Zahl gibt, sind völlig verfehlt, da sie von einer ästhetischen Proportionsymmetrie ausgehen und nicht vom Handwerk. Selbst noch so elaborierte Vermessungsfiguren der Stadtplanung, Grundriss- und Fassadengestaltung oder der Buchmalerei zeigen eben keine gefälligen Muster, sondern nüchternste Praktikabilität.

Das zeigt sich schon daran, dass so gut wie nie Achsen eingemessen werden, sondern Fluchten, da ein Maurer mit Achsen wenig anfangen kann. Eine auf dem Boden vermerkte Achse, also die Mitte einer Mauer, verschwän-



Humperts Maßschema der Lorsch Torhalle

de bereits unter den ersten Steinen, könnte also nicht mehr kontrolliert werden. Der Maurer braucht eine Kante, gegen die er mauern kann. Darüber hinaus gilt der Grundsatz: Je einfacher die Konstruktion, umso wahrscheinlicher ist sie. Humperts Rekonstruktion des Maßschemas der Torhalle zeigt denn auch ein simples und um so wirkungsvolleres Modulsystem, welches dem Baumeister mit wenigen Schritten alle wichtigen Messpunkte liefert. Der verwendete Modul beträgt offensichtlich 86 cm. Aus ihm wird ein Pythagorasdreieck konstruiert mit 6 : 8 : 10 Modulen. Dieses wird auf der 6-er-Modulseite verdoppelt und ergibt die Außenmaße der Halle mit 12 x 8 Modulen = 10,32 x 6,88 m. Das Erdgeschoss ist 5 Module, das Obergeschoss und die Dachhöhe je 4 Module hoch. Wie sehr das Maßsystem auf direkte Anwendbarkeit auf der Baustelle ausgerichtet ist zeigt, dass der Mittelpunkt der runden Treppentürme, die Treppenspinde, durch die Errichtung eines gleichschenkligen Dreiecks über den mittleren zwei Seitenmodulen gefunden wird. Einfacher geht es nicht (s. Abbildung).

Das Auszirkeln geometrischer Figuren, das Beherrschen mathematischer Verhältnisse stellte ganz unzweifelhaft Herrschaftswissen dar. Es war entsprechend mit einer ehrfürchtigen, mystischen Aura umgeben und durfte und konnte deshalb nur von ausgewählten ‚eingeweihten‘ Personen ausgeführt werden. So schreibt z.B. Roger Bacon (um 1214–92), in seiner Schrift über Kunst und Natur:

„Und bedenkt als Erstes, dass über die Geheimnisse der Natur [...] nicht gesprochen wird, damit nicht jedermann sie verstehe. So wie es Sokrates und Aristoteles wollten; denn er schrieb in seinem Buch der Geheimnisse, dass derjenige das himmlische Siegel bricht, der die Geheimnisse der Kunst und Natur öffentlich macht. Er fügte auch hinzu, dass demjenigen, der Geheimnisse preisgibt, viel Böses geschieht“ [Hockney 2001, 200].

Mit großer Wahrscheinlichkeit wurden diese Einmessungen von den Bauherren, also Äbten oder Fürsten selbst geleitet. Man kann wohl wirklich sagen, der oder jener Herzog habe die betreffende Stadt gegründet, ohne Brechts ‚Fragen eines lesenden Arbeiters‘ stellen zu müssen. Daher wohl auch die ‚Handschriften‘. So im Vergleich von München und Lübeck, die beide von Heinrich dem Löwen stammen.

Die Forschungsarbeit „Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung“, die die Leistung von Städteplanern ist, beschränkt sich bislang auf die rein technische Feststellung, dass die Entstehung von Städten nicht, wie bisher angenommen, ein langsamer evolutionärer Prozess war, sondern eine bewusste planerische Setzung. Dieses weist sie an vielen Beispielen minutiös nach.

Bei genauerer Betrachtung, vor allem mit historischem Blick, aber bedeutet dieses Ergebnis erheblich mehr. Darauf deutet auch bereits das vereinzelt Naserümpfen der historisch orientierten Fachkollegen hin, die bisher in diversen Vorträgen mit den Forschungsergebnissen konfrontiert wurden. Sie scheinen zu ahnen, was da auf sie zukommt. Die Feststellung, dass zwischen etwa 1120 bis 1350 (konventionell), eines Zeitraums, der in seiner Dauer etwa der europäischen Besiedelung Nordamerikas entspricht, an die 3.000 Städte auf ‚wilder Wurzel‘ ins Land gesetzt werden, bedeutet zwangsläufig, dass es dort vorher keine Städte gegeben hat. Es ist also etwas ähnliches geschehen wie bei der Besiedelung Nordamerikas, nämlich eine systematische Landnahme. Die strategische und wirtschaftliche Besetzung eines bis dahin ziemlich un-aufgeschlossenen Gebietes. Die Notwendigkeit eines Gründungskraftaktes von derartigem Ausmaß zeigt, dass die von Illig belegte, auf Null zulaufende archäologische Fundarmut [Illig 1996, *passim*, besonders 154 ff.] für die Zeit vor 1000 nicht ein von den Mediävisten wenig beklagtes, rätselhaftes oder unglückliches Verschwinden, sondern den tatsächlichen Istzustand darstellt.

Das Areal des späteren Deutschland ist offensichtlich weder sonderlich strukturiert, noch nennenswert besiedelt. Die städtebauliche Evolutionstheorie will uns ja weismachen, dass an jeder Stelle einer späteren mittelalterlichen Stadt bereits ein keltisches Schänzlein oder römisches Castrum stand, umgeben von so genannten blühenden Landschaften. Nein, es handelt sich bei diesem Gebiet offenbar zumeist um nichts anderes als bloße Gegend. Städte oder vergleichbare Siedlungsschwerpunkte gab es für das fragliche Gebiet offenbar nur in Limes- bzw. an den antiken Handelsrouten in Meeresnähe. Ansonsten dürfte das Land in der Art durch Stammesverbände dünn besiedelt gewesen sein, wie schon die Römer es vorgefunden haben. Von daher hatten die Hunnen ungehinderte Durchzugsmöglichkeit und wurden erst am Rhein überhaupt registriert [Friedrich 2001, 52]. Ganz ohne Wissen und Absicht haben die Autoren hier also ein schwergewichtiges Argument für die Richtigkeit von Heribert Illigs Zeitkürzungsthese abgeliefert.

Nun reicht es ja nicht, lediglich Städte zu gründen. Sollen sie keine Geisterstädte bleiben, benötigt man auch die Menschen, die sie beleben, die sie bauen und die finanziellen Mittel erwirtschaften. Oder andersherum: Warum soll man Tausende von Städten gründen, wenn nicht dazu, um Millionen von Menschen darin unterzubringen? Woher aber kamen diese Massen? Die gängige Erklärung, die Erfindung des Kummets in Verbindung mit dem Eisenflug habe der Landwirtschaft einen derartigen Aufschwung gegeben, dass er unmittelbar in eine Bevölkerungsexplosion führte, dürfte nicht greifen,

zumal ja Städte nicht vornehmlich mit Bauern besiedelt werden. Außerdem findet eine Bevölkerungsexplosion nicht in wenigen Jahren statt, sondern benötigt Generationen. Es muss also eine erwachsene Bevölkerung in ausreichender Zahl zur Verfügung gestanden haben, um die Gründungsstädte mit Leben und Gebäuden zu füllen.

„Das entscheidende Stadium der sogenannten zweiten Völkerwanderung wird mit dem Einbruch der Hunnen in Europa erreicht.“ [Meyers Bd. 23, 245] und, wie Friedrich zeigt, war dieser etwa 250 Jahre (ca. 400 bis ca. 950 abzüglich ca. 300 Jahre) dauernde Tumult mit der Schlacht auf dem Lechfeld endgültig zu Ende. Diese Völkerwanderung lieferte meines Erachtens genau die Menschenmassen, die in dem nun nach und nach durch Städte strukturierten Gebiet angesiedelt werden konnten und die die wirtschaftlichen Grundlagen zur Finanzierung dieses Siedlungsprojekts schufen. Die von Hans-Martin Ungericht auf dem Jahrestreffen 2000 in Aachen vorgetragene Theorie über Siedlungs- und Gemarkungsstrukturen in Süddeutschland und ihren Einfluss auf die Ortsentwicklung, besonders demonstriert am Stadtgrundriss von Ulm (Ulmer Spatz), verkennt diesen Umstand gründlich und gehört daher eher zu den pittoreskeren Evolutionsmodellen.

Zum Abschluss noch etwas zu den Urkunden. Ich glaube, sie sind unwichtiger als wir annehmen. Wenn eine Urkunde sagt, eine Stadt sei 1180 gegründet, obwohl das Dokument ‚gefälscht‘ bzw. später nachgeliefert wurde, so sagt das erst einmal nichts für oder gegen eine tatsächliche Stadtgründung um 1180, sondern nur etwas über die Wertschätzung von offiziellen Dokumenten. Das soll heißen, dass zum tatsächlichen Zeitpunkt der Gründung eben dieser **Gründungsakt** auf dementsprechenden Gelände das Entscheidende, Unzweifelbare und Offensichtliche war, gegen das eine Urkunde nur ein ziemlich überflüssiges Stück Pergament gewesen wäre. **Die Gründungsurkunde wurde sozusagen eins zu eins auf den Grund geschrieben**, in Form von Mauerverläufen und Straßenräumen, eben gegründet. Erst späteren Generationen mag es wichtig geworden sein, darüber auch noch ein juristisches Zertifikat zu besitzen und es sich zu beschaffen.

Literaturverzeichnis

- Friedrich, V. (2001): „Nibelungen und Phantomzeit im Donauraum. Fiktives Awarereich zwischen Hunnen- und Ungarnsturm“; in *ZS XIII* (1) 50-72
Hockney, D. (2001): *Geheimes Wissen. Verlorene Techniken der Alten Meister wiederentdeckt*; München

- Hoffmann, V. (1995). „Der St. Galler Klosterplan – einmal anders gesehen“; in *VFG VII* (2) 168-180
- Humpert, J. (1991): „Eine römische Straße durch den südlichen Schwarzwald“; in *Archäologische Nachrichten aus Baden*, Heft 45
- Humpert, K. / Schenk, Martin (2001): *Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Das Ende vom Mythos der ‚Gewachsenen Stadt‘*; Stuttgart
- Illig, H. (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- Illig, H. (1997): „‚Karolingische‘ Torhallen und das Christentum“; in *ZS IX* (2) 239-259
- Klier, W. (2000): „Eine große, eigensinnige Forscherin. Ein Nachruf auf Johanna Felmayer“; in *ZS XII* (3) 495 ff.
- Meyers großes Taschenlexikon*, Mannheim
- Pfister, Ch. (2000): „Bern – eine Zähringerstadt im Lichte ihrer ältesten Urkunde. Mit Seitenblicken auf Freiburg im Uechtland und Villingen“; in *ZS XII* (1) 152-173
- Hanjo Schmidt, 70188 Stuttgart, Am Hohengeren 17, hanjo-s@t-online.de

Münchner Kindl und Buddenbrooks

Eine Rezension von Axel Brätz und Herwig Brätz

„Das war in München beim Oktoberfeste
[...] Da schob ein *Zwerg*, ein drolliger Ge-
sell, mit Grinsemiene sich vorüber...“
Rainer Maria Rilke [737 f.]

Klaus Humpert/ Martin Schenk (2001): *Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Das Ende vom Mythos der »gewachsenen Stadt«*; Konrad Theiss Verlag GmbH, Stuttgart, 389 S.

Diese Buch zur Gründungstechnik mittelalterlicher Städte ist Ergebnis zwölfjähriger Forschungen. Es ist – besonders grafisch – fast perfekt gemacht und durchaus seinen stolzen Preis und des Lesens bzw. Ansehens wert (nur die beiliegende CD scheint überflüssig, zumal die Druckfunktion unterbunden wurde). Die beneidenswert vielseitig gesponserten und gelobten Autoren halten sich – wie in akademischen Kreisen häufig – streng an ihr Fachgebiet (Vermessung) und vermeiden jeden Blickkontakt zur sozialen, wirtschaftlichen und ideologischen Basis der überzeugend und wohl erstmals beschriebenen Techniken.

Als Schlussfolgerung stellt der Untertitel „Mythos“ eine nicht mehr haltbare These dar, was wir allerdings auch einem längst vergessenen und von ‚der Wissenschaft‘ nie zur Kenntnis genommenen Prospekt einer „Ausstellung zur Siedlungsgeschichte von Isny im Allgäu“ aus dem Jahre 1985 entnehmen.

Die gängige Vorstellung, dass nämlich Städte gewissermaßen grundlose Wucherungen des Zufalls sind, erweist sich – jedenfalls in Bezug auf das Mittelalter – einfach als falsch. Die Städte stehen auch nicht „außerhalb“, sie mauern „sich“ nicht ein, sind nicht „ständig bedroht“, sie gehen wohl auch nicht vorrangig „aus alten Verwaltungszentren oder Burgen hervor“ [Niemitz 722, 715, 720], sondern: Über 90 % der heute bestehenden Städte wurden zwischen den Jahren 1030 und 1350 von den Feudalherren neu *gegründet*. Die Städte sind wesentlicher Bestandteil des Feudalsystems. Die Mauern sind Grundvoraussetzung ihrer Existenz.

Der Evolutionsgedanke war den Stadtgründern natürlich fremd; darum wurden die Städte schon in der Gründungswoche mit allen Kern-, Vor-, Alt- und Neustädten sowie weiteren Bestandteilen ausgestattet: *sie wurden geschaffen*.

Mit Nachdruck wird im Buch Wert auf die Abgrenzung zu ‚esoterischer‘ Geheimwissenschaft gelegt [379]. Diese Abgrenzung schadete dem Werk, denn dadurch entging den Autoren der tiefere Sinn der Stadtgründungswelle des XI.-XIV. Jahrhunderts und der Ursprung der Techniken, die ihnen bloß als „gutes Handwerk“ gelten.

In dem begleitenden SPIEGEL-Artikel [Saltzwedel] heißt es denn auch, dass der *Sinn* der in dem Buch erstmals beschriebenen allgegenwärtigen Bogenkonstruktionen nicht ergründet werden konnte – dabei ist es gar nicht so schwer. Man muss sich aber über den Sinn des Städtebaus überhaupt im Klaren sein:

Das Vaterunser (Vater = Uranos) war nämlich alles andere als eine hohle Phrase. Hinter der daraus abgeleiteten Idee der Schaffung eines *Himmelreichs auf Erden* (also: *Sohn = Erde*) verbirgt sich eine kontinentweite Anstrengung, die dem Pyramidenbau nicht nachsteht: Europa wurde mit Tausenden von Städten übersät: wie der Himmel mit Sternen übersät ist. Die *Idee* vom Christ (= 1000) könnte der Ausgangspunkt, das katholisch-protestantische Christentum das Endprodukt dieser Anstrengung gewesen sein. Die Kreise, Vierecke und Dreiecke der Geometer, Baumeister und Freimaurer sind der Astronomie geliehen und wieder entnommen worden.

Christus-Apollo im Zentrum des Zodiak, Norditalien, 11. Jh. [Roob 63]



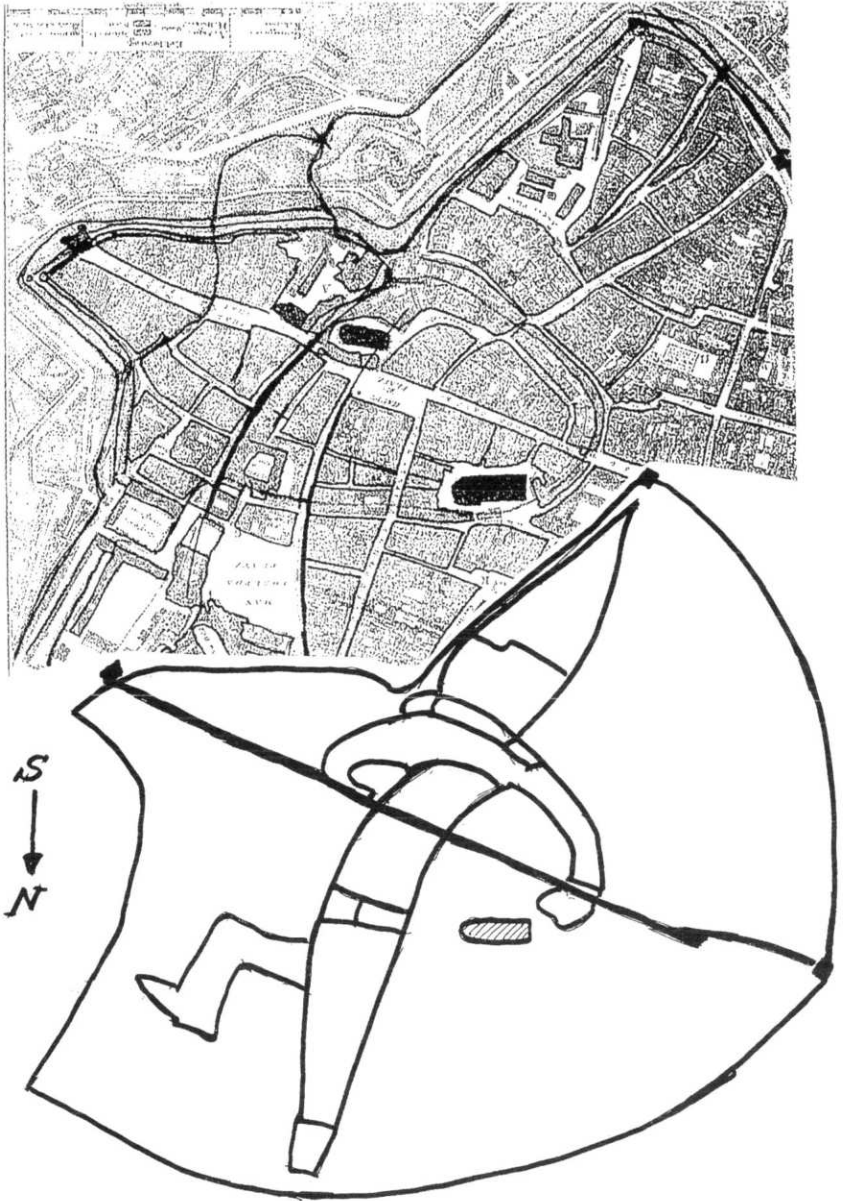
Im Tierkreis-Rad gibt es neben dem Quadrat der Evangelisten aus Wassermann, Stier, Löwe und Skorpion=Adler (jeweils im Abstand von 3 Monaten) noch das Pythagorasdreieck aus Wassermann, Zwillingen und Jungfrau (den Menschenbildern im Tierkreis im Abstand von 4, 3 und 5 Monaten) und die Waage als Ausgleich: Damit stellte der Himmel alle Vermessungshilfsmittel bereit. Fische und Krebs erinnern an das Kardinalproblem der Wasser- und Abwasserversorgung bei der Stadtanlage. Die Hörner-Bögen von Schütze, Stier, Widder und Steinbock (und aller Himmelbahnen) wurden zum Grundmuster nicht nur für Straßen- und Mauerverläufe, sondern der Architektur und des Lebens überhaupt, das nie ganz gradlinig verläuft. Bei den Slawen wurde der *Bogen* sogar zum Namen Gottes (*Bog*), bei den Franzosen lieferte er den Namen für die Heilige Anführerin Johanna: *d'Arc*, die dunkle (*dark*), außerdem die Bezeichnung für eine Art Geheimsprache, die gerade auch bei den Maurern verwendet worden ist: *Argot*. Chris-Tus mit dem Zirkel ist auch ein Kreis-Tuer.

Hat man erst einmal – anders als die Autoren – so weit Klarheit erlangt, erkennt man auch die Schönheit dieses himmelsgleichen Städtenetzes. Da gibt es z.B. die sternbildgleichen Städte-Anordnungen wie *Jungfrau* und *Großer Bär* in Nordfrankreich [Charpentier 27 f.] oder – nie und nirgends beschrieben – der *Schwan der Ostsee* aus den Städten Güstrow=Deneb, Rostock=Schedir=Christstern, Stralsund=Cyg-ε=Gienah, Wismar=Cyg-δ und Nyköping=Albireo sowie Arkona=Wega als Schwanenritter. Man beachte die bis in die Wortbedeutung und geologische Struktur hineinreichende Kongruenz: Arkona bedeutet nicht nur „Ort des Bogens, des Geheimnisses“, sondern auch „Adlerkönig“, Wega dagegen „Herabstürzender Adler“. Das Kap auf der Insel Rügen stürzt bekanntlich tatsächlich allmählich ins Meer hinab.

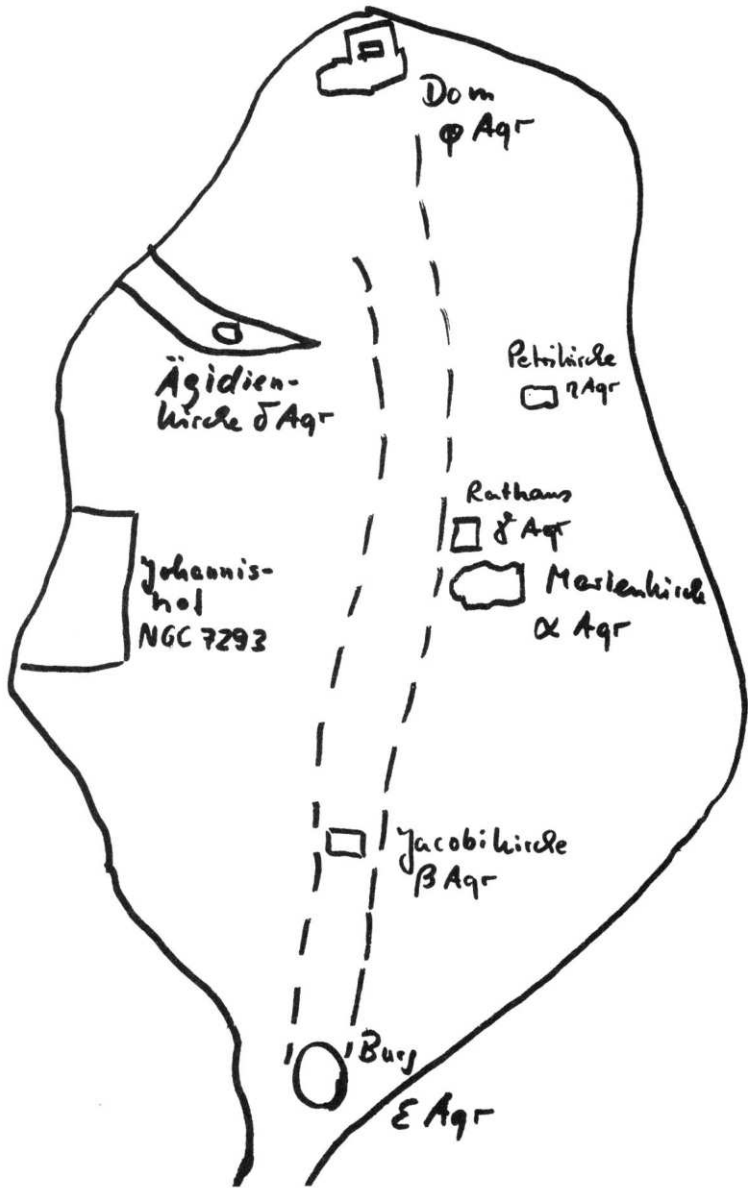
Auch innerstädtisch finden sich Strukturen, die nicht nur abstrakt geometrisch, sondern auch astronomisch und bildlich-mythologisch gedeutet werden können und von uns *Urbanoglyphen* genannt werden.

Die innerstädtischen Strukturen der Städte des oben genannten Schwans ergeben z.B. ein grandioses Bild vom Drachenkampf, nämlich „Die Wilde Jagd“: Der Doppelstern Albireo, das sind die vorweg eilenden Hunde *Geri* und *Freki*, das achtbeinige Ross *Sleipnir* steht in Stralsund bereit, die beiden Raben *Huginn* und *Muninn* finden sich in Güstrow und Wismar; in Rostock aber müht sich *Loki*, den *Hönir* (den *Höhenherr*, den *Hühnergott*) zu bezwingen [zu den Details s. Brätz 2001].

Die Buchautoren haben jedoch die diesbezüglichen Forschungen ihres Landsmannes Hansmartin Ungericht ignoriert, obwohl sie ihnen zumindest flüchtig bekannt waren, wie Prof. Humpert auf Nachfrage am Telefon bestä-



Der „Mönch“ im Stadtplan von München [Zeichnung H. Brätz]



„Der Butt“ im Stadtplan von Lübeck [Zeichnung H. Brätz]

tigte. Insofern möchten wir den Anlass nutzen und zwei dieser Urbanoglyphen aus Städten vorstellen, die in dem Buch ausführlich behandelt wurden.

Im Grundriss von *München* findet sich das *Münchner Kindl*: ein wehrhaftes Männchen (oder Mädchen) in Mönchstracht mit einer ostwärts gerichteten Lanze, das die Heilige Jungfrau schützt (d.h. die Münchner Frauenkirche). Die Stadttore und weitere Kirchen sind zweifellos in Bezug auf die Figur lokalisiert worden, deren ästhetischer Reiz unbestreitbar ist: Sie ist in München heute allgegenwärtig, aber das Original dürfte weitgehend unbekannt und hier vielleicht erstmals veröffentlicht sein. (Einen verbalen Hinweis von Ungericht auf die Figur findet der Leser zur Zeit im Internet auf der Seite: www.inulm.telebus.de).

Astronomisch betrachtet verbirgt sich hinter diesem *drolligen Gesellen* wohl das Sternbild des Wassermanns, der den Steinbock bei der Stange hält. Die Frauenkirche entspricht dem „Königsstern“ α Aqr, „der alte Peter“ dem „Glücksstern“ β Aqr und das Isartor ϵ Aqr. Der Promenadenplatz mit dem Bayerischen Hof entspricht dann einem der Fische.

Die Figur kann verschieden gedeutet werden, richtig aber erst, wenn man sie im Zusammenhang mit der Urbanoglyphe von Lübeck sieht. In dem besprochenen Buch finden sich nicht zufällig beide Pläne auf einer Seite [20]: Heinrich der Löwe hat bekanntlich erst 1158 München und im Folgejahr Lübeck gegründet.

Im Grundriss von *Lübeck* findet sich ebenfalls das Sternbild Wassermann (die „Glückssterne des Königs“), hier aber kombiniert mit dem Abbild eines Steinbutts. Sofort wird klar, worum es in München eigentlich geht: Heinrich der Löwe wollte einen ‚dicken Fisch‘ an Land ziehen, und der Plan dazu wurde offenbar in München gefasst. Dieser Fischzug aber war die Gründung der Stadt Lübeck. Das „Kindl“ angelt also nach dem „Ziegenfisch“ (wie das Sternbild Steinbock auch genannt wird). Das Motiv ist aus dem Märchen vom weisen Butt bekannt, in dem der Fischer – wie Heinrich im wirklichen Leben – am Ende wieder in seiner schäbigen Hütte sitzt.

Wenn man dieses Bild – mit der ausgeprägten Mittelgräte aus Breiter und Königsstraße, der Kiemenspalte um die Ägidienkirche, dem Dom als Augenpaar, dem Johannishof als Laich oder Rogen usw. – betrachtet, wird auch der Name *Lübeck* verständlich: Er bedeutet einfach *Buckel*, also *Hügel* – zugleich aber *Buckelbutt*, wie der in der westlichen Ostsee weit verbreitete Steinbutt wegen der steinharten Buckel auf dem Rücken auch genannt werden könnte. Ein *Bückling* ist demnach ein Fisch nach Lübecker Art, freilich mit dem ‚Bocksgeruch‘ des Ziegenfisches behaftet. Die slawische Deutung des Namens Lübeck als „liebster Ort“ ergänzt das Bild in idealer Weise.

So kann nebenbei ein weiteres Rätsel um den Nobelpreisträger Thomas Mann gelöst werden – der Sinn des Namens *Buddenbrooks*, der ursprünglich Buttenbrocks lauten sollte: Als Anagramm des Buckelbutts soll es eine typische Lübecker Familie bezeichnen. Und nimmt der andere Lübecker Nobelpreisträger Günter Grass mit seinem Buchtitel *Der Butt* nur ‚rein zufällig‘ auf die Urbanoglyphe Bezug?

Die Autoren Humpert und Schenk konnten keine Urbanoglyphen finden, weil sie nicht danach gesucht haben. Obwohl sie also gewissermaßen auf halbem Wege stecken blieben, verdient ihr Buch uneingeschränkte Sympathie, denn angesichts der mageren Ergebnisse der Mediävistik bei der Stadtgrundrissforschung ist die Erkenntnis des technischen Ablaufs von Stadtgründungen in der Tat bahnberechnend.

Die Rezensenten vermissen natürlich die Stadt *Ulm*, denn es hätten sich vielleicht Hinweise auf das wirkliche Alter des *Ulmer Spatzen* ergeben, den Ungericht in eine ungewisse „keltisch-vorrömisch-karolingische Zeit“ datierte [vgl. den Vortrag am 2. 10. 2000 beim Jahrestreffen in Aachen; s. *ZS* 4/2000, 549], während die Rezensenten die Urbanoglyphen eindeutig im Zusammenhang mit der Christianisierung Mitteleuropas sehen [Brätz].

Den Volkswirtschaftler würde natürlich noch mehr über den Städtebau im Mittelalter interessieren, nämlich wer ihn eigentlich wie finanziert hat, ob der damit verbundene demografische Aufschwung Resultat einer Landwirtschaftsrevolution war (des „Düngefeldbaus“ und „Menschenmangels“? [Niemitz 714 f.]), oder ob sich hinter der „Anstrengung“ ein exklusiver Ideen-Klub verbirgt usw. Das war aber nicht Gegenstand des besprochenen schönen Buches.

Literatur

- Brätz, Herwig (2001): *Geheimnisvolles Rostock. Eine Stadt als Kunstwerk*; Rostock
Charpentier, Louis (1999): *Das Geheimnis der Kathedrale von Chartres*; München
Grass, Günter (¹1977): *Der Butt*; Darmstadt · Neuwied
Humpert, Klaus / Schenk, Martin (2001): *Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Das Ende vom Mythos der »gewachsenen Stadt«*; Stuttgart
Mann, Thomas (¹1901): *Buddenbrooks. Verfall einer Familie*; Berlin
Niemitz, Hans-Ulrich (2001): „Geld - Ethik - mittelalterlicher Feudalismus. Zu drei Entwicklungen ohne Evolution“; in: *ZS* 13 (4) 691-723
Rilke, Rainer Maria (^o1997): *Die Gedichte*; Frankfurt am Main
Roob, Alexander (1996): *Das hermetische Museum. Alchemie & Mystik*; Köln
Saltzwedel, Johannes (2001): „Die gekämmte Stadt“, in: *Der Spiegel* Nr. 46, 230 f.; Hamburg

es denkt

Fünf Variationen über G. Ch. Lichtenbergs Thema Robert Zuberbühler

Vorwort: Da wir alle bewusst erkennen, denken und gestalten wollen, möchte ich zeigen, was dabei in der Übergangszone zum halb und ganz Unbewussten beständig, diskret und doch richtungweisend *mitformt* und *mitschafft*. Wir können's nur teilweise beeinflussen, sind aber daran gebunden, so ist uns die Selbstorganisation des Lebendigen direkt erlebbar. Das unbewusste Wirken kann man aber nur nachträglich erkennen. Dann zeigt sich uns, dass *es denkt*, und wie.

In der ersten Variation benütze ich eine individuelle Meldung aus dem wissenschaftlichen Gebiet, in der zweiten vergleiche ich sie mit Vorgängen in den Künsten, in der dritten verknüpfe ich Denken und Ordnen, in der vierten werden Widerstände und Förderliches diskutiert und in der fünften Konstellationen und Koinzidenzen angetippt. Unser Thema, welches hier ständig eine Begleitstimme ‚Neuschöpfung‘ erzeugt; ist damit längst nicht erschöpft.

Rätsellöser und ihre Rätsel

Die Überlegungen Gunnar *Heinsohns* über parallele Rätselkumulation [1995, 56] haben mich oftmals beschäftigt. Ich versuchte, jenes verblüffende Phänomen von anderen Seiten her anzugehen, indem ich dem Verhältnis der Rätsellöser zu ihren Rätseln und dem naturhaften Zustandekommen der Lösungen nachging.

Zuerst sei Heinsohn zitiert: Die Methode der parallelen Rätselkumulation besagt, dass „ein Einzelrätsel leichter zu lösen ist, wenn man es mit benachbarten Rätseln gleichzeitig angeht und für alle gemeinsame Gründe sucht“ (und der durchschlagende Erfolg gab ihm recht). Aber wieso sind es benachbarte Rätsel? Weiß man das schon zum Voraus? Heinsohn meinte in der Sache irgendwie benachbarte, die vielleicht keine direkte Verbindung haben. Aber was ist da alles in der Nähe – warum wurden gerade jene gewählt? Außerdem haben die Rätsel eine zweite Nachbarschaft, die so wichtig ist wie sie – den Rätsellöser selber.

Gunnar Heinsohn will nur vom Zusammenhang des Findens und Gefundenen, nicht aber vom Finder berichten. Doch ohne einen solchen Sucher geht gar nichts und in ihm kommen die einzelnen Einsichten zu einer neuen Zusammenschau. Um diese geht es, an den bisherigen Tatsachen ändert sich

nichts. Aber jetzt sucht man anders im großen Haufen der Fakten, findet vielleicht bisher unbeachtete. Die qualitative Seite verändert sich, Proportionen und Beziehungen werden anders beachtet, bewertet und gewichtet. Man entdeckt sogar neue Fragestellungen, viel weiter reichende, und findet entsprechend neue Antworten.

Jedenfalls bemerken wir eine Affinität und starke Bindung von Personen zu bestimmten Fragen und Problemen, ohne immer gleich zu verstehen wieso und weshalb. Sie ist oft viel intensiver als das normale Interesse und leidenschaftlicher, selbst in ihren stillsten Varianten. Nicht nur Rätsel sind benachbart, auch unsere Vorlieben und Ablehnungen, unsere Erfahrungen, Gefühle und Erinnerungen, unsere bestimmte, charakteristisch genannte Haltung der Welt gegenüber (eher unterschwellig, nicht eine sog. Weltanschauung). Aber *alle* Gründe des gegenseitigen Verhältnisses wird man nie erkennen. Das hindert uns nicht, sie als Wirkende zu akzeptieren, selbst vage Gefühle – ja diese sogar sehr, weil wir als Täter sie kaum bemerken, obwohl gerade sie ein ganzes Leben und Werk unterbauen und färben (Pionierschaft der gefühlsartigen Ganzheitsqualitäten *vor* den klaren Begriffen [Ehrenstein 218]).

Was treibt die Rätsellöser, jenes Thema zu wählen, gerade dort ein Rätsel zu sehen? Wieso wähle z.B. ich dieses hier behandelte Problem und sehe auf einer übergreifenden Ebene ein lohnendes Rätsel? Man sucht zuerst im eigenen Erinnerungsarchiv, man findet mit Sicherheit dazu Gehörendes, sogar lang Vergessenes. Nur die Rätsellöserin, der Finder selber kennen einigermaßen die nahen und fernen, subtil verzweigten Antriebe und Gründe des nie ganz freien Wählens. Später werden ihnen Lichter aufgehen, was außer jenen noch mitwirkte. Man kann natürlich Vermutungen vorbringen oder auf bestimmte Ereignisse verweisen, die wie frühe Prägungen oder spätere Ansteckung wirkten. Gunnar Heinsohns Bruder hat so etwas erzählt (dass ihre Mutter ein Taschenbuch als Reiselektüre kaufte, der Autor: *Velikovsky*), doch erklärt es an sich nicht viel – nicht jede Person reagiert gleich. Wir brauchen gar nicht Heinsohns Motiven detektivisch nachzuspüren und dürfen sein *nicht zufällig* Zusammenhängendes als gegeben annehmen, wie *ebenso* andernorts sein Desinteresse und Ausschließen.

Allein schon mit diesen zwei gegensätzlich sich ergänzenden Tendenzen fügt sich etwas leichter ans andere und trennt sich von enorm viel ‚Unnötigem‘. Es formiert sich fast von selbst, und ohne dass man es schon merkt, entsteht ein gewisser Zug, ein ‚Interesse‘, das alles scheinbar oder wirklich Verwandte an sich zieht und versammelt. Die neue Nähe von Vorstellungen und Ideen bewirkt unerwartete Begegnungen, Berührungen, Einsichten. Das bringt Bewegung ins Denken, da kann es geschehen, dass die

Rätsellöser unversehens in einen Erkenntnisfluss geraten. Sollen wir überhaupt darüber reden? Die Vorsicht ist berechtigt, mindestens für die Rätsellöser. Eine beschwingte Unio analytisch aufzubröseln kann das Fließen jäh stoppen. Was man auch von andern Prozessen weiß: Wenn das Brenngut ohne Sprünge geraten soll, darf man nicht zwischendurch den heißen Ofen aufmachen und kalte Außenluft reinlassen. Das hat jede Töpferin, jeder Töpfer erfahren.

Bestenfalls lässt sich nachher, bei erkalteten Töpfen, gemeinsam darüber reden, wie jetzt wir.

Wo beginnt dieses Fließen? Wohl dort, wo jemand unbefangen von Routine und ganz frisch, vielleicht sogar naiv, neue Ähnlichkeits- und Verwandtschafts-Gruppen erblickt (nicht andere Dinge!). Und zum Interesse, zur *Vertrautheit* mit dem Thema etwas Gegensätzliches hinzu kommt: Die *eher seltene Fähigkeit, die gewohnte Sichtweise und den bisherigen Standpunkt aufzugeben*, sich von dem zu lösen, was uns vorher selbstverständlich schien. Wir bauen ja fast ausnahmslos auf das Bisherige, Gängige, Überlieferte, Feste, aus vielen sehr guten Gründen. Das wirklich kreative Denken hingegen beginnt gerade dann, wenn wir *neue Beziehungen* erkennen. Oft initiiert durch einen ‚befremdenden‘, scheinbar oder wirklich zufälligen Anstoß von außen, ist dieses Umschlagen der Sicht meist blitzartig und erhellt dann eine ganze Landschaft von Fakten und Themen. Weil wir von diesem sehr schnellen, alles Mögliche vergleichendem Denken – es sind lauter *Vorstellungen*, namenlose – nur die (dann benennbaren) *Endergebnisse* haben, sagen wir, das sei unerklärliche ‚Intuition‘. Wie von einem *daimon* gesandt?! Sehr oft haben wir Mühe, die ganze neue Einsicht oder ‚Vision‘ ins Rationale zu übersetzen. Eben deshalb vergisst sich jenes wortlose Sehen/Verstehen so leicht.

Die gesteigerte Intensität des Schauens setzt nun alles wie unter Strom, löst es auf und fügt es neu zusammen, im Englischen nennt man's *going with the flow*. Man erkennt nachher ein übergreifendes Muster, das sich immer weiter ausrichtet, fast wie die Eisenspäne im Magnetfeld (so bei Heinsohn das Sabbath-Rätsel). *Weil es in sich als Sachlage stimmt und mit uns selber im Einklang ist*. Man sieht es dort, im Thema, im Sachgebiet, völlig einleuchtend, intensiv, und objektiv. Was sage ich: Objektiver als objektiv! Es ist draußen und ist in mir. Das überwältigende Glücksgefühl des Erkennens, beinahe Selbsterkennens. Das soll man sich redlich gönnen. Es ging ihm ja meist ein langes Sammeln und Sortieren und Umschichten und Zweifeln voraus, vielleicht jahrelang – der jetzt offenbarte Nutzen scheinbar nutzloser Mühen.

Eine wirkliche Schwelle war zu überwinden, man musste vielleicht in der eigenen Kultur tiefverwurzelte Vorstellungen aufgeben („Unzivilisierte Wilde“). Wenn es aber so fließt und sich aneinander fügt, sieht man z.B. *sich wiederholende soziologische Muster oder Ornamente des Verhaltens*. Wie das Geben, Annehmen müssen und wieder Geben bei vielen Völkern. Formen, die wahrscheinlich vom ‚instinktiven‘ fürsorglichen Verhalten zu den hilflosen Kleinkindern ausgingen und sich auf das Nächstliegende hin entwickelten, das existentielle aufeinander Angewiesensein in den Sippen. Wahrscheinlich oder ähnlich mag sich so ein kollektives Benehmen bilden, innerhalb dem man dann fraglos lebt und denkt; das man *erlernt* wie eine zweite Natur. *Unsere* uns aufgeprägten Verhaltensmuster machten uns erst die Ethnologen bewusst. So verstehen wir auch eher ihr Entstehen.

Wir leben vielfach miteinander verbunden. Da entdeckt ein nicht ganz zufällig dem ersten Finder Folgender, der es damit viel leichter hat, eine typische Evolution soziologischer Muster, wie es mir passierte mit *Heinsohns* Geburtsgeschichte der Eigentumsgesellschaft, wo ich auf einen Vorgang stieß [2000, 498], der in manchen Phasen ähnlich dem ‚von selbst‘-Entstehen von Gedichten und Romanen ablief. Das kombinierte ich mit einem zufällig aufgeschnappten Wort Gregory *Batesons*, man könnte Evolutionen an geistigen Prozessen verstehen lernen [*Geist und Natur*, 268]. Erstaunlich ist, wie harte, folgerichtige Notwendigkeit und bloßes Träumen ähnliche Ablaufformen erzeugen.

Wir alle erleben, was *Velikovsky* noch immer ins Rollen bringt. *Offene* Enden stören zwar, bleiben aber fruchtbar, wenn man sich die Frage erlaubt, ob man dieselbe Sachlage in noch anderen Bezügen sehen könne. ‚Geschichte‘ enthält ja so unendlich viele Geschichten, Schichten und Verbindungen. Darauf baue ich, doch nicht um die Resultate beispielsweise *Heinsohns* zu bezweifeln. Dass sich bei seinen Funden für ihn Gefühl und Verstand decken, muss so sein. So ist es immer bei dieser Intensität des Zusammenschauens! – und damit basta. Die Anderen, aber eben nur sie, können das anscheinend Gleiche in noch anderen, ihnen einsichtigen Zusammenhängen sehen.

Heinsohn wurde z.B. vorgeworfen, er habe *Hitler* zuviel Überlegung, ja geradezu hohe Denkleistung zugeschrieben. Diese Kritik mag bezüglich des Alltagsmenschen *Hitler* richtig sein, nicht aber für seine Wolf-Seite, die Spürnase, den nichtintellektuellen *Riecher*. Der wirkte nicht überall mit und war nicht immer zutreffend, wie man weiß. Dennoch: *Hass findet blind seinen wesentlichen Punkt*.

Denn der ganze Mensch ist mit seiner Vergangenheit, mit seinem Kopf und Bauch, mit seinem Erlernten, Erinnerten und Geglaubten beim Denken beteiligt. Allein schon die Leidenschaft eines Forschenden anzuerkennen, würde helfen, seine theoretischen Folgerungen besser zu verstehen. ‚Intelligenz‘ schöpft aus vielen Quellen (darum ist die künstliche nur eine halbe Sache). Ein so genauer und systematischer Naturbetrachter wie *Goethe* sagte, dass die Erscheinung nicht vom Beobachter losgelöst sei, vielmehr in die Individualität desselben verschlungen. Er sagte ‚Individualität‘, nicht Subjektivität.

‚Ordnung‘ in den Künsten - den Wissenschaften benachbart

Weil unser Denken dort am ungehindertsten ist – bis zur Gedankenflucht –, wo das wache Bewusstsein nicht dreinredet, zeigt sich beim Hören, Sehen und Phantasieren, wie leicht ein Strom von Vorstellungen sich formt und sogar von irgend einem Erlebnis sich prägen und forttragen lässt, als wär’s eine Tanzmelodie – besonders wenn es etwas Ähnliches ist, also z.B. geformte Kunstwerke.

Es gibt ein Phänomen, das viele Malerkollegen bestätigten: Beim absichtlosen Blättern in Heften oder Büchern mit Reproduktionen von Kunstwerken, und mit dem entspannten Abschweifen nach dem Zuklappen, erscheint einem die Umgebung und ihre Formen und Farbtöne oft wie neu geordnet, leuchtend und frisch. Man kann das nicht absichtlich ‚machen‘, man wird davon überrascht.

Noch stärker erlebt man’s beim Gang durch eine Ausstellung von, sagen wir mal, *Edvard Munch*. Da kommen uns nach einiger Zeit die verschiedenen Besucher wie Gestalten aus Munchs Bilderzyklen vor, der Blick hinaus durchs Museumsfenster zeigt in seinem Rahmen eine Stadtlandschaft von Munch; nachher, auf der Straße, begegnen einem die Munchfiguren samt Hintergrund – bis sich das allmählich wieder verliert. Es wirkte eine Suggestion, die aus dem intensiven Erleben jener Bilder unsere Wahrnehmung umformte, welche eine Munch-Sicht hypnotisch durchsetzte. Da hat also eine spezifisch persönliche Formenwelt eine frappante Wirkung (allerdings nicht auf alle). Ich *vermute*, in solchen Bilder-Reihen zeige sich nicht nur eine sowohl konventionelle wie persönliche Gestaltungssprache, sondern auch eine unterhalb dem Bildinhalt liegende, halb oder ganz unbewusst gestaltete Substruktur, nahe dem ‚Anorganischen‘, in der Sprache Sigmund *Freuds* in Berührung mit dem Primärprozess der Psyche [Ehrenzweig 152 ff.]. Es ist diese rhythmisch wechselnde *Textur*, wie sie auch in der Musik pulsiert, eigentümliche Farbkombinationen, immer aufs Innigste verschränkt mit allen Gestalt-

formen. Der ganz flüchtig erhaschte Bildausschnitt – er ist von Paula Modersohn-Becker, oder Adolf Dietrich, oder Max Bill. Ein paar Takte Musik – es ist Wolfgang Amadeus Mozart. Wenn selbst Tiere, wie Tauben (so las ich kürzlich), aus gezeigten Bildern die Zusammengehörigen unterscheiden können – Monet, oder Picasso – so ist zwar ‚Ähnlichkeit‘ oder ‚schon mal dasselbe gesehen/gehört‘ gegeben, aber scheint mir immer noch zu kurz geschlossen. Ist’s etwas fast Atomares, aber doch schon strukturiert, über Stufen des Gestalteten mit sehr Persönlichem vereint? *Ordnung* scheint sich überall zu zeigen?

Ganz sicher im Gestalteten. Ein waches Bewusstsein erkennt in der Musik ein Thema und Gegen thema, in einem Bild Beziehungen von Farbkomplexen und Formen, in einem Text wichtige Situationen von bestimmter Gefühlstönung. Da ist der Verlauf bereits konstellierte (und sehr vieles ausgeschlossen). Es ist wie Schicksal; nicht umsonst sind nach diesem Muster die unaufhaltsamen Dramen gebaut. Doch das gilt ebenso für ein lyrisches Klavierkonzert oder ein beschauliches Bild. Solche Konzeptionen sind Natur, bei aller Kunst. Als *Autor* führt man, und wird doch geführt; eine Erzählung wird sich aus einem Keim entwickeln und ihr unbeirrbar eigenes Leben samt Personal mitbringen, dass man nur staunt, was alles in ihr (und uns) steckte. Aber dann muss man aktiv mitspielen: *Ziehe, sonst wirst du geschleift!* (Hugo v. Hofmannsthal). Auch das ist Schicksal, und durchaus der Ernstfall. Der Keim stirbt sonst.

Oft scheinen uns die ‚gültigen‘, in sich geschlossenen Kunstwerke auf eine verborgene, *überall waltende Weltordnung zu verweisen, als Gleichnis über allen vorgespielten Gleichnissen*. (Wie nahe sind gerade damit die Künste und sogar die Wissenschaften dem sog. Religiösen? Doch das ist ein Rätselthema, das uns anderswohin führt. Zum Beispiel zu jenem Buch, das Gregory Bateson begann und seine Tochter Mary Catherine weiterführte: *„Wo Engel zögern“*). Ach, wie vergeblich versuchte ich als Zweiundzwanzigjähriger dieses wahrhaftig Erlebte, ich nannte es ziemlich ungeschickt und sogar provokativ *Wahrheit*, einem älteren Logiker zu erklären! Er bezeichnete es als ‚prälogisch‘. Er war zwar durchaus für Kunst empfänglich, und immerhin nicht so gusseisern praktisch wie Isaak Newton, dem man ein Stück Purcells vorspielte und der sagte: „Schön – aber was beweist das?“ Hat er vielleicht doch etwas davon gespürt, weil er so fragte? Weil ihn die Musik *auf etwas hin wies*? Violinspieler Einstein stand dem ‚Etwas‘ vermutlich näher.

Was alles steckt hinter solchen Phänomenen? Ich weiß es nicht und möchte bloß Vermutetes nicht festschreiben. Soviel kann man vielleicht sa-

gen: In uns selber scheint ein *Bedürfnis nach Ordnung* zu wirken, nach Gestalt und Struktur, nach richtigem Klang, a-kausal als Proportion und Gruppierung wirkend. Die Impressionisten, Expressionisten, Kubisten und Tachisten etc. lehrten uns, *auch dort Ordnung zu sehen, wo keine Ratio gefragt ist* [Ehrenzweig: *Ordnung im Chaos*]. In dem, was wir bewerten als bleibende große Kunst, bedingen und fördern sich jedes Mal gegenseitig das Ganze und seine Elemente [Ehrenstein 66 ff.]. Gerade wie in einer Theorie. Freilich, hier wird nichts bewiesen. Ist auch nicht nötig, man erlebt's.

In den Künsten zeigt sich die individuelle Sichtweise unverhüllter, emotionaler als im wissenschaftlichen Urteil, wo sie fast fügenlos zur Theorie, zum Denksystem ausgebaut ist, sogar zur unbezwingbaren Festung. Sehr wohl *gilt* hier das Faktum mitsamt seinem ganzen Gewicht (auch wenn u.U. das Faktum der Existenz von Fakultäten, Professuren etc. etc. noch mehr Gewicht hat als tausend Argumente und Fakten). Im von der Lehrmeinung geforderten und von der Konkurrenz her nötigen theoretischen Verfestigen liegt immer eine mögliche Verhärtungsgefahr. Die *Aphoristiker* machen es sich da leichter; ein solcher sagt vielleicht, „Der Darwinismus mit seinem gnadenlosen Kampf ums Dasein ist der *jetzt wissenschaftliche* Totemismus der Privateigentumsgesellschaft“. Sie regen bloß zum Nachdenken an, ohne den Dienstweg vorzuschreiben. Von den Systematikern gern belächelt, gelten sie als zu wenig seriös. Doch beide profitieren von einander, sogar recht unverschämt – sie haben sich wohl gegenseitig nötig.

es denkt - es urteilt und ordnet

Unser *wahrnehmendes* Denken ist ‚gegeben‘. Es vergleicht und bewertet blitzschnell ein komplexes simultanes Nebeneinander. Die Wissenschaftler, die alles in Begriffe und Sätze setzen *müssen*, haben in vollem Ernst geglaubt, sie *dächten* in Worten, und es sehr spät entdeckt. Aber jenes Namenlose ist das weitgehend unbewusste ständige Denken. Auf ihm *und* auf allen Erfahrungen des *tätigen* Lebens bauen unsere *kausalen* Theorien und Erkenntnisse. Unser waches Bewusstsein nimmt sich ja nur deswegen so wichtig, weil ihm der allergrößte, vor allem der *bewertend-steuernde* Teil seines ‚Ichs‘ aus sehr guten Gründen, gar nicht bewusst ist, während der Aktion sogar nicht bekannt sein darf. Erst das bewusste Denken erkennt es, um bald zu bemerken, dass jenes noch vor ihm da war, das *Erste* ist, sogar *grundlegend* dem Bewusstsein. Wer stolz auf sein Bewusstsein war, empfand das als narzisstische Kränkung – unnötiger Weise. Wir brauchen die belebten wie die unbelebten Vorgänge in der ‚Natur‘ nicht nur als schrecklichen Automatismus zu sehen, sondern können uns fragen, wie diese kosmosweite Selbstor-

ganisation in uns wirke und was es bedeute, dass wir zugleich fähig sind, ein Stück weit ihrer bewusst zu werden, ein wenig mit Hilfe von Gedächtnis zu ordnen, mit Bewerten und Vergleichen auszuwählen, ohne deswegen aus diesem Getragensein herauszufallen. Gerade das *Determinierte* liefert uns fürs Handeln und Argumentieren die so nötige Sicherheit. Das meint man meistens mit ‚*Wirklichkeit*‘.

Anscheinend überall etwas wie Ordnung? Die alten Völker haben den sinnlosen Zufall noch gar nicht gekannt, d.h. sie sahen sich inmitten eines großen, vielfältigen Verbundenseins. Und als einst Himmel und Erde taumelten, ‚erkannten‘ jene Völker eingreifende Götter, also doch eine (neue) Ordnung durch ruchlose Gewaltherrschaft. Noch die ersten Eigentümer sahen im gezogenen Los die göttliche Zuweisung. Während heute ganz rational Gregory Bateson das Auslösende, überhaupt erst radikal *Neues* Ermöglichende eines *wirklich zufälligen Eingriffs* von außen erkannt hat [Geist und Natur 203, 218] und als das (seltene) *Aufbrechen* der sonst allgemeinen, nötigen, *alle Formen konservierenden Tendenz*.

Vermutlich ‚produzierten‘ beide zusammen auch unser neues Bewusstsein: zuerst die neue Eigenschaft, nachher sie sofort stabilisierend. Sie ist vielleicht mit einem *winzigen Innehalten und sich Besinnen, einem kleinen rettenden Abstand zum blinden Reflex, zur Panik*, inmitten von Kataklysmen zur Welt gekommen? Wir mussten ja ganz oder zeitweise einen Teil des Instinkts unterdrücken, sobald wir ‚selber‘ denken wollten. Gewinn mit Verlust bezahlt. Erst dieses Abtrennen ermöglichte uns, die unbewusste Seite bewusst zu erkennen.

Anscheinend entstehen Wahrnehmen, Erinnern und Bewerten aus ins Gehirn geleiteten Nervenreizen. *Das konstruiert, das ist* unser Empfinden und Denken, es vermittelt uns *alles*, was wir als ‚*Wirklichkeit*‘ erleben, wissen und glauben (die neurologische Seite zeigt Gerhard Roth [Das Gehirn und seine Wirklichkeit]). Zwar kann man’s nicht leicht direkt beobachten, hingegen die Ergebnisse analysieren. Es gelingt speziell bei den *Optischen Täuschungen*, wo eine Kontrolle des von der Wirklichkeit Abweichenden gut möglich ist, wo wir also offensichtlich dazuerfinden und ergänzen (was wir *Wirklichkeit* nennen müssen [Roth 324]). An diesen Selbsttäuschungen lernten die Gestalt-Physiologen des 20. Jahrhunderts überhaupt erst, wie unser Wahrnehmen vor sich geht.

Wie es die Eindrücke ständig ‚sinnvoll‘ ordnet, doch manchmal allzu hilfreich! Aber im Normalfall so, dass uns selbst eine schnelle Kopfdrehung im Gehen die eigene Lage ohne jedes Schwindelgefühl zeigt. *Unsere Sinneserfahrung, unser Gedächtnis und lebensnotwendiges Bewerten sind die den-*

kend ordnende Funktion selber. Sie konstruieren, ordnen und glätten noch mehr, wenn die Sache weit zurückliegt, oder vieles die Fakten betreffend unsicher ist (was sich Historiker merken können). Wir erkannten schon als Säuglinge Gestaltformen, das sind sofortige Urteile oder Vorurteile. *Wenn sich nichts erkennen lässt, geraten wir in Panik.* Können wir überhaupt wissen, ob die uns ersichtlich geordnet scheinende Welt mit ihren Gestalten – Blättern, Blüten, Tieren, Menschen – an sich geordnet ist oder nur durch unsere Wahrnehmungsart so erscheinen muss? Wie es auch sei, wir können uns nur an *unsere* Urteilsbildung halten.

Widerstände und Förderungen

Bei schöpferischen Neu-Ordnungen fällt auf, dass sie sich meist lange vorher anbahnen und dann oft, *mit einem Kick, plötzlich und schnell weiterführen,* und ablaufen als intensive Hochfrequenz oder in unfokussierter Entspannung (müde, im warmen Bad, beim Flanieren, etc.). Notwendig gehört zur Hochspannung das Ausspannen, sogar das Zusammensacken, wie zum Einatmen das Ausatmen, als komplementäre Ergänzung. Im halb oder ganz Unbewussten scheinen alle (elektrischen?) Widerstände zu schwinden, *and going with the flow* schlüpft dann der verrückte Gedanke durch, den der Normalverstand als Türhüter sonst ausschließt.

Aber eher den Fluss behindernd statt fördernd scheint mir das gedankenscharfe Fokussieren auf einen einzig wichtigen Zweck und Gegenstand. Es ist vorherrschend in unserer, stark von der Eigentumsgesellschaft geprägten Wissenschaft (als *gewollt isoliertes Rätsel*, analog dem *nur eigenen Zweck*). Ein einziger Mensch oder isoliertes Ding ist aber an sich ein Unding. Es logisch zu denken versuchen, ist schlicht dumm (die Folgen sind entsprechend). Es ist unmöglich, irgend etwas ohne seine Beziehung zum Umfeld und seine innere Differenzierung zu erkennen. Das Fokussieren erfordert geradezu Ergänzungen und Ausweitungen (der Augennerv schon rein physisch).

Mehr noch: Seit jeher bevorzugte das vergleichende Wahrnehmen ein subtilstes *ungerichtetes* Erkunden. Sigmund *Freud* hat es als „urteilslos freischwebende Aufmerksamkeit“ wiederentdeckt und empfohlen, hat aber seine Anwendung als schwierig empfunden, weil man als trainierter Wissenschaftler sich im Gegenteil auf etwas konzentriert und es sofort klassifizierend irgendwo einordnet. Die Künstler tradierten es. Irgendwas in einem entstehenden Text stört kaum merkbar: *Da steckt's*, dem muss man nachgehen. Um einen Mangel in seinem Bild zu entdecken (den er mit fokussiertem Suchen niemals finden würde), behilft sich der Maler mit ‚abwesendem‘ fast Nicht-

sehen über das ganze Bild hinweg, und die Fehlstelle im strukturellen Geflecht, den kleinsten falschen Klang spürt er ganz nebenbei, ungerichtet (genau so der geübte Dirigent eines großen Orchesters) (und so erspürten die Sammlerinnen und Jäger der Vorzeit eine Unstimmigkeit ihrer Umgebung, brauchte der Hirt seine Herde nicht zu zählen, um ihre Vollständigkeit festzustellen). Wir kennen längst nicht alle Signale, welche die Welt um uns schon in all ihren Formen zeigt, und für manche haben wir bereits jene Empfänglichkeit eingebüsst, die Kinder oder Hunde noch haben, welche aus einer kleinen Abweichung der Bewegungen merken, dass die ‚Großen‘ jetzt ausgehen wollen. Instinktverlust, stumpfe Sinne, schwach im Kombinieren? Trotzdem: Noch immer lässt man sich weitgehend vom selbstschaffenden, selber vergleichenden ‚es denkt‘ leiten.

Man kann auch und muss sogar *bewusst* mit dem Unbewussten umgehen. Muss innehalten, und nachprüfen. Darum schmelzen die Künstler und Wissenschaftler ihre Vorstellungen oftmals wieder ein, zurück ins widerstandslos Unbestimmte, als Brei, wenn sie ihnen unausgegoren scheinen oder sie nicht vorwärts kommen – was oft dasselbe ist („Dedifferenzierung“ [Ehrenzweig 27]). Sie versuchen sie zu vergessen, lassen die Finger davon, meist erst nach schlechten Erfahrungen mit wildem Machenwollen. Durch Loslassen zurück ins Unbeobachtete. Die Farbe abkratzen, den Lehm wieder einweichen, das Geschriebene in den Papierkorb – etwas anderes anfangen (aufräumen, Briefschulden abbauen, etc.). Merkwürdig ist dann schon, was im Dunkel des Nichtbeachteten passieren kann: Die Sache ordnet sich selber, sie setzt sich im eigenen Schwerpunkt, organisiert sich assoziativ um, bringt ‚sinnvoll‘ zusammen was im Gedächtnis herumlag. *Kecker und klüger*, als wir es bewusst machen könnten! Vielleicht schon am nächsten Tag. *O flammenleichte Zeit der dunkeln Frühe!* (Eduard Mörike „An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang“). Gibt’s Gott den Seinen im Schlaf? Bisweilen sehr wohl, aber man muss auch das Seine dazu tun.

Wie können wir aktiv mithelfen? Wohl vor allem mit Kontakt halten zum unbestimmt großen Gebiet, so bringen wir auch die unbeachteten Elemente miteinander in Berührung, in jene Nähe, wo der Funke springen kann. Ein Schriftsteller berichtete, wie er vergeblich die *Form* suchte und sich zuerst seinen *Stoff* in allen Einzelheiten vorstellen musste, worauf ihm die Form fast fertig zufiel. Sehr oft klärt die abtastende Suche nach dem richtigen Wort auch den vor einem liegenden Inhalt, oder ein glücklich gefundener Ausdruck rückt ganze Abschnitte ins Lot, wie mir eine Übersetzerin erzählte. Manchmal meldet sich das unbemerkt Umgeformte erst später, wenn man von einer anderen Seite her wieder auf das Frühere stößt, das uns nun ein anderes Ge-

sicht weist. Das kann die neue Sicht im Gewohnten sein, von der wir am Anfang sprachen; der ganze Vorgang gleicht dem Ausschlüpfen des geflügelten Insekts nach der vorangegangenen Metamorphose.

Das Fundbild, das wir jeweils formen, bildet uns unweigerlich mit ab. Dem entgehen wir nie, schon gar nicht im Gebiet der Geschichte und Geschichten, der Künste und forschenden Wissenschaften. Recht drastisch formulierte es mal ein Graphologe: „Der Mensch stinkt von Selbstverrat“. Ist das untragbar, sind wir nicht genügend objektiv? Ich glaube nicht, da beiden Seiten, der Individualität, welche sehr viel Allgemeinstes mitenthält, wie den Zusammenhängen der Sache das ihrige zugestanden wird. Da drin liegt doch auch die Vielfalt von Sichtweisen und Erkenntnismöglichkeiten. Wer damit immer noch nicht zufrieden ist, frage einen Klügeren als mich („Trost bei Goethe“) und bekommt eine vielleicht unerwartete Antwort:

*So göttlich ist die Welt eingerichtet, dass jeder an seiner Stelle,
an seinem Ort, zu seiner Zeit, alles übrige gleichwiegt.*

Konstellationen und Koinzidenzen sind selbstverständlich

Das ‚es denkt‘ scheint auch bei Themen zu wirken, von denen man später sagt, sie hätten ‚in der Luft gelegen‘. Solche wurden oft früher schon mal diskutiert, werden nun da und dort und jetzt viel häufiger untersucht, werden fast Mode, sie verbreiten sich mit einem unsichtbaren Wind wie Flugsamen, mündlich, in Briefen und Büchern, in den Medien. Anscheinend gibt es etwas wie unerledigte Aufgaben, nicht zu Ende gedachte Gedanken, drängende Probleme, welche ganze Gruppen von Individuen angehen, die sich nicht einmal kennen müssen.

Beispiele fallen uns ein, heute etwa der ‚Katastrophismus‘. In Mythen, Sagen und der Bibel überliefert, von einzelnen Gelehrten durchaus ernst genommen, etwa von Franz Kugler, von Dichtern wie Carl Spitteler tradiert, aber von der universitären Fachwelt seit Lyell und Darwin mehr als ein Jahrhundert lang total ignoriert, ist er heute im TV präsent. Wie Christian Blöss mir anlässlich der Berliner Tagung von 1991 sagte: „In zehn Jahren wird er allgemein verbreitet sein“.

Es denkt erinnert mich daran, wie man mich naiven Jüngling 1943 mit einem hanebüchernen Merksatz konfrontierte: „Wahrnehmen + Denken = Wissen“, worauf ich mich (nach ziemlicher Benommenheit) doch auf die Suche machte und sofort belohnt wurde: Die deutschen Gestaltpsychologen für *denkendes Wahrnehmen* lernte ich kennen, dazu ihre Vorgänger und von Hitler bis nach Amerika verstreuten Nachfolger. Heute gibt es eine reiche Literatur über produktives Denken, über das Bedürfnis nach Form und Ge-

stalt, über Selbsttäuschungen, das Denken der Tiere usw.. Jetzt erlebe ich, dass auch die jüngeren Gehirnforscher wie z.B. Gerhard Roth im gleichen Gebiet fündig wurden, und gleich nebenan hat Luc Ciompi ein Buch über die *emotionalen Grundlagen* des Denkens geschrieben. Aber schon in den vierziger Jahren war gerade dies ein Thema, das in Zürich einen positivistischen Rationalisten umtrieb. Den ich zufällig traf und der es mir sozusagen anhängte, fast wie eine Lebensaufgabe – wovon mich erst die Bekanntschaft mit Autoren erlöste, die sich bereits damit befassten. So muss man auch nicht meinen, ein wichtiger Gedanke könnte verloren gehen, wie ich selber lange Zeit fürchtete. Die anfeuernde Idee, man sei der Einzige, ist meistens eine Illusion. Aber wir sind mitbeteiligt.

Literatur

- Bateson, G. (1982): *Geist und Natur*; Frankfurt a. M.
- Bateson, G. / Bateson, M.C. (1993): *Wo Engel zögern*; Frankfurt a. M.
- Ciompi, L. (1997): *Die emotionalen Grundlagen des Denkens*; Göttingen
- Ehrenzweig, A. (1974): *Ordnung im Chaos. Das Unbewusste in der Kunst. Ein grundlegender Beitrag zum Verständnis der modernen Kunst*; München
- Ehrenstein, W. (1965): *Probleme des höheren Seelenlebens*; München
- Goethe, J. W. v.: *Maximen und Reflexionen*
- Heinsohn, G. (1995): „Parallele Rätselkumulation und ‚Warum Ausschwitz?‘“; in: *ZS* 7 (1) 56 f.
- Lichtenberg, G. Ch.: *Sudelbücher*
- Mörke, E.: *Gedichte*
- Roth, G. (1996): *Das Gehirn und seine Wirklichkeit*; Frankfurt a. M.
- Zuberbühler, R. (2000): „Neue Blicke durch alte Löcher“; in: *ZS* 12 (3) 498-518

Robert Zuberbühler, CH-8185 Winkel, Huserstr.1 zuberi@freesurf.ch



Francisco Goya: Vorzeichnung für Capricho 43 mit dem Untertitel: El sueño de la razón produce monstruos, d. h.: Der Schlaf der Vernunft erzeugt Ungeheuer. Ebenso richtig ist: *Der Traum von der Vernunft erzeugt Ungeheuer.*

Vermischtes

Zu A. Müller, Pentagramm... [4/2001, 616-630]:

Dass ich mich mit den Theorien Knapps zur 5er-Venusbeziehung nicht weiter herumgeschlagen habe, liegt an der m. E. krausen und – wie von Müller selbst bemerkten – gar nicht so recht aufgehenden Beweisführung. Soo kompliziert will ich mir die „klassische“ Kosmologie lieber nicht vorstellen. Wo sind denn die theologischen, kalendarisch krampflos aufgehenden oder kunsthistorisch-materiellen Belege für Knapps Idee? Diese m. W. in klassischen Werken beleglose „Sphärenharmonie“ ist ja erst seit Kepler astronomisch greifbar. Jüngst fundierte Hartmut Warm in *Die Signatur der Sphären – Von der Ordnung im Sonnensystem* [Hamburg 2001] diese Argumentationslinie. Er verbindet die fortlaufenden Konjunktionsstellungen der Planeten und erhält daraus faszinierend klare Geometrien, im Falle Erde-Venus ein pentagrammatisches – Knapp lässt grüßen – Gebilde feinsten Stickmusters. Diesbezüglich eher bemühte Harmonisierungsversuche seit Keplers *Harmonice Mundi* bringt Warm in überzeugend aufgehende Geometrie. Überzogene Rückschlüsse auf die klassische Kultur zieht Warm daraus nicht.

Die schöne 5er-Formel für den Kriegsherrn Mars – nachzulesen in meinem ZS-Beitrag [1/2000, 46-52] – steht demgegenüber im Verbund sowohl mit vergleichbaren Ergebnissen für die anderen Planeten als auch mit der Ikonographie der Kunstwerke. Der 5-zackige Stern neben dem Mondsäbel in der türkischen „Kriegsflagge“, das Kriegsministerium im Pentagon, der ‚böse‘ Drudenfuß, die marsisch aggressive Faust als 5er-Zahlzeichen – das überzeugt mich mehr.

Zu K. Weissgerber, Kiew... [4/2001, 662-690]:

Die „altturkische Kerbschrift“ auf dem Goldbecher von Nagyszentmiklos, von Gyula Laszlo, Generaldirektor des ungarischen Nationalmuseums, als Ausdruck hunnisch-türkischen Ungartums bejubelt, liest sich in gotischer Rune zweifelsfrei als Besitzinschrift des Ajtony, auch Laszlo bekannt als Kompagnon des Arpad. Das kann jeder selbst nachprüfen, der ein Runenalphabet zur Hand hat. Hat nicht Jordanes Attilas Verwandtschaft „germanisch“ genannt und sind die „Germanos“ bei Herodot nicht ein „persischer“ Volksstamm? Vorsicht also auch vor übertriebener Hunno- wie Slawophilie!

Konrad Fischer, 96272 Hochstadt, Hauptstr. 50

<http://home.t-online.de/home/konrad-fischer>

Zu G. Heinsohn: Karl der Einfältige [ZS 4/2001, 631-661]:

Prof. Heinsohns Aufsatz hat mich sehr beschäftigt, vor allem wegen der Frage, die er elegant umgeht: „Wer hat Karl den Großen eigentlich erfunden?“ Für Otto III. und seinen Papst sieht es als Karlserfinder nicht sehr gut aus, und Barbarossa als historisch belegter Karlsverehrer ist zu spät dran. So scheint K. d. Gr. doch ein französisches Erzeugnis zu sein, importiert und „germanisiert“ irgendwann zwischen dem Ende der französischen Karolinger und ???. Vielleicht ist ja das Ottonianum, in dem Otto I. sich auf einen „Karl“ beruft, gar keine Fälschung, sondern der Sachse bezieht sich auf den einzigen großen Herrscher Karl, den er kennen konnte, den Einfältigen. Zur Regierungszeit Ottos III. waren die Karolinger nicht mehr an der Macht, und das könnte Ottos ungewöhnlich harsche Kritik am „Karl“ verständlich machen. Also keine Fälschung ottonischer Urkunden, sondern mal wieder falsche Zuordnung durch die karlsgläubigen Historiker. Doch das ist genau so spekulativ wie die ganze Karlsforschung.

Gisela Albrecht, Gis-Albrecht@gmx.de

Über das Alleserfühlen:

„Wenn ich nachts mit einer guten Idee aufwache, dann notiere ich sie sofort auf einem Zettel. Wussten Sie übrigens, dass Karl der Große das Schreiben erst ganz spät gelernt hat? Karl der Große verbrachte den Sommer gerne auf der Reichenau – hier am Bodensee, genau mir gegenüber. Dort also beschloss Karl der Große, das Lesen und Schreiben zu lernen. Warum? Damit er seine guten nächtlichen Ideen aufschreiben konnte! Für mich ist es deshalb heute eine besonders große Freude, auf den Bodensee zu schauen, die Reichenau zu betrachten, das Reichenauer Münster. Manchmal sehe ich Karl den Großen aus dem Münster herauskommen. Ist es nicht wunderbar, solche Fantasien zu haben?“

Elisabeth Noelle(-Neumann) zu ihrem 85. Geburtstag im Gespräch mit D. F. Sturm: „Sie weiß, was Deutschland fühlt“, in: DIE WELT vom 19. 12. 2001. Ein Fund von Dr. Armin Wirsching

Ein Schreiben von John H. Spillmann, CH-8344 Bärenswil, Glärnischstr. 10:

„Vor 5000 Jahren entstand im iranischen Hochland ein gewaltiges Industriegebiet. In großem Stil wurde Kupfer verhüttet. Versorgte das noch unbekannte Kupfer-Reich die Hochkulturen der Alten Welt mit dem begehrten Metall?“ So M. Zick in „Ruhrpott im alten Persien“, *Bild der Wissenschaft*, 1/2002, 78

„Im Zentrum der Untersuchung steht eine ausgedehnte Industriesiedlung in Arisman bei Kashan, ca. 50 km südöstlich des bekannten Tepe Sialk. Insbesondere Kupferverarbeitung spielt hier eine wichtige Rolle. Die Keramik gehört dem ausgehenden 5., 4. und 3. Jt. v. Chr. an. Unzählige Schmelzöfen für Kupfer wurden ausgegraben. Zu den Funden aus dem Bereich der Öfen gehört typische Sialk IV-zeitliche Drehscheibenkeramik mit Streifenbemalung, sog. Glockentöpfe, die nach Mesopotamien weisen. Öfen und Schlackenhalde gehören damit in das frühe 3. Jt. v. Chr. Arisman liefert also Funde und Befunde des 4. und 3. Jt. v. Chr., die eine wichtige Ergänzung zu den Altgrabungen am Tepe Sialk darstellen.“

www.dainst.org/download/jb9920.pdf (Jahresbericht von Prof. Dr. Helmut Kyrieleis, Deutsches Archäologisches Institut)

Feuerprobe für Heinsohn und Illig: Was bedeuten die sensationellen Neuigkeiten aus dem iranischen Hochland für die Chronologie-Kritik? Droht der vernichtende Genickbruch oder gelingt eine Integration ins Heinsohn/Illigsche bzw. ins Winzellersche Grobschema? Wurden hier möglicherweise wichtige Kupferquellen für die Bronzeindustrie der Elamer, Meder (=Mitanni?) und/oder der Alttakkader entdeckt? Wie alt ist Tepe Sialk IV? Oder handelt es sich wirklich um ein unbekanntes, besonders altes Kupferreich?

Antwort, H.I.: Da die Fundstätte über Keramik datiert wird, rückt sie an die Stelle, die auch Heinsohns Chronologieschema für diese enthält. Es kehrt ja Scherben nicht aus, sondern datiert sie neu. Da gibt es weder Bein- noch Genickbruch. Viel interessanter wäre die Frage: Woher kam das Zinn für diese gewaltige Kupferproduktion? Bislang sind die Zinnquellen des -3. Jtsds. das größte Rätsel für die Vorderasiatische Archäologie. Der zu Arisman gehörige TV-Film, den ich gesehen habe, hat selbstverständlich das Zinnproblem gar nicht erst angesprochen, sondern schwelgte lieber in abundanten Schmelzofenszenarien. Erst wenn auch diese Kupferproduktion ins -1. Jtsd. rückt, kann ihr das notwendige Zinnlager zugeschrieben werden.

Zu „Wirrungen um Schoske und Wildung“ [ZS 2/2001, 313 ff.]:

Mittlerweile ist das Corpus delicti nach Kairo ins *Ägyptische Museum* zurückgekehrt. In Deutschland breitete die Presse einen Mantel des Schweigens über die Peinlichkeiten [z.B. Weskott] oder versuchte sogar eine Mohrenwäsche [Willeitner], während die *Neue Zürcher Zeitung* der Wahrheit die Ehre gab. Ihr zufolge war die Wanne des Echnaton-Sarkophags in den 20er Jahren aus dem Museum in Kairo gestohlen worden. 1981 kaufte sie ein Schweizer Kunstsammler im illegalen Handel. Prof. Dietrich Wildung überredete ihn, seinem

Münchener Museum das Objekt als Leihgabe zu überlassen. Bei der Restauration war die Holzwanne nicht zu retten, aber die zugehörigen Goldfolienbänder wurden in eine entsprechende Plexiglaswanne eingebettet. Doch dann blieb die Preziose aus nahe liegenden Gründen im Magazin.

Im Jahr 2000 erhob der Ägyptologe Rolf Krauss auf einer Konferenz in Heidelberg schwere Vorwürfe gegen die Museumsleitung, worauf Ägypten sein Eigentum zurückverlangte. Schließlich sagte Ministerpräsident Stoiber die Rückgabe des Hehlerguts zu. Nun schickte Kairo für eine kleine Ausstellung den zugehörigen Sargdeckel nach München, bevor der gesamte Sarkophag zurückgegeben wurde.

Dabei wurde auch ein kolossaler Kopf präsentiert, der bislang als einziges gesichertes rundplastisches Bildnis des Königs Eje gesehen worden war, aber nun Tutanchamun zugeschrieben wird. Er war erst 1977 im Schutt des Neuen Museums in Berlin wieder aufgespürt worden [Weskott].

Der Sargdeckels diente nicht dem Begräbnis von Echnaton, sondern wohl dem von Semenckare. Die Goldfolien der Intarsien wiesen eine „so hohe Reinheit auf, wie sie in der Natur nicht vorkommt, so daß es die alten Ägypter mit dem sogenannten Zementationsverfahren raffiniert haben müssen, das der griechische Naturhistoriker Agatharchides von Knidos erstmals mehr als elfhundert Jahre später beschreibt“ [Willeitner].

Einige der Einlagen bestanden aus völlig transparentem Glas, das auch noch von rückwärts bemalt war – für lange Zeit die ersten Hinterglasmalereien. Insgesamt liegen somit weitere Indizien vor, dass die Amarna-Zeit nicht ins -14. Jh. fällt, sondern viel später anzusiedeln ist. Heribert Illig

NZZ (2002): „Ägyptischer Sarkophagteil kehrt heim. Aufwendige Restaurierung durch Münchner Museum“; in: *Neue Zürcher Zeitung*, vom 28. 1. 2002

Weskott, Hanne (2001): „Mit aller Pracht ins Jenseits. Die Ausstellung „Das Geheimnis des goldenen Sarges“ in der Ägyptischen Staatssammlung“; in: *SZ*, München, vom 21. (oder 22.) 11. 2001

Willeitner, Joachim (2002): „Pharao im Tomographen. Neue Erkenntnisse über den Ketzerkönig Echnaton“; in: *FAZ*, vom 26. 1. 2002

*

Jahrestreffen der Abonnenten in Regensburg (9. bis 12. 5. 2002)

Alle, die sich bei der Redaktion angemeldet haben, erhalten die Informationen über Tagungsprogramm, Anreisemöglichkeiten etc. per Brief. Wer ihn bis 15. 4. nicht erhalten hat, muss schnellstens reklamieren.

*

Mantis Verlag (Preise inkl. Versandkosten)

Heribert Illig · Franz Löhner (⁵2001): Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit
270 S., 127 Abb., Pb., 18 €, für Abonnenten 16 €

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (⁴2001): Wann lebten die Pharaonen?
Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt
503 S., 192 Abb., Pb., 27 €, für Abonnenten 24 €

Gunnar Heinsohn (³2000): Wie alt ist das Menschengeschlecht?
Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit
158 S., 42 Abb., Paperback, 11 €

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim.
Eine Entmystifizierung
327 S., 17 Abb., Pb., 20 €, für Abonnenten 18 €

Gunnar Heinsohn (³1999): Assyrerkönige gleich Perserherrscher!
Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich
276 S., 85 Abb., Pb., 18 €, für Abonnenten 16 €

Gunnar Heinsohn (²1997): Wer herrschte im Indusal?
Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser
102 S., 43 Abb., Pb., 10 €

Heribert Illig (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?
405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abonnenten 5 €

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt
in archaischen Gesellschaften
131 S., 25 Abb., Pb., 11 €

Sämtliche Hefte von **Zeitensprünge** und **Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart** sind seit Beginn (1989) lieferbar. Preise und Register s. Impressum

Essaybände (bis 1918, ab 1919) von **Egon Friedell: Abschaffung des Genies** und **Selbstanzeige** (Hg. H. Illig), gebunden, jeweils 9,50 €

---- Nur im Buchhandel die Titel von Econ:

H. Illig (¹⁰2001): **Das erfundene Mittelalter**; geb., 9,90 €

H. Illig (⁵2001): **Das erfundene Mittelalter**; Tb., 9,45 € (aktualisiert + Nachwort)

H. Illig (⁴2001): **Wer hat an der Uhr gedreht?**; Tb., 8,95 €

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 14, Heft 1, März 2002

- 5 Heribert Illig: K(r)ämpfe um Troia
13 Walter Kiefl: Nechos Afrikaumschiffung – Seemännische Großtat oder antipersische Propaganda?
18 Angelika Müller: Nachgetragene Minne
29 Franz Siepe: Lügen um der Wahrheit willen?
32 Jan Beaufort: Die Fälschung des *Almagest* II
49 Hans-E. Korth: Anomalie der ¹⁴C-Kalibrierkurve beweist Kalendersprung
68 Klaus Weissgerber: Zur chinesischen Phantomzeit (Sinaica I)
79 Manfred Zeller: Die Tangzeit, Chinas glanzvolle Epoche, eine Fiktion?
104 Klaus Weissgerber: Zur frührussischen (Kiewer) Phantomzeit II
126 Gunnar Heinsohn: Polen im frühen Mittelalter
132 Eberhard Schwerdtel: Neue Aspekte über das Wesen der Franken
142 Monika Falkenrath: Nomen est omen
145 Heribert Illig: Mörtel mit Zuschlag
150 H. Illig: Hinterweltler aller Art. Eine zuweilen widerwärtige Mittelalter-Diskussion
173 Franz Siepe: Ein schlagendes Argument
178 Hanjo Schmidt: Die Gründung mittelalterlicher Städte
187 Axel / Herwig Brätz: Münchner Kindl und Buddenbrooks
194 Robert Zuberbühler: es denkt
- 3 Editorial
172 Nachträge zur Phantomzeitdebatte
207 Vermischtes

ISSN 0947-7233